Ein

deutscher Landsknecht

der neuesten Zeit.

Aus dem Leben eines Verstorbenen,

nach dessen hinterlassenen Papieren

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Dritter Theil:

Sibirien. Italien. Dienst in der conföderirten Armee der Südstaaten von Nordamerika.

Wohlfeile Volksausgabe.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1864.

Digitized by Google

Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, an denen die Heftbänder verletzt sind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit.

Dritter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein

deutſcher Landsknecht

der neueſten Zeit.

Aus dem Leben eines Verſtorbenen,

nach deſſen hinterlaſſenen Papieren

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Dritter Theil:

Sibirien. Italien. Dienſt in der conföderirten Armee der Südſtaaten von Nordamerika.

Jena und Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1864.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Erstes Kapitel.

Abreise von Sebastopol nach einem Landgute in der Nähe der Wolga. Angenehmer ländlicher Aufenthalt daselbst und Wiederherstellung meiner Gesundheit. Beendigung des Krimkrieges und meine Verabschiedung aus der kaiserlich russischen Armee mit dem Range eines Hauptmanns. Entschluß, als Wegebaumeister in den Dienst einer Bergwerkscompagnie in Sibirien zu treten. Reise über Kasan, Perm, Jekatarinenburg nach Tomsk. Sibirische Karavanen und Pferde. Goldwäschereien im Ural 7

Zweites Kapitel.

Leben in Tomsk. Fahrt nach dem Bergwerke und Beginn der Vermessungsarbeiten. Die verschiedenen Klassen der Verbannten und ihre Lebensweise in Sibirien. Die Jagden auf Wölfe und Bären. Ueppiges Winterleben in Tomsk. Die strenge Kälte und ihre Wirkungen. Einsamer Sommeraufenthalt auf meiner Station und angestrengte Thätigkeit. Reise nach Krasnojarsk. Der zweite Winter in Tomsk. Arbeiten während des zweiten Sommers auf einem Bergwerke am Jenisei. Der dritte Winter in Sibirien 36

Drittes Kapitel.

Nachricht über den Ausbruch eines neuen Krieges in Europa. Sofortiger Entschluß, nach Preußen zurückzukehren. Reise von Sibirien über Moskau und Petersburg nach Berlin. Gemischte Hoffnungen, daß Preußen einen Kampf gegen die Franzosen unternehmen werde. Der schnelle Friedensschluß von Villafranca und die Mißstimmung der österreichischen Armee. Genua und die sardinische Armee. Abreise nach Neapel. Angenehmes Leben und schlechte militärische Verhältnisse daselbst. Aufenthalt in Rom. Die Organisation der neuformirten päpstlichen Armee. General Lamoricière und seine Enttäuschungen. Entschluß, ein preußisches Bataillon für die päpstliche Armee zu organisiren. Verhinderung daran 68

Digitized by Google

Seite

Viertes Kapitel.

reise nach der Schweiz. Winteraufenthalt in Vevay. Entschluß, in die Dienste der conföderirten Staaten von Nordamerika zu treten. Waffeneinkäufe in Lüttich. Reise nach Havanna. Angenehmer Aufenthalt daselbst. Fahrt nach New-Orleans. Verfolgung durch ein unionistisches Kriegsschiff. Veränderte Charakteristik von New-Orleans. Die Organisation der conföderirten Armee und deren Vorzüge und Fehler. Die unionistische Armee. Aufenthalt auf einer Pflanzung am Mississippi. Organisation von einem Scharfschützencorps. Dessen Officiere . . . 108

Fünftes Kapitel.

er General Beauregard und seine Charakteristik. Erstes glückliches Gefecht. Der kleine Krieg. Ein muthiger Schneider. Strenge Disciplin. Die Schlacht bei Belmont. Kämpfe im Fort Donelson. Vorpostenkrieg, der Guerillaführer Morgan. Ein fröhlicher Weihnachtsabend. Der General Honewall Jackson 142

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht bei Shilog am 6. und 7. April 1862. Erster Schlachttag. Unangenehmes Bivouak. Erbitterte Kämpfe der Deutschen gegen Deutsche am zweiten Schlachttag. Einzelgefechte. Unser Rückzug und großer Verlust. Der Prinz Polignac und General Johnstone. Vorpostengefechte und Ueberfälle und verschiedene Scenen dabei. Der General Lee und der unionistische General M'Clellan. Der Beginn der siebentägigen Schlacht bei Richmond. Heftige Kämpfe und ungeheure Verluste während dieser Tage. Meine schwere Verwundung bei Fraciers-Farm. Aufenthalt in Richmond. — Schlußbemerkung des Herausgebers. 173

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Abreise von Sebastopol nach einem Landgute in der Nähe der Wolga. Angenehmer ländlicher Aufenthalt daselbst und Wiederherstellung meiner Gesundheit. Beendigung des Krimkrieges und meine Verabschiedung aus der kaiserlich russischen Armee mit dem Range eines Hauptmanns. Entschluß, als Wegebaumeister in den Dienst einer Bergwerkscompagnie in Sibirien zu treten. Reise über Kasan, Perm und Jekaterinenburg nach Tomsk. Sibirische Karavanen und Pferde. Goldwäschereien im Ural.

Die Einnahme der Südseite von Sebastopol durch das vereinigte englisch-französische Heer hatte den Kampf hier so ziemlich beendet, und unsere auf die Nordseite zurückgezogenen Truppen durften sich einer fast gänzlich ungestörten Winterruhe hingeben. Es war dieses für die Mehrzahl derselben auch ein dringendes Bedürfniß, denn ihre Organisation war durch die letzten Ereignisse ungemein erschüttert worden. Ich selbst litt noch sehr an meiner Wunde in der linken Schulter, denn der zersplitterte Knochen heilte nur äußerst langsam wieder, und nach der Versicherung der Aerzte konnten mindestens noch sechs Monate hingehen, bevor selbst im glücklichsten Fall der Arm so weit seine volle Kraft wieder gewann, daß ich den Dienst eines activen Officiers verrichten durfte. So stand mir denn leider noch eine lange Zeit der gezwungenen Unthätigkeit bevor. Wo und wie ich solche aber verbringen sollte, darüber war ich noch im Unklaren; nur so viel stand bei mir fest, daß

Digitized by Google

ich, sobald meine Gesundheit nur irgendwie die Reise gestattete, aus dem Lazareth von Sebastopol forteilen wollte. Die dort herrschende Enge und Ueberfüllung, verbunden mit gar manchen in den Verhältnissen liegenden Unannehmlichkeiten, machten trotz der aufopferndsten Pflege der Schwester Feodosia den Aufenthalt daselbst höchst unangenehm. Dazu fing das Lazarethfieber, diese schreckliche Geißel des Krieges, die mehr Opfer als das blutige Schlachtfeld kostet, immer heftiger zu wüthen an, daher auch mit Recht darauf gesehen wurde, alle Reconvalescenten möglichst bald zu entfernen.

Der Zufall wollte, daß ich mit einem jungen russischen Rittmeister, der, durch einen Schuß in den Fuß verwundet, längere Zeit mein Bettnachbar war, näher befreundet wurde. Er war ein höchst liebenswürdiger, angenehmer Mann, der die Welt noch nicht im Mindesten kannte, und sich daher eine seltene Frische des Geistes und eine ungemein naive Lebensanschauung, die mich oft sehr belustigte, bewahrt hatte. Der Sohn eines sehr reichen, großen Grundbesitzers an der Wolga, hatte er seine Jugend nur auf dem Lande und später in den kleinen Garnisonstädten seines Husarenregiments verlebt. Moskau war die einzige größere Stadt, die er kannte, und es interessirte ihn ungemein, wenn ich ihm von dem Leben in der großen Welt und von meinen bisherigen abenteuerlichen Schicksalen erzählen konnte. Da seine Fußwunde auch so weit wieder geheilt war, daß er eine Reise nach seinem väterlichen Gute, wo er seine völlige Genesung erwarten wollte, antreten konnte, so machte mein Freund mir den Vorschlag, ihn dahin zu begleiten. Er versicherte mir, ich würde von seinen Eltern auf das herzlichste empfangen werden und gewiß die beste Pflege erhalten. Der Vorschlag war zu verlockend für mich, als daß ich ihn nicht mit vielem Danke angenommen hätte. Da ich voraussichtlich noch lange Zeit ein Reconvalescent bleiben mußte, so erhielt

Digitized by Google

ich nur einen unbestimmten Urlaub bis zu meiner vollständigen Genesung.

Gerade am Neujahrstag 1856 traten wir unsere Reise an. Der Abschied von manchen wackeren Kampfgenossen, mit denen ich im Feuer der feindlichen Kanonen Freundschaft geschlossen hatte, schmerzte mich sehr, am Meisten jedoch der von meiner treuen Pflegerin, der Schwester Feodosia. Wahrhaftig, es war mir, als wenn es in meinen Augen naß wurde, als ich diesem edlen Wesen — wohl auf Nimmerwiedersehen — zuletzt noch recht herzlich die Hand drückte.

Wir hatten uns einen zurückkehrenden Bauernschlitten, welcher Fourage nach Sebastopol gebracht hatte, gemiethet, da wir unseres leidenden Zustandes wegen doch nur kleinere Tagereisen machen konnten. Wir bildeten ein komisches Paar von einem Lahmen und einem Hinkenden. Unser Schlitten, vor dem drei kleine zottige, aber unermüdliche russische Bauerpferde gespannt waren, bestand zwar nur aus rohen Holzkufen, war aber so lang und geräumig, daß wir uns mit Hülfe von Wollendecken, Strohpolstern und Pelzen ein recht bequemes Lager zum Liegen darin bereiten konnten. Eine leinene Plandecke darüber diente zum Schutz gegen Wind und Schnee, und so war unser Fortkommen denn wirklich ein ganz behagliches. Vorn auf dem Bock neben dem Jemtschick saß der russische Soldat, welcher zu mir als Diener commandirt war. Da ich mich meines lahmen Armes wegen nicht allein an- und auskleiden konnte und überhaupt noch sehr unbehülflich war, so bedurfte ich dieses Dieners dringend. Der Bediente meines Freundes ritt mit dessen zwei sehr edlen Reitpferden hinter dem Schlitten her.

Wie sehr die ganze Krim durch diesen letzten Krieg und die unaufhörlichen Durchmärsche der Truppen gelitten hatte, konnten wir auf dieser Fahrt so recht erkennen. Nur mit äußerster Mühe waren in den Dörfern und Poststationen oft Lebens-

Digitized by Google

mittel für uns und unsere Pferde zu erhalten, und Alles sah wie ausgestorben und ausgehungert aus. Für die durchmarschirenden Truppen waren in den Städten jetzt sehr große Magazine, welche die nothwendigsten Lebensmittel und Fourage erhielten, angelegt, so daß diese nunmehr keinen allzugroßen Mangel mehr zu leiden brauchten, wie dieses beim Beginn des Feldzuges häufig der Fall gewesen war.

Als wir erst aus der Krim fort und mehr in das eigentliche Rußland kamen, hörte dieser Mangel aber ersichtlich auf, und je weiter wir uns von der großen Heerstraße entfernten, desto besser wurde es. So legten wir denn unsere Fahrt zwar langsam, aber doch mit ziemlicher Bequemlichkeit und ohne weitere bemerkenswerthe Vorfälle zurück, und langten in der letzten Hälfte des Februar auf dem elterlichen Gute meines Freundes an.

Nie in meinem Leben werde ich den herzlichen Empfang, der mir sogleich bei meiner dortigen Ankunft, und die unausgesetzte Freundlichkeit, die mir während meiner ganzen fünfmonatlichen Anwesenheit daselbst zu Theil ward, vergessen. Wahrlich, in meinem Elternhause hätte ich keine sorgfältigere Pflege finden können, als mir hier zu Theil ward. Es war überhaupt ein ganz eigenthümliches Leben und Treiben auf dieser großen Herrschaft, welches schon der Neuheit wegen mich ungemein interessirte. Der alte Vater meines Freundes, ein Greis hoch in den Siebzigen, dabei aber noch von fast jugendlicher Kraft und Rüstigkeit, der täglich bei Wind und Wetter nahe an vier bis fünf Stunden zu Pferde saß und seine weitausgedehnten Besitzungen durchritt, hatte früher lange Zeit in der Armee gedient, die Türkenkriege und zuletzt den Feldzug unter Suwarow in Italien mitgemacht, und als Oberst ein Husarenregiment befehligt. Er war gewiß ein sehr muthiger, gewandter Feldsoldat gewesen, denn er besaß vielen natürlichen Verstand und einen seltenen Scharfblick, hatte aber so wenig

Digitized by Google

gelernt, daß er mit Mühe schreiben und etwas rechnen konnte, wie ich denn auch niemals gesehen habe, daß er ein Buch oder nur eine Zeitung in die Hand nahm. Sein Factotum in der Correspondenz, dem Rechnungswesen, der ihm auch zugleich einen kurzen Auszug aus den Zeitungen vorlesen mußte, war ein alter versoffener ehemaliger Regimentsquartiermeister, seiner Abstammung nach entschieden ein früherer polnischer Jude, obgleich er jetzt mit vieler Ostentation den orthodoxen griechisch-katholischen Christen spielte. Der Kerl war ein Halunke durch und durch, dabei aber oft höchst belustigend, und gab sich absichtlich stets zu der entwürdigenden Rolle eines Hausnarren für seinen Gebieter her. Die Gattin des Gutsbesitzers war ein altes, stets freundliches, unbeschreiblich gutmüthiges Mütterchen, freilich auch ohne jegliche Bildung. Sie trippelte den ganzen Tag geschäftig im Hause umher, gefolgt von einer Schaar von Wirthschafterinnen, Beschließerinnen und Mägden aller Art, wie denn überhaupt allein das Hausgesinde aus mindestens zwanzig weiblichen und dreißig bis vierzig männlichen Dienstboten, lauter Leibeigenen, bestand. Trotz dieser Menschenmenge, die überall umherlungerte, war doch nicht die mindeste Ordnung im ganzen Haushalte, ja nach unseren deutschen Begriffen ließ sogar die Reinlichkeit Manches zu wünschen übrig. Von dieser kolossalen Vergeudung von Zeit und Menschenkräften, und von der Verschwendung, welche mit Lebensmitteln aller Art auf einer großen, nach alter Weise geleiteten Wirthschaft im Innern von Rußland getrieben wurde, wird man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen können. So waren sechszehn Wagenpferde und zehn bis zwölf Reitpferde allein für den Gebrauch der Familie bestimmt, und doch mußten wir oft über eine Stunde warten, bevor nur zwei vierspännige Wagen vor die Thür fahren konnten. Bei dem einen Gespann war dies, bei dem andern das in Unordnung, überall haperte es am Nothwendigsten, und

Digitized by Google

die Scene endete gewöhnlich damit, daß der alte Herr in den größten Zorn gerieth und dem eleganten Stallmeister einige Hiebe mit der Reitpeitsche gab. Der Stallmeister prügelte dann in den Ställen die Kutscher, und erst wenn dies geschehen war, kam Leben und Ordnung in Alle. Eben so unordentlich und nachlässig wurde auch der Feldbau betrieben, und der sehr fruchtbare Boden lieferte entschieden nicht den vierten Theil des Ertrages, der bei nur einigermaßen ordentlicher Wirthschaft gewonnen werden konnte. Zu der Hauptbesitzung gehörten an siebenhundert Leibeigene, die im Dorfe wohnten und theilweise Hand- und Spanndienste leisten mußten. Der alte Herr, obgleich er im Zorn an Alle sehr viele Hiebe mit seiner Reitpeitsche austheilte, war im Allgemeinen höchst gutmüthig gegen seine sämmtlichen Leibeigenen, deren er an 5000 Stück besaß, litt nicht, daß sie irgendwie gedrückt wurden, und sah ihnen oft nur zu viel nach. Trotzdem herrschten Unordnung und theilweise auch Ungerechtigkeiten überall, die leibeigenen Bauern waren faul und vernachlässigten den Feldbau auf die schauderhafteste Weise, und die einzelnen Verwalter betrogen den Herrn und bedrückten manche ihnen persönlich mißliebige Leibeigene ganz nach Gutdünken. An Cultur und irgend welchen höheren Aufschwung in der Landwirthschaft war gar nicht zu denken, und Alles ging unveränderlich nach dem alten Schlendrian fort. Welch ein furchtbares Uebel die Leibeigenschaft für das ganze russische Volk war, und wie ihre schwere Last alle innere Entwickelung fast gewaltsam daniederdrückte, lernte ich auf diesem Gute erst so recht erkennen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft ist die größte That, welche jemals ein russischer Kaiser für sein Volk gethan hat, und ihre wohlthätigen Folgen sind unermeßlich für die Zukunft. Der Kaiser Alexander hat hierdurch seinem Reiche eine ungleich größere Kraft verliehen, als wenn er noch einige tausend Quadratmeilen zwangsweise dazu erobert hätte, und wenn dieser wichtige Schritt auch für die Ge-

Digitized by Google

genwart immer manche sehr bedeutende Unannehmlichkeiten haben muß, wie dies bei jeder tief in das innere Leben des Volkes eingreifenden Veränderung stets der Fall ist, so wird doch schon die nächste Generation sein Andenken als das eines der großen Monarchen, welchen die russische Geschichte kennt, segnen. Wie ganz anders aber lautet der Nachruf, den der Kaiser Nicolaus hinterlassen hat!

Nächst den beiden Eltern waren auch noch zwei verheirathete Töchter auf dem Gute. Die eine, die schon über vierzig Jahre alt sein mochte, war eine Wittwe mit zwei Kindern. Sie war gutmüthig, aber höchst ungebildet und langweilig, und wird mir stets unvergeßlich bleiben, weil sie den stärksten Appetit besaß, der mir jemals bei einer Dame vorgekommen ist. Zwei gebratene Schnepfen allein beim Mittagsessen zu verzehren, und dann noch den übrigen vielen Schüsseln gehörig zuzusprechen, war ihr eine Kleinigkeit. Die andere Schwester, deren Mann jetzt als Major bei den Dragonern in der Krim stand, war eine kleine hübsche, muntere Blondine, zwar auch ohne viel Bildung und jegliche höhere Geistesrichtung, aber stets lustig, harmlos lachend und auf jeden Scherz eingehend. Sie war meine besondere Freundin, mit der ich fast den ganzen Tag in unbefangener Geselligkeit verkehrte. Ich sang ihr deutsche und sie mir wieder russische Lieder vor, wir spielten Karten oder Brettspiel zusammen, fuhren in einer Droschke mit zwei kleinen Steppenpferden, welche sie selbst mit großer Meisterschaft lenkte, spazieren, und ritten später, als mein Arm dies erst wieder gestattete, oft Stunden lang durch die im vollen Frühlingsschmuck stehenden Wälder und Felder.

Mein Leben war, obgleich ich solches für immer nun und nimmer mehr hätte führen mögen, für einige Monate doch recht angenehm. Besonders die Ruhe und der tiefe Frieden, der hier herrschte, thaten mir nach dem furchtbaren Lärm und

Digitized by Google

der entsetzlichen Spannung, die in Sebastopol herrschte und durch welche zuletzt jedes Nervensystem zerrüttet werden mußte, ungemein wohl. Bei der guten Pflege, die ich hatte, machte auch die Heilung meiner Wunde die besten Fortschritte; ich konnte gegen Ostern schon den Arm aus der Binde nehmen, und spürte einige Wochen später kaum noch die mindeste Schwäche in der Schulter. Meine Schenkelwunde war schon früher geheilt gewesen, und so war ich jetzt wieder so weit hergestellt, daß ich mich zum activen Felddienst wieder stark genug fühlte. Dazu mußte ich wirklich befürchten, daß ich bei einem allzulangen Aufenthalt auf dem Gute durch das viele Essen so stark werden möchte, daß mir gar keine Uniform mehr paßte. Gegessen wurde hier eigentlich den ganzen Tag, denn außer zwei sehr reichlichen regelmäßigen Mahlzeiten stand in dem einen Zimmer stets ein gedecktes Buffet mit kaltem Braten, besonders von Wildpret aller Art, Kaviar, marinirten Fischen, einer zahllosen Menge von eingemachten Früchten und verschiedenen feinen Branntweinen, „um den Appetit zu reizen," wie es hieß, bereit. Da die Wolga nur eine Stunde von dem Gute entfernt war, so hatten wir auch stets einen Ueberfluß der trefflichsten Fische; besonders den berühmten Sterlet, der als die größte Delicatesse der Welt gilt, sich aber seines weichen Fleisches wegen nicht gut verschicken läßt, hatten wir sehr häufig. Ich muß aber gestehen, daß ich mir aus diesem Sterlet nicht viel machte. Als ich wiederhergestellt war, nahm ich häufig an diesem Fischfange auf der Wolga Antheil, was mir viel Vergnügen gewährte. Sonst ging ich auch häufig auf die Jagd, und habe zahllose Schnepfen, Bekassinen und andere Wasservögel geschossen. Viel Vergnügen gewährte es mir auch, mit dem alten Obersten mitunter nach seinem großen Gestüte zu fahren, das ungefähr acht deutsche Meilen von dem Gute entfernt lag. Es wurden auf dieser Fahrt aber zweimal die Pferde gewechselt, und wir fuhren

Digitized by Google

die acht Meilen in noch nicht ganz drei Stunden, so daß wir am Abend stets wieder zurückwaren. Das Gestüte war ein halbwildes, und die 200 Mutterstuten, aus denen es bestand, gingen stets im Freien und wurden nur im Winter in einen halboffenen Stall getrieben. Sehr viel Sorgfalt wurde übrigens, so weit ich es beurtheilen konnte, nicht auf die Zucht der Pferde verwandt, und die Zulassung der Hengste zu den Stuten meist dem Zufall überlassen. Im Allgemeinen waren die Pferde auch nicht hübsch, und hatten besonders häßliche dicke Köpfe, zeichneten sich aber durch Ausdauer und Härte im Ertragen der Strapazen sehr vortheilhaft aus. Durch den Krieg, bei dem eine zahllose Menge von Pferden in Rußland zu Grunde gegangen war, stieg der Preis derselben beträchtlich. So verkaufte der alte Oberst im Februar an einen Remonteofficier 100 fünfjährige rohe Pferde, die erst eingefangen werden mußten, das Stück zu 65 Silberrubel, während er früher gewöhnlich nur 40 Rubel für das Pferd erhalten hatte. Diese 100 Pferde, durchweg Grauschimmel, waren zur Remontirung eines Ulanenregiments bestimmt, und eigneten sich auch vortrefflich für diesen Zweck.

Der Tag meiner Abreise zu meinem Corps, das noch immer in Sebastopol stand, war schon bestimmt, und da mein Freund, der Rittmeister, ebenfalls schon wieder so weit hergestellt war, das er zum Dienste bei seinem Regimente einrücken konnte, so wollten wir die Reise gemeinschaftlich und zwar, der größeren Eile wegen Tag und Nacht, mit Postpferden zurücklegen, als wir die Nachricht von dem Pariser Friedensschluß erhielten.

Anfänglich wollten wir der Zeitung, welche dieses verkündete, keinen rechten Glauben schenken, aber nach einigen Tagen erhielten wir die sichere Bestätigung. Das war eine gar traurige Kunde für mich, da ich mich auf die fernere Fortsetzung des Krieges gefreut hatte. Am Meisten von uns Allen war aber der alte Oberst über diesen, seiner Ansicht nach die Ehre Rußlands

Digitized by Google

benachtheiligenden Frieden in Zorn gerathen. Er prügelte sein Factotum, das zuerst einige Possen über diesen Friedensschluß reißen wollte, derb mit der Reitpeitsche durch, und war einige Tage in so schlechter Laune, daß alle seine Diener ihm möglichst weit aus dem Wege gingen, denn es setzte Knüffe und Püffe und Hiebe mit seiner Reitpeitsche in Menge, obgleich er sonst, wenn sein Zorn verraucht war, sich durch große Gutmüthigkeit gegen alle seine Leute auszeichnete. Er bestimmte nun seinen Sohn, nicht wieder zu seinem Regimente zurückzukehren, sondern schon gleich vom Gute aus um seinen Abschied einzukommen, und versprach ihm in diesem Fall die reichlichen Geldmittel zu einer zweijährigen Reise durch ganz Europa. Der junge Rittmeister wußte, daß jetzt, wo nach dem Friedensschluß das Avancement entschieden stocken, der Aufenthalt in einem kleinen russischen Städtchen sehr langweilig für ihn sein würde, ging daher gern auf diesen Vorschlag seines Vaters ein und bat um seinen Abschied. Ich selbst wußte anfänglich gar nicht, was ich für meine Person beginnen sollte, denn es war zweifelhaft, wo ich jetzt die Division, der ich zuletzt zugetheilt war, finden konnte, da sie wahrscheinlich schon aufgelöst war. Ich schrieb also an das Generalcommando des Armeecorps, meldete meine völlige Wiederherstellung und bat um Verfügung, wohin ich mich zu begeben habe, und was fernerhin aus mir werden solle. Nach einigen Wochen erhielt ich die Nachricht, daß ich mit dem Charakter als Hauptmann, und einer Pension von monatlich zehn Silberrubeln verabschiedet worden sei, da die Armee stark reducirt würde und alle nicht fest angestellten Officiere ein gleiches Loos treffe. Für mein Verhalten am 18. Juni erhielt ich den Georgsorden, der in den Augen der russischen Soldaten mehr Werth hat, als alle anderen Orden zusammengenommen, indem er nur durch wirkliche Auszeichnung im Kriege verdient werden kann.

Ich mußte mir zwar selbst gestehen, daß ich mich nicht im

Digitized by Google

Mindesten über eine Ungerechtigkeit beklagen und wie die Verhältnisse nun einmal waren, auch nichts Anderes erwarten konnte, und doch war ich über diesen neuen Schlag, der mich jetzt traf, sehr bestürzt. Abermals hatte ich muthig gekämpft und meine Pflicht als Soldat gewiß nach besten Kräften erfüllt, um jetzt wieder nach Beendigung des Krieges ohne irgend eine feste Existenz und ohne begründete Hoffnung für eine sichere Zukunft zu sein. Doch was halfen alle diese Sorgen und trüben Gedanken, damit änderte ich mein Schicksal nun doch einmal nicht, es galt nur, den Muth nicht zu verlieren und den Kopf oben zu behalten, alles Andere konnte mir nichts nützen.

So persönlich erzürnt ich auch damals über diesen Friedensschluß war, so mußte ich bei ruhiger Ueberlegung doch die feste Ueberzeugung gewinnen, daß der Kaiser Alexander sehr richtig und ganz im Interesse seines Landes handelte, als er den Friedensschluß bestätigte. Die Waffenehre Rußlands war durch die heldenmüthige Vertheidigung von Sebastopol, die vergeblichen Angriffe der englisch-französischen Flotte auf Sweaborg und die Eroberung von Kars vollkommen gerettet, und einen andern Erfolg vermochte der Kaiser Alexander jetzt nicht mehr zu erringen. So lange die englisch-französischen Flotten die Meere beherrschten, konnte Rußland nun und nimmermehr zur Offensive übergehen, sondern vermochte sich nur auf die Defensive zu beschränken, und es ist für einen Staat, wenn er Krieg führen soll, immer eine sehr mißliche Sache, wenn er nur sich defensiv verhalten darf. Er kann im unglücklichsten Fall zwar viel verlieren, im glücklichsten aber nichts gewinnen, und so sind die Verhältnisse für ihn nicht sehr günstig. Da die Kriegsflotte des schwarzen Meeres ohnehin vernichtet war, so verlor Rußland durch diesen Friedensschluß auch verhältnißmäßig nur sehr wenig.

Einen ganz ungeheuern Vortheil hatten der Kaiser Alexander

Digitized by Google

wie sein getreues Volk aber in diesem zweijährigen Kampfe dadurch gewonnen, daß sie die große Kraft, aber auch die vielen Schwächen des Landes richtig zu erkennen vermochten. Die absolute Schädlichkeit des starren Despotismus des Kaisers Nicolaus und sein gewaltsames Hineinpressen des Heeres in die maschinenmäßige Form hatten sich so sehr gezeigt, daß selbst dessen frühere wärmste Vertheidiger jetzt gänzlich verstummen mußten. Mit dieser richtigen Erkenntniß der ungeheuren Verschuldung, die sein Vater an Rußland begangen hatte, verband der ungleich begabtere Sohn glücklicher Weise auch den Willen und die Kraft, dies möglichst wieder zu verbessern. So sind durch den jetzigen Kaiser sowohl in der Organisation des Heeres, wie auch in der übrigen Verwaltung des Staates jetzt neue Bahnen eingeschlagen worden, welche, werden sie fernerhin nur noch mit gleicher Kraft und gleichem Geschick, als dies bisher geschah, verfolgt, Rußland schon in einem Decennium in jeder Hinsicht nicht allein im Innern glücklicher, sondern auch nach Außen ungleich stärker machen werden, als dies unter dem verstorbenen Kaiser jemals der Fall war.

Was nun mich anbelangte, so schwankte ich nach meiner Verabschiedung wirklich einige Zeit, ob ich nicht Europa abermals Lebewohl sagen und mich nach Amerika zurückbegeben sollte. Daß ich, erhielt mir Gott meine Gesundheit und Kraft, mir in letzterem Lande nicht allein einen genügenden Unterhalt erwerben, sondern auch allmälig ein unabhängiges Vermögen ersparen konnte, war ich nach meinen früheren Erfahrungen fest überzeugt. Ich hatte in diesem Fall die Absicht, mich wieder nach dem Westen der „Vereinigten Staaten" zu begeben und von da aus Handelskaravanen nach Santa Fé in Mexico oder lieber noch nach Californien zu organisiren, wobei mir meine früheren Erfahrungen dann sehr gut zu statten gekommen wären. Nur die Hoffnung, daß es über kurz oder lang in Europa doch

Digitized by Google

noch zu einem blutigen Kampfe gegen die Napoleonische Suprematie kommen müsse, hielt mich noch in unserem alten Welttheile zurück.

Der Zufall warf mir aber vorläufig eine ganz andere Bestimmung entgegen.

Auf dem Gute des alten Obersten war ein Bruder des früheren Gemahls der ältesten Tochter einige Wochen zum Besuche gewesen. Er war ein ganz angenehmer und ziemlich unterrichteter Mann, der mit noch mehreren Verwandten zusammen große Bergwerke in Sibirien besaß. Ich hatte mich häufig mit ihm unterhalten und ihm dabei auch erzählt, daß ich mich viel mit Vermessungsarbeiten beschäftigt und schon in Brasilien mehrere Monate an der Anlegung einer Straße durch den Urwald gearbeitet habe, auch in Sebastopol vielfach mit Vermessungen und der Aufsicht über Erdarbeiten beschäftigt gewesen sei. Da er sich für dergleichen Sachen sehr zu interessiren schien, wir auf dem Gute ohnehin ja auch nichts zu thun hatten, so suchte ich ihm, soweit dies ohne eigentliche Instrumente möglich war, praktisch einen Begriff, wie man dergleichen Arbeiten zu leiten habe, zu verschaffen. Ich hatte eigentlich das Ganze als halbe Spielerei betrachtet und dann nicht mehr weiter daran gedacht.

Einige Wochen, nachdem ich meinen Abschied erhalten hatte und schon im Begriff war, über Moskau nach Petersburg zu reisen, um dort mich nach England einzuschiffen, kam dieser Bergwerksbesitzer wieder auf das Gut, da er von hier seine Fahrt nach Tomsk in Westsibirien antreten wollte. Er schien sich sehr zu freuen, mich noch hier zu finden, und frug mit ersichtlicher Theilnahme, welche Pläne ich denn jetzt für meine fernere Zukunft fassen wolle. Da ich keinen Grund hatte, meine Absicht, wieder nach Amerika zu reisen, zu verhehlen, so theilte ich ihm solche auch ohne Weiteres mit. Er schüttelte mit dem

Digitized by Google

Kopfe, kam dann eines Morgens zu mir auf mein Zimmer und sprach: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, der, wie es mir scheint, für uns Beide von Nutzen sein kann. Wir vereinigten Bergwerksbesitzer beabsichtigen nämlich, von unseren Bergwerken eine bessere fahrbare Straße nach Tomsk anzulegen, um somit einen leichteren Transport aus den Gruben zu erhalten. Ich hege die Ueberzeugung, daß Sie diese Sache verstehen, und frage Sie hiermit, ob Sie vielleicht geneigt sein möchten, die Oberleitung dieser Anlage zu übernehmen. Außer freier Station und Vergütung der Reisekosten hin und zurück biete ich Ihnen vorläufig ein monatliches Gehalt von 200 Silberrubeln an. Ueberlegen Sie sich die Sache bis morgen und theilen Sie mir dann Ihren Entschluß mit. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mein Anerbieten annehmen wollten, und hoffe dann auch, daß Sie dies nicht bereuen werden."

Ich muß gestehen, ich war anfänglich wie aus den Wolken gefallen, als ich diese Worte hörte. Nach Sibirien — welcher schaudervolle Gedanke, wie hatte mich früher fast eine Art Gänsehaut überlaufen, wenn ich nur dieses Wort hörte! Alles, was meine Phantasie sich nur von einem öden, kalten Lande, in welchem dazu die Knute beständig geschwungen wurde, vorstellen konnte, verlegte ich nach Sibirien. Seit ich in Rußland war, hatte sich dieser anfängliche Schauder vor diesem Lande aber schon beträchtlich vermindert. Ich hatte in Sebastopol mehrere Officiere gekannt, die längere Zeit in Sibirien stationirt gewesen waren, und deren Erzählungen über ihren dortigen Aufenthalt stets mit vielem Interesse zugehört. Sie schilderten zwar die Winter als lange anhaltend und rauh, meinten aber, man besitze nirgends bessere Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte, als gerade dort, und das gesellige Leben in den größeren Städten Tomsk und Irkutsk sei dabei ungleich angenehmer, als in irgend einer andern russischen Provinzialstadt. Daß es aber mit dem

Digitized by Google

Knutenregiment nicht zum zehnten Theil so schlimm stehe, als ich mir dies früher häufig vorgestellt hatte, wußte ich jetzt schon aus eigener Erfahrung. Und nun gar seit der Nicolaus'sche Despotismus gebrochen war und ein so humaner Kaiser, wie der jetzige war, regierte, hatte man von allzu hartem Druck sicherlich nichts zu befürchten. Jedenfalls konnte ich mir die Sache doch erst ansehen, und es reizte meine Lust nach Abenteuern, auch einmal in Sibirien gewesen zu sein. So sagte ich dem Bergwerksbesitzer denn am andern Morgen, daß ich sein Anerbieten annehmen wolle, worüber er sehr erfreut zu sein schien. Wir machten nun einen festen Contract nach seinen Bedingungen, und trotz meines Widerstrebens zahlte er mir gleich 600 Silberrubel als erste dreimonatliche Gehaltsquote aus. Die Reise nach Tomsk sollte ich sogleich in seiner Gesellschaft antreten, weshalb er die Abfahrt noch um einige Tage verzögerte.

So war denn mein Schicksal entschieden, und statt nach Californien ging es jetzt nach Sibirien. Nun, mir konnte es am Ende einerlei sein, wo ich mich befand, wenn ich nur Gelegenheit hatte, mich anständig durch das Leben zu schlagen.

Der Abschied von der guten, biedern Familie des Obersten, die mich, den Fremden, mit so liebevoller Treuherzigkeit aufgenommen und mit so treuer Sorgfalt gepflegt hatte, that mir wirklich ungemein leid. Fünf ruhige, behagliche und von keiner Sorge getrübte Monate hatte ich auf dem Gute verlebt, und ich erinnere mich kaum, jemals einen gleich langen Zeitraum in so bequemer Weise zugebracht zu haben. Beim Abschied schenkte mir der alte Oberst noch einen prächtigen Bärenpelz, indem er lachend meinte, ich würde solchen in Sibirien schon nothwendig gebrauchen können; während die beiden Töchter meinen Vorrath an Wäsche, der in Sebastopol fast auf ein Nichts reducirt war, reich ausgestattet hatten. Das Mütterchen hatte inzwischen für einen Vorrath an Lebensmitteln und besonders auch an feinen

Digitized by Google

Liqueuren für unsere Reise gesorgt, daß wir dreist einer Hungersnoth auf einigen Wochen Trotz bieten konnten. Mein Freund, der Rittmeister, der sich inzwischen zu einer Reise nach Deutschland vorbereitet hatte, weshalb ich ihm in der letzten Zeit auch deutschen Sprachunterricht gab, schenkte mir noch seinen Feld-Samovar (Theemaschine) und einige von den Sachen, welche ich später bei meinem Nomadenleben in Sibirien schon gebrauchen konnte. Sehr lieb war es mir, daß mein Bedienter, ein Grenadier vom Wladimir'schen Regiment, jetzt nach vierzehnjähriger Dienstzeit unbestimmten Urlaub erhielt und sich sogleich bereit erklärte, auch fernerhin in meinem Dienst zu bleiben. Ich behielt dadurch einen gewandten, zuverlässigen und muthigen Diener, der mir in Sibirien wohl von Nutzen sein konnte.

So fuhr ich denn am 22. Juni 1856 mit dem Bergwerksbesitzer von dem Gute nach Kasan ab, und kam nach einer zweitägigen Reise auch glücklich dort an. Wir fuhren in zwei leichten Wagen, jeder mit einem Dreigespann Postpferde versehen. Auf dem einen Wagen saßen der Bergwerksbesitzer und ich, auf dem andern, der zugleich unsere Lebensmittel und sonstigen Vorräthe enthielt, unsere beiden Diener.

In Kasan verweilten wir eine Woche, da ich mir hier die nothwendigen Instrumente zum Vermessen und Zeichnen anschaffen mußte, was manche Schwierigkeiten verursachte; die dortigen Handwerker schienen auf alle dergleichen Arbeiten nicht sonderlich eingeübt zu sein. Obgleich Kasan eine Universitätsstadt ist, so kostete es mir doch viele Mühe, bis ich einen halbwege brauchbaren Meßtisch und eine gute Meßkette dort erlangen konnte. Auch Reißzeuge und Zeichnenmaterialien kaufte ich, wie ich mir denn auch einen Vorrath von Civilkleidern machen ließ, der mir dringend nothwendig war, da ich in Sebastopol und auf dem Gute nur Uniform getragen hatte. Alle diese Sachen waren hier in Kasan ungefähr zweimal so theuer als in Berlin, sollten jedoch

Digitized by Google

ungleich wohlfeiler als in Sibirien sein. Ich equipirte mich hier nun so reichlich, daß ich zur Noth an zwei Jahre damit auskommen konnte. Freilich ging der größte Theil meiner empfangenen 600 Rubel wieder damit fort.

Die Stadt Kasan gefiel mir recht gut; sie hat in mancher Hinsicht ein sehr fremdartiges Aussehen, und erinnert vielfach an die tatarischen Städte in der Krim. Man sieht hier schon sehr viele fremde Gestalten, besonders Tartaren, und merkt in Allem, daß man sich an der Grenze von Asien und Europa befindet. Für einen Deutschen, der so eben erst frisch nach Rußland kommt, muß dies Alles ein doppeltes Interesse haben. Bei mir, der ich nun schon über ein Jahr in der Krim gewesen war, fehlte aber der Reiz der Neuheit.

Wir hatten in Kasan so viele verschiedene Sachen aller Art eingekauft, daß zwei schwere Wagen damit beladen werden mußten, welche wir unter der Obhut eines Dieners langsamer nachfahren ließen, während wir unsere Reise mit Postpferden Tag und Nacht fortsetzten. Unser Wagen war so lang, daß die Matratzen darin ausgestreckt werden konnten, und so hatten wir des Nachts ein ganz bequemes Lager. Ein solcher russischer Wagen, Tarantaß genannt, ist für weite Courierfahrten bei Tag und Nacht eine sehr praktische Erfindung. Er ist ein langer, etwas plump aussehender Kasten, von leichtem Lindenholz geschnitzt, der auf zwei langen Stangen von elastischen Birken oder Eschen, welche die Stelle der Federn vertreten, ruht. In diesem Kasten wird die mit Leder überzogene Matratze, welche jeder Reisende im Innern von Rußland bei sich führt, ausgestreckt, und aus den Kopfpolstern zugleich ein Sitz bereitet, so daß man entweder liegen oder sitzen kann. Ueber den Vorderrädern befindet sich ein kleiner Sitz für den Jemtschick oder Postillon. Diese langen elastischen Birkenstämme verhindern gleich den besten englischen Federn ein allzuheftiges Stoßen oder Rütteln des Wagens, wie auch dessen

Digitized by Google

Länge ein Umwerfen in den bei Thauwetter im Frühling oft sehr schlechten Wegen fast unmöglich macht.

Eine ganz ansehnliche Stadt, welche wir auf unserm Wege von Kasan nach Sibirien passirten, und wo wir uns verschiedener Geschäfte wegen, welche der Bergwerksbesitzer hier abzumachen hatte, einen Tag aufhielten, war Perm. Es waren hier sehr große Eisengießereien angelegt, deren Besuch mich interessirte.

Wir kamen jetzt in die Vorberge des Urals, und die bisher sehr flache Gegend wurde allmälig immer hügeliger und zeigte in beständiger Abwechslung eine Reihe sehr hübscher landschaftlicher Bilder. Dazu war der Boden ungemein fruchtbar, und mußte bei nur einigermaßen sorgfältiger Bestellung, die aber größtentheils noch gänzlich fehlte, sehr reiche Ernten liefern. Wahrhaftig, Rußland hat es nicht nothwendig, noch neue Eroberungen zu machen und seine Grenzen nach Außen zu erweitern; es ist jetzt schon fast zu groß, und vermag bei nur etwas sorgfältiger Cultur sehr leicht die doppelte Zahl von Bewohnern, welche es zur Zeit besitzt, zu ernähren; diese Ueberzeugung gewann ich bei der Reise nach Sibirien wieder auf's Neue.

Wir fuhren jetzt immer höher in den Ural hinauf, und die abnehmende Vegetation zeigte uns, daß wir immer weiter hinaufstiegen. Der höchste Paß, den die große Straße von Kasan nach Sibirien überschreitet, ist fast 4000 Fuß über der Ostsee gelegen, und ein großes Steinkreuz bezeichnet diese Stelle. Von jetzt an hatten wir die Grenze von Europa überschritten und befanden uns in Asien. So war dies denn schon der dritte Welttheil, in welchen mich mein abenteuerliches Geschick geführt hatte, um mir ein Glück zu erjagen, welches mir die ruhige Heimath nicht gewähren wollte. Mein Reisegefährte, der ein geborener Sibirier, also ein Asiat war, obgleich er lange in Petersburg gelebt hatte, und auch ziemlich Französisch und ein wenig Deutsch sprechen konnte, ließ auf dieser Grenzscheide die Wagen

Digitized by Google

halten und auf dem grünen, schwellenden Rasen ein Frühstück ausbreiten, dessen beste Bestandtheile Caviar und zwei Flaschen Champagner waren. Er schenkte unsere Reisebecher mit dem perlenden Weine voll und brachte einen Toast auf mein Wohlergehen, und daß es mir in dem neuen Lande, welches jetzt auf eine Reihe von Jahren meine Aufenthaltsstätte sein sollte, recht gut gefallen möge, aus. Die Luft des hellen, klaren Julitages war dabei sehr milde, und von unserer Höhe aus konnten wir einen weiten Blick auf die ungeheure sibirische Ebene, die sich von dem Abhange des Urals zu unseren Füßen hinzog, genießen. So vereinigte sich Alles, um mir bei meinem ersten Eintritt in Sibirien einen angenehmen Eindruck zu verschaffen, und ich konnte dies als ein gutes Vorzeichen, daß es mir auch fernerhin in diesem Lande wohl ergehen werde, ansehen. Ungefähr eine Stunde verweilten wir auf dieser Paßhöhe bei dem Kreuze, während unsere Pferde, die sich zuletzt bei dem Erklimmen des Berges hart angestrengt hatten, sich wieder ausruhten und an dem üppigen Grase stärkten, wie unsere Jemtschicks und Diener an ihrem geliebten Branntwein, diesem Nektar des gemeinen Russen, bei dessen Genusse er alle Sorgen und Beschwerden des Lebens gern vergißt, sich erfreuten.

Sobald wir die östliche Seite des Urals hinunter fuhren, konnten wir an dem dürftigeren Baumwuchs sogleich erkennen, daß wir uns in einer anderen klimatischen Zone befanden. Die eisigen Winde, welche vom Eismeere und von den weiten sibirischen Schnee- und Eisflächen daher brausen, brechen sich am Ural wie an einem riesigen Wall, und so ist das Klima an dessen europäischer Seite ungleich wärmer, als an der asiatischen. Der Unterschied zwischen Perm und Jekatarinenburg, obgleich ihre geographische Entfernung gar nicht so sehr weit ist, zeigt sich im Klima ganz ungemein, und ist ungleich größer, als das zwischen Berlin und Mailand. Wenn in Perm schon milder Frühling ist, liegt in

Digitized by Google

Jekatarinenburg oft noch tiefer Schnee. Der Hauptbaum, welcher in ganz Sibirien am Meisten gefunden wird, und der auch am Besten allen Rauhheiten des Klimas zu widerstehen vermag, ist die Lerche. Hiervon giebt es an manchen Stellen unermeßliche Wälder.

Es wird Mitte Juli in Sibirien kaum Nacht, und der Aufgang und Untergang der Sonne liegen so nahe an einander, daß auf der einen Seite des Horizonts schon die Morgenröthe aufsteigt, während auf der andern die letzte Abendröthe verblaßt ist.

So war es denn noch helles Tageslicht, obgleich die Mitternachtsstunde bereits geschlagen hatte, als wir in Jekatarinenburg, der ersten sibirischen Stadt, welche bereits in der Ebene am Fuße des Urals liegt, einfuhren. So allmählich der Ural von der europäischen Seite aufsteigt und so weit sich seine Vorberge erstrecken, so jäh fällt er nach der asiatischen Seite ab, wo dann fast unmittelbar neben dem eigentlichen Gebirgsstock die weite Ebene beginnt.

Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man bei mitternächtlicher Tageshelle in eine unbekannte Stadt einfährt; dies empfand ich jetzt in Jekatarinenburg. Es war so hell, daß man jeden Pflasterstein — wenn solche vorhanden gewesen, was aber nicht der Fall war — hätte deutlich erkennen können, und doch war die Stadt wie ausgestorben, denn alle ihre Bewohner lagen im tiefsten mitternächtlichen Schlummer. Nur die Schildwachen, welche, nach russischer Sitte, vor keinem Gouvernementsgebäude einer Stadt, in der nur einige Compagnien garnisoniren, fehlen, die in ihrem langsamen Schritt auf- und abwandelten und mit neugierigen Blicken unserer schnell dahin trabenden Troika (Dreigespann) nachsahen, verkündeten, daß überhaupt lebende Bewohner hier weilten, sonst hätte man glauben können, in eine Stadt der Todten einzufahren.

Digitized by Google

Daß Jekatarinenburg eine nur von der russischen Regierung angelegte Stadt sei, konnte ich schon bei dieser ersten mitternächtlichen Einfahrt deutlich erkennen. Alle Häuser, die, mit Ausnahme einiger größerer öffentlicher Gebäude, unter denen sich besonders das Gouvernementsgebäude auszeichnete, nur einstöckig und aus Holz gebaut waren, lagen in geraden Linien, durch einen breiten Zwischenraum getrennt, auf den beiden Seiten einer breiten, ungepflasterten Straße. Wie alle dergleichen nicht durch ein natürliches Bedürfniß aus der Mitte des Volkes entstandene, sondern befohlene Städte, hatte auch Jekatarinenburg ein ungemein langweiliges und monotones Aussehen. Der „Caravanserai" oder Ausspanngasthof, in dem wir erst mühsam die Bewohner aus ihrem tiefen Schlafe herauspochen mußten, ward von einem alten geschiedten Italiener, der in seiner Jugend als Händler mit Gypsfiguren nach Sibirien gekommen war, gehalten. Wir erhielten zwei leidliche Zimmer, in denen freilich das ganze Mobiliar nur aus den leeren Bettstellen, wie unpolirten Tischen und Stühlen bestand, und richteten uns hierin so gut als möglich ein. Der Bergwerksbesitzer hatte einigen Antheil an einer Goldwäscherei, die nicht weit von Jekatarinenburg betrieben wurde, und wollte sich deshalb mehrere Tage hier aufhalten.

Als ich nach einem langen, erquickenden Schlafe am andern Morgen ziemlich spät erwachte, war der geräumige Hof unserer Caravanserai mit einer starken Karavane angefüllt, welche aus Kiächta von der chinesischen Gränze kam, und nach der Messe von Nischnei-Nowgorod wollte. Mindestens zweihundert kleine, plumpe, ungemein struppig aussehende Pferde, von denen ein jedes einen kleinen Wagen zog, gehörten zu dieser Karavane, deren Waaren aus Thee, Seiden- und Baumwollenzeug bestanden. Zu je zehn Wagen gehört ein Fuhrmann, und folgen die Pferde in einer langen Reihe eines hinter dem andern, ohne daß es einer Lenkung oder eines Antreibers bedarf. Hier in Jekatarinen-

Digitized by Google

burg wurden die Waaren abgeladen und auf den Rücken anderer Saumpferde verpackt, da der Ural bequemer mit Pferden, welche tragen, als mit Lastwagen zu passiren ist. In Perm werden die Waaren dann wieder auf andere Wagen verladen, um so nach Nischnei-Nowgorod und von da nach Petersburg oder Moskau oder über Warschau nach Deutschland transportirt zu werden. Die Rückfracht der Karavanen von Nischnei-Nowgorod nach Kiächta und von da weiter nach China besteht größtentheils in deutschen Tüchern, Leinwand und groben Eisengeräthschaften aller Art aus den russischen Fabriken in Tula. Ferner werden sehr viele Manufactur- und Colonialwaaren, französische Weine, kurz alle derartigen Bedürfnisse, welche die europäischen Bewohner von Tomsk, Irkutsk und Jakutsk gebrauchen, auf diesem Wege aus Europa nach Sibirien gebracht. Man rechnet durchschnittlich, daß jährlich mindestens an viertausend Pferde von Perm in Jekatarinenburg ankommen und eben so viel wieder dahin zurückkehren. Zwischen Kiächta und Perm sollen die meisten Karavanen die Pferde sechs- bis achtmal wechseln, und ist das Verwerthen derselben an die Kaufleute der Haupterwerb sehr vieler Bauern russischer Abkunft, welche längs der Straße wohnen. Bei der großen Mühseligkeit des Weges, besonders im Winter, wenn der Schnee oft fußhoch liegt, gehen aber auch sehr viele Pferde bei diesem Karavanentransport zu Grunde, wie denn auch viele auf der Weide von den Bären oder Wölfen zerrissen werden. Pferde sind jedoch in Sibirien äußerst wohlfeil, denn der Preis eines gewöhnlichen Bauerpferdes schwankt zwischen zwanzig bis vierzig Silberrubel. Die armen Thiere werden äußerst hart und rücksichtslos behandelt, erhalten niemals Hafer, sondern nur Gras oder Heu zum Futter, und haben selbst in der grimmigsten Kälte nur halboffene, schlecht verwahrte Stallungen, daher auch ihre Winterhaare rauh und zottig wie ein Bärenpelz sind. Bei dieser schlechten Pflege sind sie jedoch stets unermüd-

lich, gelehrig, und leisten bei den weiten Reisen die trefflichsten Dienste. Ich habe oft, wenn ich sah, was diese kleinen sibirischen Thiere Alles thun müssen, und wie schlecht sie dabei gefüttert wurden, an die faulen, gemästeten, schweren schleswig-holstein'schen Gäule, und an die geringen Dienste, welche man dort von ihnen fordert, zurückdenken müssen. Welcher Unterschied ist zwischen beiden!

Die Knechte bei dieser ersten großen Karavane, welche ich bei Jekatarinenburg sah, waren größtentheils Kirgisen. Einzelne Individuen dieses Volksstammes hatte ich schon häufig in Sebastopol und mehr noch in Kasan und Perm gesehen, so viel wie in Jekatarinenburg aber noch niemals. Später bin ich viel mit Kirgisen in Berührung gekommen, und habe auch große Jagden gemeinsam mit ihnen unternommen. Es sind sehr häßliche Menschen mit kleinen Schlitzaugen und breiten Backenknochen, die unverkennbar der mongolischen und nicht der kaukasischen Race angehören und mit den Kalmücken große Aehnlichkeit haben. Sie sind schmutzig, faul, in Kleinigkeiten diebisch und ohne jegliche Cultur, dabei aber muthig, ausdauernd und zuverlässig. Unter den sibirischen Truppen befinden sich viele Kirgisen.

Da ich mehrere Tage in Jekatarinenburg bleiben mußte, so machte ich dem Gouverneur der Stadt, einem alten General, meinen Besuch, eine Höflichkeit, welche man in Rußland in keiner Stadt unterlassen sollte. Dank sei es meinem russischen Militärrang, meinen Orden und gar dem so sehr geschätzten Georgskreuz, ich ward ungemein artig aufgenommen, täglich zu Mittag eingeladen, und konnte sowohl dem General, wie auch den übrigen Officieren der Garnison gar nicht genug von der Belagerung von Sebastopol, deren Einzelheiten sie alle ungemein interessirten, erzählen. Daß man übrigens in Sibirien ebenfalls sehr gut lebt und besonders auch vortreffliche französische Weine

Digitized by Google

trinkt, davon machte ich hier an der Tafel des Gouverneurs in Jekatarinenburg die erste Erfahrung. Später in Tomsk sollte ich mich hiervon, wie überhaupt von dem großen Luxus in den Häusern der reichen Familien, noch gründlicher überzeugen.

Der Bergwerksbesitzer wollte einen Ausflug nach den Goldwäschereien bei Newiansk, die ungefähr fünf deutsche Meilen von Jekatarinenburg liegen und an denen er einen Antheil besaß, unternehmen, und ich begleitete ihn nun dahin. Hatte ich in Californien sehr oft Gold waschen sehen, so interessirte es mich sehr, wie man dies im Ural trieb. Wir fuhren noch mit einem andern sehr reichen Bergwerksbesitzer und einem deutschen Maschinenbaumeister zusammen, und da das Wetter vortrefflich war, so machte mir dieser kleine Ausflug viel Vergnügen. Das Dreigespann vor dem Wagen, in dem ich mit dem Deutschen, einem liebenswürdigen, gebildeten Manne, der auch zwei Jahre in Freiberg studirt hatte, zusammensaß, war vortrefflich, und so lange der Weg eben war, kamen unsere Pferde selten aus dem Galopp heraus. Auch der andere Wagen, in welchem die beiden Bergwerksbesitzer saßen, war mit drei vortrefflichen Falben bespannt. Da der Weg auf der Steppe sehr breit und ohne Hindernisse war, so belustigte es den Jekatarinenburger Bergwerksbesitzer, dem die beiden Gespanne gehörten, seine Kutscher zu einem Wettfahren aufzufordern. Die Kerle, denen ein Preis ausgesetzt war und die Sache überhaupt viel Vergnügen machte, hieben nun wie toll auf ihre Pferde los, und diese griffen denn in vollster Carriere aus. Ich glaubte alle Augenblicke, unsere kleine, niedere, sehr leicht gebaute Telege müsse in Stücke zerschellen, so rasend stürmten wir über die Steppe dahin, allein der Wagen wie auch unsere drei Füchse hielten wacker aus, und nach langem Kampfe gewannen wir endlich um einige Schritte den Vorsprung. Unser Kutscher, ein Kirgise, war wie verrückt vor Freude, und küßte und umhalste seine drei Füchse in einem

Digitized by Google

fort, während sein besiegter Nebenbuhler verdrießlich umherschlich. Am Abend, als wir wieder nach Hause fahren wollten, waren beide Kerle aber total betrunken, so daß sie, trotz der vielen derben Hiebe, welche ihnen ihr Herr, rücksichtslos, wohin er traf, mit dem Peitschenstiel aufzählte, nicht mehr im Stande waren, ihren Dienst zu verrichten, und wir selbst fahren mußten.

Die Goldwäschereien in der Nähe des häßlichen, in sehr öder Gegend liegenden Dorfes Newiansk, von denen der größte Theil auf Rechnung der Krone betrieben wird, sind theilweise sehr großartig, und liefern mitunter einen reichen Ertrag, der jedoch in letzter Zeit entschieden in der Abnahme begriffen sein soll. Eben so wie in Californien, wird auch in Sibirien der die Goldkörner enthaltende Sand fast stets in den Thälern, und zwar in Erdschichten, welche dem Laufe früherer Flüsse, die einst diese Thäler durchströmten, folgen, gefunden. Der untere Boden ist wildes, verwittertes Felsgestein, dann folgt die Lage Goldsand, und darüber eine vier bis zehn Fuß dicke, todte Erdschicht, welche erst entfernt werden muß, bevor man an die Goldlager gelangen kann. Alle diese Lager kommen stets nur an der östlichen Seite des Urals, und zwar zu beiden Seiten niederer Höhenzüge, welche mit dem Hauptstock des Gebirges gleichlaufen, vor. So reich wie die californischen Goldlager sind die sibirischen nicht im Entferntesten, und so große Goldstücke, wie ich sie in manchen Districten Californiens wiederholt selbst finden sah, kommen hier niemals vor. Der mittlere Ertrag der Goldwäschereien um Newiansk wurde damals, als ich sie besuchte, auf ein Fünftel bis ein Sechstel Unze Gold auf 4000 Pfund Sand berechnet. Die Anstalten zur Gewinnung des Sandes und zum Waschen sind hier jedoch ungleich großartiger, und werden nach den Regeln der bergmännischen Kunst und in strenger Ordnung betrieben, während in Californien größtentheils ein ungeregeltes Betriebswesen herrscht, und jeder Goldgräber das

Digitized by Google

Geschäft nach freier Willkür treibt. Der Goldsand, der in Californien nicht mehr die Ausbeute lohnt, und wobei die einzelnen Goldgräber verhungern müßten, wollten sie ihn auf ihre eigene Rechnung noch auswaschen, würde in Newiansk sehr gern in Arbeit genommen werden und mit den reichsten Ertrag liefern. Das Waschen des Goldsandes, welches in Californien unter freiem Himmel und häufig in einer Holzmulde oder einer Art Maschine, die Wiege genannt, welche von zwei Mann hin und her geschaukelt wird, geschieht, wird hier in großen Holzgebäuden, in denen oft mehrere Hundert Mann zusammen arbeiten, auf langen Tischen betrieben. Es giebt hier auch eine Menge Maschinen, Wasserwerke und Roßmühlen zum Zerstampfen des losgebrochenen Quarzgesteins, in dem oft einzelne Goldkörner eingesprengt sitzen, wie denn mehrere tausend Arbeiter in dem Districte von Newiansk während vier bis fünf Sommermonaten mit allen diesen verschiedenen Arbeiten beschäftigt sind.

Es war ein sehr reges, bewegtes Treiben in allen diesen verschiedenen Gebäuden und Gruben, und man sah, daß viel gearbeitet und eine gute Ordnung gehandhabt wurde. Die Arbeiter sind sämmtlich freie russische Colonisten, welche hier während einer Arbeitszeit von fünf Monaten so viel verdienen, daß sie die übrige Zeit des Jahres bequem davon leben können. In einigen Bergwerken, und besonders in den Silber- und Kupfergruben von Nerschinsk in Ostsibirien, wird die Arbeit jedoch größtentheils von Deportirten betrieben, welche dann ein sehr hartes Loos haben. Es sind dies aber stets solche Personen, welche wegen schwerer Criminalverbrechen nach Sibirien deportirt wurden; politisch Verbannte arbeiten niemals gezwungen in den Bergwerken, sind jedoch häufig als Schreiber, Aufseher u. s. w. gegen gute Bezahlung dabei angestellt. Sämmtliches sowohl in den Regierungs- wie in den Privatgruben in Sibirien gewonnene Gold wird in bestimmten Terminen durch eigene Karavanen nach

Digitized by Google

St. Petersburg gesandt, um in der dortigen kaiserlichen Münze ausgeprägt zu werden. Die Privatbesitzer erhalten dieses Gold dann mit 16 Procent Abzug für die Münzkosten wieder zurück. Wie bei allen öffentlichen Angelegenheiten in Rußland der Fall, soll auch bei dieser Goldablieferung an die Münze viel Unterschleif und Betrug stattfinden, und die Bergwerksbesitzer klagen sehr darüber, daß ihnen nicht der freie Verkauf des gewonnenen Goldes gestattet ist.

Nach sechstägigem Aufenthalt in Jekatarinenburg, der mir rasch und angenehm verging, setzten wir unsere Weiterreise nach Tomsk fort. Wir hatten zehn starke Tag- und Nachtreisen bis dahin zu machen, und da wir vielfach durch unangebaute Gegenden kamen, so versorgten wir uns mit einem gehörigen Vorrath von Weißbrod, Wurst, Thee, Eiern und kaltem Braten, um während dieser Zeit gut leben zu können. Unter den mitgenommenen Lebensmitteln war auch ein großer Bärenschinken, der schon der Neuheit wegen mein Interesse sehr erregte. Ich fand jedoch gar bald, daß ein guter westfälischer oder holstein'scher Schweineschinken diesem Bärenschinken weit vorzuziehen sei. Bärenfleisch gehört zu den gewöhnlichsten Lebensmitteln in Sibirien, denn Bären giebt es nur zu viele dort, und ich habe mindestens einige dreißig Stück während meines Aufenthalts erlegt. Nur die Tatzen, am Kohlenfeuer gebraten, gelten als ein Leckerbissen, das übrige Fleisch schmeckt wie grobes, zähes Rindfleisch, und ist von recht alten Bären kaum zu genießen.

Der Weg von Jekatarinenburg nach Tomsk, der fast beständig durch die Steppe führte, war größtentheils sehr einförmig. Man konnte oft halbe Tage reisen, ohne nur ein Haus oder ein bebautes Stück Feld zu entdecken. Die Dörfer, in denen sich die Poststationen befinden, liegen oft sechs bis acht deutsche Meilen weit entfernt, und sind auch dann nur von kleinen Strecken angebauten Feldes umgeben. Dabei besteht der Boden fast nur aus

Digitized by Google

schwarzer Gartenerde und ist von solcher unerschöpflichen Fruchtbarkeit, daß er, ohne je gedüngt zu werden, die reichsten Ernten von Roggen, Hafer und anderen Sommerfrüchten liefert. Die lange Dauer des Winters erschwert jedoch jeden Feldbau ungemein, und wird es überhaupt verhindern, daß der größte Theil von Sibirien jemals so cultivirt wird, wie es außerdem der Fall sein würde. Hier auf der Steppe zwischen Jekatarinenburg und Tomsk tritt der Schnee in der Regel in den letzten Tagen des September oder den ersten Tagen des October ein, und bleibt dann unausgesetzt bis Ende April oder Anfang Mai liegen, so daß die Zeit für die Feldarbeiten sich nur auf viertehalb bis fünf Monate beschränkt. Während des Frühlings und Sommers ist die Vegetation aber außerordentlich, und man sieht in der That fast das Gras wachsen.

Die Dörfer, durch welche wir fuhren, waren in der Regel von russischen Bauern, zwischen denen dann einzelne angesiedelte Verbannte lebten, bewohnt. Die Häuser sahen fast durchweg sehr schmutzig und schlecht gehalten aus, und ihre Bewohner hatten ein wildes, rohes Ansehen, wie sich denn die sibirische Bevölkerung überhaupt auf einer sehr niedrigen Stufe der Moralität befindet. Die gezwungene Muße während des langen Winters, wo mitunter, besonders bei heftigen Ostwinden, die Kälte so stark ist, daß ein Aufenthalt im Freien fast unmöglich wird, macht die Leute hier faul und liederlich, und verführt sie zur Trunkenheit und Unreinlichkeit. Dazu tragen die vielen deportirten Verbrecher oder aus Rußland zwangsweise hierhergeschickten Vagabunden auch gerade nicht viel bei, die Moralität der Bewohner zu verbessern. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens und den ausgedehnten Feldern, von denen ein Jeder fast so viel nehmen kann, als er will, wird es den Leuten sehr leicht, während der kurzen Sommerzeit so viel Getreide und Kohl zu bauen, als sie für den Winter bedürfen, und von dem sehr langen, saftigen Gras einen ge-

Digitized by Google

nügenden Vorrath von Heu für ihre Pferde, kleinen Kühe und grobwolligen Schafe zu gewinnen. Die vielen Seen und Teiche liefern dazu Fische und verschiedene Arten wilden Geflügels, besonders wilde Enten und Gänse in unerschöpflicher Menge, und so wird des Lebens Unterhalt auf bequeme Weise erworben. Außerdem verdienen viele Bauern als Fuhrleute oder Pferdevermiether bei den zahlreichen Karavanen für ihre Verhältnisse ansehnliches Geld, während andere innerhalb der Sommermonate in den Bergwerken gutes Tagelohn erhalten. Alles baare Geld, das der sibirische Bauer sich erwirbt, wird gewöhnlich in dem beliebten Branntwein baldigst wieder vertrunken.

Auf unserer Reise, die Tag und Nacht ohne die mindeste Unterbrechung und ohne weitere Abenteuer fortgesetzt wurde, mußten wir über verschiedene große Ströme setzen, an denen Sibirien sehr reich ist. Die Fähranstalten waren zwar noch sehr primitiv, doch zeigten die Fährleute große Geschicklichkeit und Kraft, und so geschah Alles ohne Unfall. Der breiteste Strom, über den wir setzten, war der Ob, der ungefähr hier die doppelte Breite des Rheins bei Mainz besaß. Es ist ein schöner, klarer, hellfließender Strom, dessen beide Ufer mit üppig grünen Birken sich dicht bewachsen zeigten. Hier im Posthause am Ob, welches eine sehr freundliche Lage besaß und auch schon von außen ungleich reinlicher und ordentlicher als alle anderen Posthaltereien und Bauerhäuser, die ich bisher gesehen hatte, aussah, war der Posthalter ein früherer polnischer Officier, der 1831 als Verbannter hierher geschickt worden war. Er sagte uns, daß er sich jetzt in sein Loos gefunden habe und den Umständen nach ziemlich zufrieden lebe. Er hatte in Sibirien eine Russin geheirathet und besaß diese Wirthschaft, zu welcher an hundert Pferde, viele Kühe und Schafe und so viel Land, als er bebauen wollte, gehörten, nun schon über fünfzehn Jahre. Sein Hauptverdienst war, Pferde an die Karavanen nach Jekatarinenburg zu ver-

Digitized by Google

miethen, und hatte er, als wir in seinem Hause waren, über sechzig Stück unterwegs. Ein Sohn dieses Postmeisters diente als Lieutenant in der russischen Artillerie und hatte in Sebastopol mit gefochten. Zufällig erinnerte ich mich, ihn dort gesehen zu haben, und die Freude des Vaters war ungemein groß, als ich ihm dies erzählte und ihm überhaupt nähere Mittheilungen über die Belagerung machte. Er ließ es sich nicht nehmen, uns mit kaltem Braten, geräuchertem Lachs und recht gutem, aus Himbeeren bereiteten Branntwein zu bewirthen, und wir mußten über zwei Stunden in seinem Hause verweilen.

Als wir über den Ob gesetzt hatten, schien es mir, als ob die Gegend hügeliger und auch bewaldeter würde, wie überhaupt ein freundlicheres Aussehen gewänne. Wir setzten nun noch über den sehr breiten Tom, und langten am Morgen des 2. August glücklich in Tomsk, zunächst dem Ziel unserer Reise, an.

Zweites Kapitel.

Leben in Tomsk. Fahrt nach dem Bergwerke und Beginn der Vermessungsarbeiten. Die verschiedenen Klassen der Verbannten und ihre Lebensweise in Sibirien. Die Jagden auf Wölfe und Bären. Ueppiges Winterleben in Tomsk. Die strenge Kälte und ihre Wirkungen. Einsamer Sommeraufenthalt auf meiner Station und angestrengte Thätigkeit. Reise nach Krasnojarsk. Der zweite Winter in Tomsk. Arbeiten während des zweiten Sommers auf einem Bergwerke am Jenisei. Der dritte Winter in Sibirien.

Es hat auf mich stets einen besondern Eindruck gemacht, wenn ich in einen neuen Ort einfuhr, in dem ich aller Wahrscheinlichkeit nach einen Theil meines Lebens verbringen mußte. Mit einen solchem Gefühl fuhr ich nun auch in Tomsk ein, denn

Digitized by Google

wenn auch das Bergwerk, wo ich eine Straße anlegen sollte, wohl an zehn deutsche Meilen entfernt lag, so war es doch bestimmt, daß ich die eigentlichen Wintermonate, in denen ich draußen doch nicht arbeiten konnte, in der Stadt verleben sollte.

Der erste Eindruck, den Tomsk auf mich machte, war ein recht freundlicher. Die Stadt liegt ganz hübsch in einem Thale, das von einem klaren Bache durchflossen wird, hat mehrere stattliche öffentliche Gebäude und eine Menge von Stein gebauter Privathäuser, und sieht reinlicher und wohlhabender aus, als die meisten mittleren russischen Provinzialstädte, welche ich bisher gesehen hatte. Ein etwas getrennt liegendes Stadtviertel wird nur von muhamedanischen Tartaren bewohnt, deren es überhaupt viele in Westsibirien giebt, und hier ist auch eine Moschee, während sonst noch eine römisch-katholische und sechs bis sieben griechisch-katholische Kirchen sich in verschiedenen Stadttheilen befinden. Auch einen großen Bazar und verschiedene Läden, in denen man, freilich zu sehr theuren Preisen, alle möglichen Manufacturwaaren und Luxussachen kaufen kann, findet man in der Hauptstraße. Es leben hier ein Gouverneur mit Generalsrang, sonstige höhere Officiere und Civilbeamte, mehrere sehr reiche Bergwerksbesitzer und auch große Kaufleute, welche den Karavanenhandel von der chinesischen Gränze nach Nischnei-Nowgorod ganz en gros betreiben, und Karavanen von zwei-, drei- bis vierhundert Pferden jederzeit unterwegs haben. Durch diese Karavanen und dann durch die in der Nähe liegenden Bergwerke kommt überhaupt ein reichlicher Verdienst in die Stadt, und eigentliche arme Leute giebt es da nicht, weil die gewöhnlichen Lebensmittel, als: Roggen, Kohl und Fleisch, äußerst wohlfeil sind. Auch unter den Verbannten höherer Stände, die in Tomsk leben, welches eigentlich für die angenehmste Stadt in Sibirien gilt, giebt es manche, deren Frauen oder Familien ein solches

Digitized by Google

Vermögen besitzen, daß sie sämmtlich ein Haus machen und große Gesellschaften geben können.

Der Bergwerksbesitzer, der mich als Wegebaumeister engagirt hatte, besaß ein sehr großes Haus in Tomsk, und wir fuhren sogleich dort vor. Er hatte eine zahlreiche Familie, bestehend aus einer Frau und vier oder fünf Kindern in verschiedenem Alter, und da er über ein halbes Jahr abwesend gewesen war, so gab es eine sehr freudige Scene des Wiedersehens. Die Russen sind überhaupt häufig große Gefühlsmenschen, die es lieben, ihre Freundschaft auch äußerlich durch Küssen und Umarmungen zu zeigen, und so war es denn hier ein Küssen und Umarmen, das gar kein Ende nehmen zu wollen schien. Wahrlich, mir Heimathslosen, der die ganze Welt durchjagen konnte, ohne irgend ein Plätzchen zu finden, was er sein nennen durfte, wurde bei dem Beiwohnen dieser herzlichen Familienscene ganz wehmüthig zu Muthe, und ich dachte, es müßte doch schön sein, Haus und Hof und eine eigene Familie zu besitzen, und sollte dies selbst in Sibirien sein.

Das Haus, in das ich nun geführt wurde, war von Außen mehr groß als architektonisch schön gebaut, und inwendig ungleich prächtiger als geschmackvoll eingerichtet. Man sah, es war an Geld nichts gespart, um die kostbarsten Spiegel, die glänzendsten Broncesachen, die theuersten Mobilien aus Europa herbeizuschaffen; allein die wahre Harmonie und der edle, gebildete Geschmack fehlten in Allem und Jedem. Es paßte nichts zusammen, von einer Uebereinstimmung der Farben, z. B. in den Tapeten und dem Ameublement selbst der kostbarsten Prunkgemächer, war keine Spur; Vieles war überladen, und in anderer Hinsicht fehlte es wieder an dem Nothwendigsten. So erhielt ich z. B. ein Wohn- und ein Schlafzimmer angewiesen, in welchem ein großer Spiegel mit breitem Pariser Goldrahmen hing, und Sophas und Stühle mit schwerem chinesischen Sei-

Digitized by Google

denstoff überzogen waren; das Waschgeschirr dagegen bestand aus grobem Töpferthon, und die Bettstelle war aus unpolirten Tannenbretern zusammengeschlagen. Die Farbe der Tapeten in dem Wohnzimmer war gelb, und der kostbare Teppich, der aber etwas zu klein war, so daß man einen Streifen des aus schlechtem Lerchenholz verfertigten Fußbodens sehen konnte, brennendroth. Eine derartige Geschmacklosigkeit und ein Ueberladen mit den überflüssigsten, uns recht grell in die Augen fallenden Sachen aller Art, während es hingegen oft an dem Nothwendigsten fehlt, habe ich, mit einzelnen seltenen Ausnahmen, fast überall in den Häusern der reichen Russen gefunden. Auch mit der Reinlichkeit im Innern des Hauses sieht es, trotz der Anzahl überflüssiger Dienstboten jeder Gattung, fast stets nur höchst mittelmäßig aus, und eine reinliche Hamburger Bürgersfrau würde zurückschrecken, erblickte sie das Schlafzimmer gar vieler reichen russischen Gräfinnen, trotzdem daß diese mindestens ein halbes Dutzend Kammerfrauen, Waschmädchen und Laufjungen allein zur Bedienung ihrer eigenen Person um sich haben. Unter den großen Bergwerksbesitzern in Sibirien, die gewöhnlich ungleich reicher als gebildet sind, findet man dergleichen Uebelstände noch weit greller hervortretend. Die herzliche Gastfreundschaft und große Gefälligkeit, besonders gegen Fremde, welche fast alle diese Männer besitzen, versöhnt aber wieder mit diesen und noch manchen anderen Mängeln. Ich wenigstens bewahre noch in der Ferne manchem russischen Guts- und sibirischen Bergwerksbesitzer ein sehr freundliches Andenken, und bin ihnen für die herzlichen Freundlichkeiten und uneigennützigen Gefälligkeiten, welche sie mir fortwährend erwiesen haben, noch immer recht dankbar.

Der Bergwerksbesitzer, der mich engagirt hatte, war sehr reich, und man konnte seine Einnahme durchschnittlich auf 80—90,000 Silberrubel jährlich berechnen. Da Sparsamkeit überhaupt nicht in dem Charakter der Russen liegt, und sie ge-

Digitized by Google

wöhnlich auch alle ihre Einnahmen wieder auszugeben pflegen, so war der Aufwand in diesem Hause auch ungemein groß. Besonders für die Tafel ward viel aufgewendet, es fehlte selten an mehreren Gästen, und sehr theure französische und deutsche Weine wurden in Ueberfluß verbraucht. Da die Flasche des wohlfeilsten französischen Weines, der von Marseille über Odessa und später die Wolga herauf transportirt wird, in Tomsk aber über zwei Silberrubel kostet, so muß die verausgabte Summe für Wein mindestens 6—8000 Silberrubel jährlich betragen haben, denn es kamen im Winter nicht selten Soupers vor, bei denen allein an hundert Flaschen Champagner getrunken wurden. Dergleichen großen Aufwand, besonders für Küche und Keller, findet man aber bei den meisten reichen Bergwerksbesitzern in Sibirien. Auch gespielt ward viel und sehr hoch, und Whistparthien, bei denen einige Tausend Rubel gewonnen oder verloren werden konnten, gehörten gar nicht zu den Seltenheiten.

Wer in Rußland und nun gar in Sibirien angenehm leben will, muß sich vor Allem das Wohlwollen des Gouverneurs und der höchsten Militär- und Civilbeamten zu erwerben suchen. Ihr Einfluß reicht hier in allen Dingen sehr weit, und so ein Gouverneur einer sibirischen Stadt genießt eine Autorität, wie solche bei uns in Deutschland leider manche Fürsten nicht mehr besitzen. So war ich denn kaum einen Tag in Tomsk und hatte mich von den Strapazen der Reise etwas erholt, als der Bergwerksbesitzer mit mir herumfuhr, damit ich dem Gouverneur, einem General, so wie einigen anderen einflußreichen Personen meine Aufwartung machen sollte. Da ich mit dem Rechte, die Uniform tragen zu dürfen, verabschiedet war, den Georgsorden besaß und viel von Sebastopol erzählen konnte, auch jetzt schon ziemlich geläufig russisch zu sprechen vermochte, so ward ich überall mit der größten Artigkeit empfangen, und kann mich für meine

Digitized by Google

Person wahrlich über nichts beklagen. Besonders der Gouverneur von Tomsk ist mir während der ganzen 2½jährigen Dauer meines Aufenthalts in Sibirien stets ein sehr wohlwollender Gönner gewesen, der mich bei jeder Gelegenheit wahrhaft freundlich aufnahm und stets, wo er nur konnte, mit Rath und That unterstützte. Auch einigen anderen höheren Officieren verdanke ich viele Freundlichkeiten. Ohne Militärrang, Orden und Protection möchte ich jedoch nicht in Rußland und gar in Sibirien leben, Gesetz und Recht ist dort noch lange nicht so ausgebildet, als dies bei uns in Deutschland der Fall, und es hängt fast Alles von dem individuellen Wohlwollen der einzelnen Persönlichkeiten, mit denen man zu thun hat, ab. Der Nationalcharakter des Russen ist im Allgemeinen jedoch sehr gutmüthig, leichtsinnig-bequem und umgänglich, und so kommen Härten oder gar Grausamkeiten dort ungleich seltener vor, als man häufig in Deutschland zu glauben scheint. Auch die Behandlung der Verbrecher ist im Allgemeinen eine sehr milde, und selbst in Sibirien würden die wegen grober Vergehen dahin deportirten Sträflinge sicherlich nicht mit den Verbrechern in unseren deutschen Zuchthäusern tauschen. Eine raffinirte Grausamkeit, wie das aus Amerika leider auch in Deutschland eingeführte Zellensystem, kennt man in Rußland nicht, und selbst in den Silberbergwerken von Nerschinsk, in denen die schwersten Verbrecher arbeiten, ist die Behandlung verhältnißmäßig nicht grausam. Es werden durchschnittlich alljährlich an 9—10,000 Individuen aus Rußland nach Sibirien transportirt, und sie zerfallen in drei verschiedene Klassen. Die eine besteht aus solchen Personen, welche in Rußland ein Verbrechen begangen haben, auf dem eigentlich die Todesstrafe steht, und die deshalb zu lebenslänglicher schwerer Arbeit in Sibirien verurtheilt wurden. Diese kommen stets in die östlichen Provinzen und arbeiten gewöhnlich zwangsweise in den dortigen Bergwerken, oder auch

Digitized by Google

an den Straßen. Nach einer Reihe von fünfzehn bis zwanzig Jahren, wenn sie solche überleben, werden diese schweren Verbrecher gewöhnlich dahin begnadigt, daß sie sich als Colonisten in den neu gegründeten sibirischen Dörfern niederlassen dürfen, wobei ihnen die Regierung Vorschuß zur Erbauung eines Hauses und zur Gründung einer Wirthschaft giebt, auch es zu befördern sucht, daß sie sich verheirathen. Die Zahl dieser zu schwerer Arbeit verurtheilten Deportirten soll alljährlich kaum an 2—300 Männer betragen. Eigentliche politische Verbrecher befinden sich sehr selten darunter, doch hin und wieder Personen aus den höheren Ständen, wie ich z. B. einmal einen früheren Hauptmann, der seine Frau ermordet hatte, in Ketten durch Tomsk transportiren sah.

Die zweite Klasse besteht aus Personen gebildeter Stände, die theils wegen politischer Vergehen, theils wegen Betrügereien, Unterschleife u. s. w. transportirt wurden. Auch diese fallen wieder in verschiedene Unterabtheilungen. Ist ihr Vergehen nicht sehr groß, so dürfen sie sich sogleich eine beliebige Stadt zum Aufenthaltsort wählen, und dort, wenn sie eigene Geldmittel besitzen, ganz frei und bequem leben, nur daß sie unter strenger polizeilicher Aufsicht stehen, und es sich z. B. gefallen lassen müssen, jeden Abend visitirt zu werden; auch dürfen sie ohne besondern Erlaubnißschein die Stadt nicht verlassen, keine Waffen führen und auch keine Gastwirthschaft halten. Haben dergleichen Personen aus den höheren Ständen keine eigenen pecuniären Mittel, so müssen sie suchen sich als Schreiber, Lehrer, Aufseher oder sonst als Handarbeiter ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wollen sie sich als Landbewohner colonisiren, so werden sie von der Regierung dabei auf jegliche Weise unterstützt, und erhalten Felder und etwas Geld zur Beschaffung von Vieh und Ackerwerkzeugen, wie ihnen auch ein Haus gebaut wird. Ist das Vergehen dieser Klasse von Personen schwerer,

Digitized by Google

so müssen sie die ersten zwei, fünf bis zehn Jahre in Sibirien in einer ihnen angewiesenen Stadt zubringen, und auch an öffentlichen Arbeiten theilnehmen, wenn sie nicht die Mittel haben, für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen. So bestehen die meisten Schreiber bei den öffentlichen Behörden, die Aufseher bei Bauten ꝛc. aus dergleichen Deportirten, die freilich, wenn sie kein eigenes Vermögen besitzen, nur sehr kümmerlich leben können. In socialer Hinsicht wird übrigens ein großer Unterschied zwischen solchen Personen, welche wegen politischer oder wegen gemeiner Verbrechen verurtheilt wurden, gemacht. Auf den ersteren haftet gar kein Makel, und es lebten z. B. in Tomsk polnische Verbannte, welche häufig in die Gesellschaften des Gouverneurs oder der reichen Bergwerksbesitzer eingeladen wurden, aber auch selbst Gesellschaften gaben, in denen russische Officiere gern sich unterhielten. Auch mehrere Sprach- und Tanzlehrer waren solche Deportirte.

Die dritte und zahlreichste Klasse der Deportirten besteht aus Vagabonden oder solchen Personen, welche wegen wiederholter geringer Vergehen von ihren Ortsbehörden nach Sibirien gesandt wurden. Bei der großen Willkürlichkeit, welche in Rußland in dieser Hinsicht herrscht, befinden sich auch sicherlich manche vollkommen Unschuldige unter diesen Verbannten. Haben sie bestimmte Vergehen verübt, so werden sie zuerst zwei, vier bis sechs Jahre in eigene Arbeitshäuser gebracht, und müssen dort für Rechnung der Regierung an den öffentlichen Straßen arbeiten und im Winter spinnen, weben u. s. w. Nach dieser Zeit werden sie colonisirt, und erhalten Land, ein Haus und einigen Geldvorschuß. Haben sie keine Frauen, so werden sie ziemlich zwangsweise mit Mädchen, die wegen Vagabondirens oder Liederlichkeit aus Rußland hierher gesandt wurden, verheirathet. Bei allen dergleichen Bestimmungen geht es ziemlich rücksichtslos hier zu. So ward während meiner

Digitized by Google

Anwesenheit auf der Steppe, nicht weit vom Ob, ein neues Colonistendorf angelegt. Die Dorfstraße wurde abgesteckt und dann zu beiden Seiten derselben eine Reihe von zwanzig Holzhäusern durch deportirte Arbeiter gebaut. Ein Haus sah ganz wie das andere aus, und hatte eine Küche, eine große Wohnstube und eine kleine Kammer. Neben jedem Hause war ein Garten abgesteckt, und hinter demselben ein ungefähr zwanzig deutsche Morgen großes Ackerstück. Wald und Wiese war für Alle zum unbegränzten Gebrauch noch in Menge vorhanden. Die ganze Anlage geschah im Laufe eines Sommers. Im nächsten Frühling wurden nun vierzig Deportirte, welche bereits einige Jahre in Tomsk gewesen waren, ausgesucht und sie gefragt, ob sie sich schon bestimmte Bräute erwählt hätten. Bei einigen war dies bereits der Fall, und sie wurden ohne Weiteres mit ihnen getraut. Für die anderen wurden nun eben so viel Mädchen, welche wegen Landstreicherei oder Liederlichkeit aus Rußland hierher geschickt worden waren, vom Polizeidirector bestimmt, und jeder Colonist erhielt eine Braut durch das Loos zugewiesen und wurde noch am Abend mit ihr durch den Popen ehelich verbunden. Eben so erhielt jeder eine Kuh, ein Pferd, einige Acker- und Hausgeräthe, und so viel Lebensmittel, als er für die nächsten Monate gebrauchte, und so zogen Alle in die Colonie hinaus, wo wieder die einzelnen Gehöfte an sie verloost wurden. Als Ortsvorsteher wurde ein ausgedienter Unterofficier ernannt, der dafür ganz unentgeltlich ein etwas größeres Gehöft und die doppelte Anzahl von Vieh erhielt. Seine Befugnisse waren ziemlich ausgedehnt, und konnte er z. B. jedem unfolgsamen Colonisten bis zu fünfzig Stockstreichen aufzählen lassen. Zum Schutz bekam er einen bis zwei Soldaten, welche er ernähren mußte, wofür sie verpflichtet waren, ihm in der Arbeit zu helfen. Für das erhaltene Vieh und die Geräthe ward jeder Colonist mit einer Schuldsumme von, ich glaube 150 Silberrubeln be-

Digitized by Google

laſtet, die er in zehn Jahren abtragen mußte. Geſchah dies nicht, oder war er ſonſt faul oder allzuſehr dem Trunke ergeben, ſo ward er wieder nach Tomsk gebracht und mußte als Sträfling an den öffentlichen Wegen arbeiten. Manche Deportirte, welche nur wegen Vagabondirens nach Sibirien gebracht werden, erhalten dort ſogleich ſolche Coloniſtenſtellen, ohne zuvor eine beſtimmte Zeit für die Regierung gearbeitet zu haben. Daß alle Coloniſten heirathen, ſucht die Regierung auf jegliche Weiſe zu befördern. Beſonders begünſtigt man es ſehr, wenn ſie ſich in Oſtſibirien niederlaſſen und mit Töchtern der Jakuten oder anderer Landeseingeborenen verheirathen wollen. Es ſollen auf dieſe Weiſe alljährlich an 1500—2000 neue Coloniſten in Sibirien angeſiedelt werden. Daß bei dieſen Anlagen manche einzelne Ungerechtigkeiten und Härten vorkommen, bin ich überzeugt, im Allgemeinen halte ich jedoch dieſes Syſtem der Deportation und zwangsweiſen Coloniſation für unbedingt richtig, Rußland wird dadurch eine Anzahl von Verbrechern und liederlichen Menſchen los, und Sibirien erhält allmälig neue Einwohner, die es ſo dringend nothwendig bedarf und deren es noch viele Millionen ernähren kann. Auch iſt einem beſtraften Verbrecher auf dieſe Weiſe Gelegenheit gegeben, durch Arbeit und Anſtrengung wieder ein tüchtiger Menſch zu werden und ſich eine Familie und ein kleines Beſitzthum zu gründen, während in Deutſchland jeder, der einmal im Zuchthauſe geſeſſen hat, aus Noth, und weil ihm ein anderer ehrlicher Erwerb faſt ſtets abgeſchnitten iſt, immer wieder dem Verbrechen anheimfällt. Es wäre für Deutſchland ein großes Glück, wenn es auch nur eine ähnliche Strafcolonie, wie ſolche England in Botany-Bai, Frankreich in Cayenne und Rußland in Sibirien beſitzt, aufzuweiſen hätte.

Obgleich übrigens die Polizei in Sibirien ungemein wachſam und ſtreng iſt, ſo hat dieſe Menge roher, oft ſehr verbrecheriſcher Menſchen, welche hier zuſammenkommen, doch auch viele Uebel-

Digitized by Google

stände. Dazu begünstigen die Arbeitslosigkeit und Langeweile in den über sieben Monate anhaltenden Wintern, wo die Sonne kaum drei bis vier Stunden täglich scheint, die Verbrechen aller Art. So ist denn die öffentliche Unsicherheit in Sibirien sehr groß, und Diebstähle und Raubanfälle kommen trotz der furchtbar strengen Strafen nur zu häufig vor. Wird hier ein Verbrecher auf neuen Verbrechen ertappt, so erhält er die Knute, wird auf der Stirn mit einem glühenden Eisen gebrandmarkt, und dann auf Lebenszeit in die Bergwerke von Nerschinsk gebracht.

Ungefähr vierzehn Tage hatte ich in Tomsk zugebracht und während dieser Zeit mich in meinen neuen Verhältnissen möglichst zu orientiren gesucht, als ich mit dem Bergwerksbesitzer nach dem Bergwerk, wo ich zuerst neue Wege anlegen sollte, hinausfuhr. Es lag an dem Rande einer Hügelkette, welche einen kleinen Nebenfluß des Jenisei einfaßte. Die Gruben sollten erst jetzt neu eröffnet werden, da die angestellten Bohrversuche gezeigt hatten, daß hier reiche Lager von goldhaltigem Sande sich befänden, und so war es vor Allem nothwendig, zuerst Wege hieher zu bahnen. Schon ein flüchtiger Ueberblick, den ich am ersten Tage vornahm, zeigte mir, daß solch Unternehmen keine allzugroßen Schwierigkeiten darbieten würde. Die Hügelkette war nicht sehr hoch und hatte keine steilen Abhänge, und so konnte leicht ein Weg, der für die leichten einspännigen Bauerwagen fahrbar war, in einem Zickzack heraufgeführt werden. Etwas größere Schwierigkeiten schien ein ungefähr eine Meile breiter Sumpf darzubieten, den die Straße durchschneiden mußte, wenn sie nicht einen Umweg von einigen Meilen machen wollte. Da Birken und verkrüppelte Tannen im Ueberfluß in der Gegend wuchsen, so schien es mir nicht schwer, einen Knüppeldamm, der mit Faschinenbündeln ausgefüllt wurde, hindurch zu legen. Sollten in diesem Sommer noch einige Vorarbeiten gemacht werden,

Digitized by Google

so mußte man schnell anfangen, denn von Mitte October an konnten wegen Kälte und Schnee keine Arbeiten mehr geschehen. Am Rande der Hügelkette lagen ein Blockhaus und einige Schuppen, und es ward bestimmt, daß ich hier meine Wohnstätte aufschlagen sollte. Allzu einladend sah freilich weder dies Haus, noch die Gegend aus, doch was half es, ich mußte mich schon darein fügen, denn zum Vergnügen war ich ja nicht nach Sibirien gegangen. Das Erste war nun, daß ein halbwege brauchbarer Gehülfe gefunden wurde, da ich ganz allein manche Vermessungsarbeiten nicht gut vornehmen konnte. Das Glück begünstigte uns hierin sehr. Im Jahr 1849 war ein junger polnischer Student von der Universität Kiew, der im Verdacht revolutionärer Umtriebe stand, nach Sibirien verbannt worden, der jetzt als Schreiber in einem Bureau der Krone in Tomsk arbeitete. Der Gouverneur interessirte sich warm für diesen jungen, sehr anständigen und wegen einer unbesonnenen Jugendthorheit zu einem so harten Geschick verurtheilten Mann, wollte ihm gern einen bessern Verdienst zuwenden, und schlug ihn deshalb mir zum Gehülfen vor. Bereitwillig gingen sowohl ich wie auch der Bergwerksbesitzer auf diesen Plan ein. Der junge Pole war ein sehr anständiger, gebildeter Mann, der gut schrieb und rechnete, etwas zeichnete und so viele mathematische Kenntnisse besaß, daß er das Vermessen leicht erlernen konnte. Er ist mir während zweier Jahre ein treuer Gehülfe gewesen, mit dem ich gar viele einsame Stunden angenehm verplaudert habe. Während dieser Zeit hatte er Alles, was zum Straßenbau gehört, so gut gelernt, daß er als selbstständiger Ingenieur in die Dienste einer großen Bergwerksgesellschaft am Jenisei mit ganz ansehnlichem Gehalte treten konnte. Da er sich inzwischen auch mit der hübschen Tochter eines ziemlich wohlhabenden Kaufmanns in Tomsk verlobte, wobei ich ihm sehr behülflich war und oft den Zwischenträger machte, so hat sich sein Geschick noch ganz

Digitized by Google

vortheilhaft gestaltet. Zum Holzfällen und Arbeiten wurden einige zwanzig Deportirte, welche schon so lange Zeit in Sibirien gewesen waren, daß sie bald als Colonisten angesiedelt werden sollten, von der Regierung gemiethet. Politische Verbrecher befanden sich nicht darunter, sondern es waren lauter frühere Diebe und Landstreicher, besonders aus der Moskauer Gegend. Ungefähr die Hälfte dieser Kerle waren brauchbare, tüchtige Arbeiter, mit denen ich schon zufrieden sein konnte, die anderen aber theilweise so arges Gesindel, daß sie nur durch die rücksichtsloseste Strenge einigermaßen zum Arbeiten angehalten werden konnten. Ich bin gewiß nicht zur übermäßigen Härte geneigt, und körperliche Züchtigungen der Menschen widerstreben eigentlich meinem innersten Gefühl, hier in Sibirien aber habe ich viele Hundert Prügel eigenhändig aufgezählt und noch mehr auf meinem Befehl aufzählen lassen. Uebrigens wechselten diese Arbeiter häufig, und wurden entweder colonisirt, ein Schicksal, das gewöhnlich die Besten und Brauchbarsten hatten, oder ich schickte sie auch wegen Unbrauchbarkeit, Körperschwäche oder selbst wegen Widersetzlichkeiten, obgleich letzteres nur höchst selten vorkam, nach Tomsk wieder zurück, um dann andere zu erhalten, welche oft auch nicht viel besser waren. So habe ich denn mindestens an hundert verschiedene Deportirte als Arbeiter unter meinem Befehle gehabt. Die Schlauesten waren stets die Petersburger, namentlich solche, welche wegen Diebstähle oder Betrügereien deportirt waren. So ein früherer eleganter Petersburger Ladengehülfe oder gar Livreebedienter aus einem vornehmen Hause, der in seinem ganzen Leben noch niemals hart gearbeitet hat, eignet sich freilich auch schlecht dazu, den ganzen Tag an den Schubkarren zu gehen oder bisan den Gürtel im Wasser zu stehen und Faschinenbündel zu binden. Einmal hatte ich unter meinen Arbeitern auch einen früheren Privatsecretär eines vornehmen Mannes, der seinem Herrn einige

Digitized by Google

Tausend Rubel gestohlen hatte, und damit in das Ausland geflüchtet, dort aber eingeholt und an Rußland ausgeliefert worden war. Der Kerl war äußerst geschickt, konnte alle möglichen lebenden Sprachen, sehr elegant schreiben und sprechen und besaß eine Menge geselliger Talente, war dabei aber ein arger Taugenichts, der mich wiederholt zu bestehlen suchte. Ich ließ ihn einigemal gehörig durchprügeln, schickte ihn aber dann, als auch dies nichts helfen wollte, nach Tomsk wieder zurück. Auch einen früheren Lithographen, der wegen Falschmünzerei verurtheilt war, hatte ich einst bei mir. Er war ein brauchbarer, stiller Mensch, für die harte körperliche Arbeit aber zu schwach, daher ich ihm später eine Stelle als Abschreiber auf dem Bureau der Bergwerksgesellschaft verschaffte. Zur Beaufsichtigung und Bewachung dieser Deportirten hatte ich stets drei bis vier Polizeisoldaten. Es waren dies ganz willige und gehorsame, aber größtentheils sehr rohe und dumme Menschen, die, wo sie nur konnten, sich zu betrinken suchten, und denen ich oft eigenhändig manche Püffe und Hiebe versetzte. Als Verwalter und Aufseher des Ganzen diente ein früherer Unterofficier, der mit Frau, einer halberwachsenen Tochter und einer schlumpigen Dienstmagd, deren gräuliches Aussehen es jedoch nicht verhinderte, daß sie unter den Arbeitern und Soldaten eine nur zu große Menge von Verehrern fand, mit auf die Station zog. Für meine persönlichen Bedürfnisse sorgte mein treuer und brauchbarer Bediente, den ich aus Sebastopol mitgebracht hatte.

Am zwanzigsten August zog ich denn nun mit einer ganzen kleinen Karavane nach meiner einsamen Station hinaus. Ein halbes Dutzend der kleinen Wagen waren mit einfachem Hausgeräth für meine Wohnung, verschiedenen Geschirren für die Leute, dann Lebensmitteln für die nächsten Monate und verschiedenen sonstigen Sachen beladen. Ein halbes Dutzend der kleinen, kümmerlichen Kühe, zwei Pferde für meinen persönlichen

Digitized by Google

Gebrauch und mehrere der sehr bösen, aber wachsamen Wolfshunde, welche man in Sibirien hat, folgten den Wagen. Es war wirklich, als wenn eine kleine Völkerwanderung begönne. Am zweiten Tage nach unserer Abreise aus Tomsk langten wir denn auch glücklich am Ort unserer Bestimmung an. Da es schon zu spät im Jahre war, um bei der eigentlichen Wegearbeit noch beginnen zu können, so galt es jetzt, nur in aller Eile die erforderlichen Vorarbeiten zu vollenden, um im nächsten Frühling, sobald die Witterung dies nur einigermaßen erlaubte, sogleich bei dem Straßenbau beginnen zu können. Da gab es denn so viel zu besorgen, daß ich in den ersten Tagen oft kaum wußte, wo mir der Kopf stand. Zuerst ließ ich durch ein halbes Dutzend Arbeiter das große Holzhaus, welches für mich und meinen polnischen Gehülfen diente, reinigen, die Ritzen zwischen den Holzstämmen mit Moos bekleiden, einen großen Ofen setzen, und in die Fensteröffnungen Scheiben aus dünnen Talkplatten, welche in Sibirien oft die Stelle der Glasfenster versehen müssen, einsetzen. Mit Hülfe von Teppichen, Binsenmatten und den aus Tomsk mitgebrachten Mobilien hatte das Ganze in ungefähr acht Tagen ein einigermaßen wohnliches Ansehen, obgleich freilich am Comfort noch sehr Vieles fehlte. Das kleine Gemach diente uns zum Schlafzimmer, wo unsere aus Moosmatratzen und Wollendecken bereiteten Betten standen, das größere Zimmer war Arbeits-, Eß- und Conversationszimmer, und in der kleinen Vorküche kochte, arbeitete und wohnte mein Bedienter. Die Arbeiter, Soldaten und der Unterofficier schliefen und aßen in dem großen Schuppen, wo bequeme Mooslager für sie bereitet waren, doch ließ ich für die Familie des Letzteren auch ein kleines Blockhaus erbauen, wie denn gleichfalls ein Kuh- und ein Pferdestall aus Holzstämmen, mit Dächern aus Moos und Binsen, aufgeführt wurden. Um für die Kühe und Pferde während der rauhen Witterung Futter zu haben, mußten mehrere Arbeiter in der

Digitized by Google

nahen Steppe, wo das üppigste Gras fast mehrere Fuß hoch wuchs, Heu bereiten, und ein Dutzend Wagen voll neben den Ställen zusammenfahren. Eben so ließ ich ein Stück Feld mit einigen Pflügen umbrechen, um im nächsten Frühling sogleich Roggen säen und Kohl pflanzen zu können. Alle diese und noch mehrere andere Arbeiten erforderten viele Mühe, und ich mußte den ganzen Tag Befehle geben, anordnen, schelten, oft auch mit dem Stocke tüchtig dazwischen hauen, so daß ich am späten Abend oft todmüde mich auf meine Moosmatratze niederwarf. Mein polnischer Gehülfe, mein Diener und auch der alte frühere Unterofficier unterstützten mich jedoch redlich dabei, wie mir denn auch das große Talent, welches fast alle Russen zu mechanischen Arbeiten besitzen, wenn sie nur streng dazu angehalten werden, sehr zu statten kam. Freilich eine unausgesetzte Beaufsichtigung und ein stetes Antreiben gehören dazu, wenn der gemeine Russe fleißig arbeiten soll, denn von selbst thut er nicht viel. Als Ende September der Bergwerksbesitzer aus Tomsk zu uns herausgefahren kam, erstaunte er darüber, was wir schon Alles in dieser kurzen Zeit vollbracht hatten, und überhäufte mich mit Lobsprüchen. Auch den Arbeitern und Aufsehern schenkte er eine Extragratification, wie er denn überhaupt sich stets als ein sehr wohlwollender und freigebiger Mann bewies.

Im August war das Wetter noch fortwährend sehr schön, ja bei Tage oft sogar noch drückend heiß gewesen, und auch bis zur Mitte September blieb es so, wie es in Norddeutschland um diese Zeit zu sein pflegt. Von da an traten schon ziemlich starke Nachtfröste ein, obgleich die Tage noch schön und sonnig waren. In den letzten Tagen des September fing der Fluß, der eine Viertelstunde von unserem Blockhause vorbeifloß, an zuzufrieren, und es fiel auch Schnee, der nicht mehr schmolz, sondern liegen blieb. Da die Arbeiten im Freien jetzt aufhören mußten, die Arbeiter in dem ziemlich undichten Schuppen auch

Digitized by Google

nicht länger schlafen konnten, so sandte ich sie alle nebst den Soldaten am ersten October nach Tomsk zurück. Ich selbst wollte aber noch so lange als möglich hier draußen bleiben, um die Zeit, wo der Frost den Sumpf gehärtet hatte, zum Vermessen und Abstecken der Straße zu benutzen. Der frühere Unterofficier, der mit Weib und Tochter und einem Deportirten den ganzen Winter über auf der Station bleiben und während dieser Zeit meine Wohnung beziehen sollte, mußte sich inzwischen in dem kleinen Hause, welches wir ihm gebaut hatten, so gut als möglich zu behelfen suchen.

Im October war die Kälte durchschnittlich sechs bis zehn Grad, und bei dieser Witterung konnten wir noch recht gut in den Stunden von zehn bis drei oder vier Uhr im Freien arbeiten. Wir hatten unsere Pelzröcke an, Pelzmützen auf dem Kopfe, und an den Füßen dicke, bis weit auf die Schenkel reichende Wollenstrümpfe, in denen inwendig Flocken eingestrickt waren, und dazu hohe Wasserstiefel von braunem Leder, die mit Thran eingeschmiert wurden, und in diesem Anzuge konnten wir schon der Witterung trotzen. Auch der Schnee war noch nicht über zwei bis drei Fuß hoch, und mein Diener und der alte Unterofficier brachen mit einem Schneepfluge auf den Stellen, wo wir vermessen wollten, Bahn. So ging die Arbeit denn rasch voran, und es ward durch den ganzen Sumpf eine Straße abgesteckt, damit im nächsten Frühling sogleich der Anfang damit gemacht werden konnte. Gegen vier Uhr Nachmittags trieb uns die dann schon eingetretene Dunkelheit und die strenger werdende Kälte stets in unser Haus zurück. Wir fanden dann ein warmes Zimmer und eine reichliche Mittagsmahlzeit, die uns nach der Arbeit im Freien trefflich behagten. Eine dicke Kohlsuppe und dazu hartgefrorenes und wieder aufgethautes und gekochtes Rindfleisch bildeten die regelmäßigen Speisen, die mitunter durch ein Gericht Fische, oder im Herbst auch noch durch wil-

Digitized by Google

des Geflügel, welches man in Menge erlegen konnte, einige Abwechslung erhielten. Statt des Kaffees wurde des Mittags und Abends ein Glas vortrefflicher Thee, der oft durch etwas Rum noch belebender gemacht war, getrunken. Von sechs bis acht Uhr Abends zeichneten wir gewöhnlich unsere Pläne oder rechneten, machten Anschläge, und beschäftigten uns auf diese Weise nützlich, und von acht bis elf Uhr spielten wir mit einander Schach, oder ich sang deutsche und der Pole polnische Volkslieder, welche ich auf einer alten schlechten Guitarre, die ich für theures Geld in Tomsk mir erstanden hatte, begleitete. So verging die Zeit ganz gut, und wir hatten niemals Langeweile. An mondscheinhellen Abenden ging ich auch mit dem alten Unterofficier mitunter auf die Wolfsjagd. Es gab hier Wölfe in Menge und ihr hungriges Geheul ertönte oft die ganze Nacht als schauerliches Concert um unser Haus herum. Fünf oder sechs Wölfe habe ich in diesem Winter geschossen, und mein Begleiter erlegte ungefähr die gleiche Zahl. Die Felle wurden als Fußdecken und auch zum Ausfüttern des Schlittens benutzt. Der Hunger trieb die Wölfe einigemal in der Nacht dazu, zu versuchen, ob sie sich nicht unter unserm Kuhstall durchscharren könnten, um zu den Kühen zu gelangen. Unsere Wolfshunde, von denen wir vier bis fünf sehr böse Thiere besaßen, die des Nachts in dem Schuppen angekettet lagen, machten dann stets ein furchtbares Gebell, bis sie losgelassen und auf die Wölfe gehetzt wurden. Oft wurden einige Wölfe von den Hunden todtgebissen, mitunter erhielten jedoch die Hunde sehr arge Verletzungen, so daß wir zuletzt dieses Hetzen aufgaben und uns begnügten, durch einige Schüsse die allzu zudringlichen Thiere zu verscheuchen. Wölfe giebt es in Sibirien in großer Menge, und sie müssen im Winter oft solchen Hunger leiden, daß sie verhungern oder sich unter einander zerfleischen. Sind Wölfe nicht hungrig, so kann ein Mensch mit einem Stocke eine

Digitized by Google

ganze Heerde in die Flucht jagen, peinigt der Hunger sie aber allzu sehr, so greifen sie in grimmiger Wuth auch Menschen an, daher wir niemals ohne Flinten und ohne von den Hunden begleitet zu sein, in der strengen Jahreszeit allein auf das Feld gingen. Ungleich weniger gefährlich sind die großen Bären, von denen es auch eine Menge giebt. Sie nähren sich von Beeren oder von den Nüssen der Cedernbäume, die hier sehr zahlreich sind, liegen während des Winters einige Monate im Winterschlaf in ihren tiefen, warmen Höhlen, und greifen einen Menschen, außer wenn sie von diesem verwundet werden, niemals an, sondern traben bei seinem Anblick eiligst fort. Gleich in den ersten Wochen meiner Anwesenheit auf unserer Station hatte ich Gelegenheit, einen großen Bären zu schießen, was mir viel Vergnügen machte. Mein erster Schuß verwundete das Thier nur an der Seite, und es stürzte nun mit grimmigem Gebrüll auf mich los. Glücklicherweise hatte ich zwei starke und muthige Wolfshunde bei mir, die sogleich auf den Bären zusprangen und sich in sein Fell einbissen, so daß er im Laufe aufgehalten wurde. Diesen Augenblick benutzte ich, zielte mit dem andern Lauf meiner Flinte schnell und sicher, und schoß ihm eine Kugel gerade zwischen die Augen in das Gehirn hinein, so daß er augenblicklich todt zusammenstürzte. Ohne Hunde ist eine Bärenjagd für einen einzelnen Jäger stets ein sehr gewagtes Unternehmen, da die Thiere nur an wenigen Stellen ihres Körpers so tödtlich getroffen werden können, daß sie gleich zusammenstürzen. Verwundete Bären sind aber durch ihre Wildheit und Schnelligkeit äußerst gefährlich. Unter den Jakuten giebt es einzelne Jäger, welche einen Bären allein, und nur mit einem langen spitzen Messer in der rechten Hand bewaffnet, angreifen. Der linke Unterarm des Jägers ist dann dick mit Schaffellen umwickelt, so daß selbst das furchtbare, mit spitzen Zähnen versehene Gebiß des Bären nicht durchzubeißen vermag.

Digitized by Google

Hat der kühne Jäger das Thier nun in die Enge getrieben, so daß es nicht weiter fliehen kann und sich dann zum Kampfe auf den Hinterbeinen hoch aufrichtet, so hält er den geschützten linken Arm weit vor und fährt damit dem Bären in den Rachen hinein, stößt aber in demselben Augenblicke mit kräftigem, sicherm Stoß ihm das Messer durch das Herz, so daß er augenblicklich todt zusammenstürzt. Daß ein sehr muthiger, starker und gewandter Jäger zu dieser äußerst gefährlichen Jagd gehört, bedarf keiner weiteren Versicherung, allein unter den Jakuten soll sie häufig vorkommen.

Oft, wenn ich jetzt in den langen Winternächten auf unserer einsamen Station durch das Geheul der hungrigen Wölfe geweckt wurde, mußte ich an mein einsames Haus im brasilianischen Urwald zurückdenken, wo mich das Geschrei der Affen und Papageien und das Gebrüll der Jaguare anfänglich auch häufig aus dem Schlafe geweckt hatte. Wie wunderbar war doch mein Schicksal, daß ich im Urwalde Brasiliens wie auf der Steppe Sibiriens Wege anlegen mußte. Im Vergleich übrigens zu den Schwierigkeiten, welche es macht, eine Linie im Urwald abzustecken, war meine jetzige Arbeit nur ein Kinderspiel. Abgesehen von dem rauhen Klima und der häßlichen Gegend, behagte mir überhaupt das Leben in Sibirien besser, als das in Brasilien.

Mitte November stieg die Kälte schon bis auf 15—16 Grad, und bei dieser Steigerung war es uns nicht mehr möglich, draußen im Freien die geringsten Arbeiten, außer etwa Holzschlagen, noch vorzunehmen. Auch fing ein starker Schneefall an, und während einiger Tage machte ein dichtes Schneetreiben es unmöglich, aus dem Hause zu gehen. So beschloß ich denn die ersten Tage, in denen kein Schnee fiel, zu benutzen, um nach Tomsk in das Winterquartier zurückzugehen. Am 22. November war bei 18 Grad Kälte die Luft rein und klar, und unser Schlitten ward

Digitized by Google

zur Abreise gerüstet. Wir spannten die drei kleinen, aber starken rauhhaarigen Pferde, welche ich zurückbehalten hatte, vor den Schlitten, nahmen einige Lebensmittel und auch ein paar trockene Reisigbündel mit, da es zweifelhaft war, ob wir nicht während der Nacht würden draußen bivouakiren müssen, und wir somit nur leichter Feuer anzünden konnten; ein halbes Dutzend Flinten und Pistolen wurden frisch geladen, wenn wir etwa von einem Rudel hungriger Wölfe sollten angefallen werden, und so ward die Fahrt angetreten. Der frühere Unterofficier nebst Weib, Tochter und einem Deportirten, einem braven, guten Kerl, bezog unsere Wohnstube, während ich in die Schlafkammer alle meine Sachen gebracht und sie fest verschlossen hatte. Die Zurückbleibenden hatten nun die Aussicht, an vier bis fünf Monate ganz allein und von jedem menschlichen Verkehr vollständig abgeschlossen, hier zurückbleiben zu müssen. Da sie Vorräthe von Kohl, Grütze, Roggenmehl, getrocknetem Fleisch, dazu zwei Kühe, die etwas Milch gaben, im Stalle, vier starke muthige Wolfshunde, hinreichende Munition für ihre Schießgewehre und auch ein Fäßchen Branntwein hatten, so konnten sie keine Noth leiden, und schienen mit ihrem Schicksal ganz zufrieden zu sein. So ein ächter Sibirier ist wie ein Bär, der im Winter auch in den Winterschlaf fällt, denn die Kerle können oft fünfzehn bis sechszehn Stunden in einem Zuge fortschlafen.

Da der Schnee sehr tief und keine Bahn vorhanden war, so ging unsere Fahrt nur äußerst mühsam und beschwerlich von statten. Wiederholt mußten wir aussteigen und zu Fuße gehen, weil die Pferde den beladenen Schlitten nicht durchschleppen konnten, häufig auch mit Gräbern und Schaufeln, welche wir bei uns führten, eine Bahn zu brechen suchten. Zwar trat die Dunkelheit schon um drei Uhr Nachmittags ein, allein der Schnee und der klare Sternenhimmel leuchteten so gut, daß wir unsere Fahrt ungehindert fortsetzen konnten. Gegen Mitternacht war

Digitized by Google

die Kraft unserer Pferde, welche wirklich bis dahin das Aeußerste an Ausdauer geleistet hatten, gänzlich erschöpft, und wir mußten einige Stunden rasten. Wir suchten eine Stelle aus, wo ein Abhang uns einigen Schutz gewährte, und auch Birken, um ein tüchtiges Feuer anzuzünden, in Menge standen. Während mein Bedienter den Platz von Schnee säuberte, hieben der junge Pole und ich eine Menge Holz ab, und bald loderte ein mächtiges Feuer auf, an dem wir uns erwärmen und auch unsern Thee kochen konnten. Es war in dieser Nacht so kalt, daß das gekochte Theewasser sogleich in den Bechern zu Eis gefroren war, sobald wir es nur fünf Minuten vom Feuer genommen hatten. Das Roggenbrod war so hart wie ein Stein gefroren, so daß wir es erst am Feuer aufthauen mußten, um es zerschneiden zu können, und auf der dem Feuer abgewandten Seite unserer Pelze lag der Reif ganz dick. Auch unsere Pferde, die sich mit den Köpfen dicht an das Feuer herandrängten, sahen vom Reif so weiß wie Schimmel aus. Wir fütterten sie mit in Theewasser aufgeweichtem Roggenbrod, ein Futter, was den Thieren viel Kraft verleiht. Ungefähr vier Stunden hatten wir am Feuer gerastet, und uns wie unseren Thieren war diese Ruhe sehr zu statten gekommen, obgleich ein Bivouak bei 18 Grad Kälte sonst eigentlich kein Vergnügen ist; dann setzten wir unsere Fahrt wieder fort. Die letzten drei Meilen Weg waren leichter zu fahren, da wir auf die Straße, die von Krasnojarsk nach Tomsk führt, kamen, wo einigermaßen Bahn gebrochen war. So gelangten wir denn am Abend des zweiten Tages, nachdem wir noch einmal am Feuer einige Stunden gerastet hatten, glücklich in Tomsk an, wo ich im Hause des Bergwerksbesitzers ein behagliches Quartier fand und mich bald beim süßen Portweinpunsch von all' den ausgestandenen Strapazen vollkommen erholte.

Wenn freilich die Winter in Sibirien auch sehr kalt und

Digitized by Google

lange anhaltend sind, so versteht man dafür sich im Innern des Hauses auch vortrefflich gegen die Kälte zu schützen. Alle Wohnungen haben Doppelfenster und zwei-, ja selbst dreifache Thüren, so daß jeder Zutritt der kalten Luft abgeschnitten ist. Dazu ist der große sibirische Backsteinofen, „Amossor" genannt, eine vortreffliche Erfindung, da er mit verhältnißmäßig wenig Holz mehrere Zimmer Tag und Nacht warm erhält. Selbst die ärmsten Handarbeiter haben dicke Schafpelze, Pelzmützen, und tragen um die Beine Schaffelle gewickelt, während die Füße in dicken Holzschuhen, welche mit Pelz und Heu ausgefüttert werden, stecken. Auf diese Weise kann man es schon bei ruhiger Luft, wenn die Kälte nicht über 20 Grad steigt, einige Stunden im Freien aushalten. Steigt die Kälte aber auf 24—32 Grad, was im Winter häufig der Fall, so ist es sehr gefährlich, im Freien zu sein. Der Athem gefriert dann sogleich und setzt sich wie dicker Reif um das ganze Gesicht, so daß man kaum die Augen und den Mund öffnen kann, und wenn man nur eine Minute die unbekleidete Hand der freien Luft aussetzt, so fühlt man einen empfindlichen Schmerz. Bei solcher Kälte über 24 Grad verläßt Niemand ohne die dringendste Noth seine Wohnung, und Jeder sucht sich auf alle Weise zu schützen, daß ihm nicht die Füße, oder die Nase und die Ohren erfrieren, was trotz aller Vorsicht doch noch häufig geschieht. Am Empfindlichsten ist die Kälte, wenn ein heftiger Ostwind dabei weht, und in diesem Falle kann man schon 20 Grad nur mit Mühe ertragen. Reisende, Polizeidiener und gar die armen geplagten Jemtschicks oder Kutscher, die bei ihren Reisen von solchen schneidend kalten Nordostwinden überfallen werden, büßen nur zu oft das Leben dabei ein. Steigt die Kälte über 24 Grad, so herrscht stets vollständige Windstille, und die Luft selbst scheint gefroren zu sein, ein so festes, bewegungsloses Aussehen hat sie.

In den Häusern der reichen Bergwerksbesitzer und höheren

Digitized by Google

Beamten, in denen ich in Tomsk lebte, merkte man von der Kälte sehr wenig. Es war ein sehr geselliges und vergnügungsreiches Leben, und an verschwenderischen Diners, Soupers, bis tief in die Nacht reichenden Spielpartien und allen anderen derartigen Vergnügungen fehlte es wahrlich nicht. Auch mehrere Bälle wurden veranstaltet, und ich selbst richtete auch ein kleines Liebhabertheater ein, auf dem wir einige russische Lustspiele aufführten. Auch musicirte ich viel, und meine deutschen Volkslieder, welche ich zur Guitarre sang, fanden stets großen Beifall und verschafften mir viele Einladungen. Um nicht in Versuchung zu kommen, mein Geld in dem hohen Kartenspiel zu verlieren, hatte ich mir selbst das Ehrenwort gegeben, nie eine Karte mehr anzurühren. Uebrigens war das Leben doch sehr kostspielig, und obwohl ich im Hause des Bergwerksbesitzers vollständig freie Station hatte, so verbrauchte ich doch die zweihundert Silberrubel, welche ich monatlichen Gehalt erhielt. So kosteten z. B. ein Paar Glacéhandschuhe zwei Silberrubel, ein Paar lackirte Gesellschaftsstiefeletten sechzehn bis zwanzig Silberrubel, eine Flasche Eau de Cologne einen Silberrubel, und von allen diesen unnützen Dingen mußte ich in den Kreisen, in die ich nun einmal hineingerathen war, nur zu viel gebrauchen. Um übrigens doch etwas Beschäftigung zu haben, half ich dem Bergwerksbesitzer in den Morgenstunden von zehn bis zwölf Uhr seine Rechnungsbücher führen und verschiedene schriftliche Arbeiten besorgen. Er war hierfür so dankbar, daß er mir am russischen Weihnachtsabend einen sehr schönen Zobelpelz schenkte. Wenn es nur irgendwie die Witterung erlaubte, ging ich jeden Tag von zwölf bis zwei Uhr spazieren oder fuhr Schlitten. Mitunter fuhr ich in den mondscheinhellen Nächten auch mit einigen russischen Officieren auf die Wolfsjagd. Die Art dieser Jagd ist ganz eigenthümlich. Wir saßen dabei zu vier bis sechs Personen in einem langen niedern Holzschlitten, vor den drei starke,

Digitized by Google

sichere, an das Schießen gewöhnte Pferde gespannt waren. In einen Sack wurden nun zwei Ferkel gesteckt, und ein Diener, der vorn neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, mußte solche, sobald wir im Freien waren, derb an den Schwänzen kneipen, damit die Thiere vor Schmerz möglichst laut quiekten und durch diese unharmonischen Töne umherstreifende Wölfe anlockten. Merkten wir nun, daß ein Rudel Wölfe herbeigelockt war, so ward ein Sack, der mit den Gedärmen und anderen Abfällen von geschlachteten Thieren angefüllt war, ausgeworfen und an einem sehr starken, an zweihundert Fuß langen Strick hinter dem Schlitten hergeschleift. Es dauerte dann nicht lange, so stürzten die hungrigen Wölfe auf diesen Sack zu und fingen an daran zu zerren, um sich seines verlockenden Inhaltes zu bemächtigen. Waren recht viele Wölfe an und neben dem Sack, so gaben wir mit unseren Büchsen alsbald eine Salve auf den Haufen, und tödteten oder verwundeten oft drei bis vier Stück, von diesen Bestien zu gleicher Zeit. Die Thiere sind vor Hunger so grimmig, daß man oft drei bis vier Salven hintereinander auf sie geben kann, bevor sie ganz verscheucht sind. Uebrigens ist diese Jagd nicht ganz ohne Gefahr, denn mitunter fallen die von Hunger gepeinigten Thiere sogar die Pferde an, daher man stets geladene Pistolen und einige große Pechfackeln, um solche schnell anzuzünden und sie dadurch zu verscheuchen, in Reserve haben muß.

Auch auf die Bärenjagd ging ich von Tomsk aus noch wiederholt, und schoß zwei Bären, einen Luchs und noch einige andere kleine Raubthiere.

So verfloß der Winter denn im Allgemeinen ganz angenehm, obgleich ich nie mehr geistig anregende Geselligkeit und feinere Lebensfreuden entbehrte, und auch die Monate lang anhaltende Kälte und die langen Nächte doch zuletzt sehr unangenehm werden konnten.

Digitized by Google

Mitte April war die Kälte durchschnittlich nur noch 5—6 Grad am Tage, und da um diese Zeit auch selten mehr neuer Schnee fällt, so beschloß ich, mit meinem Bedienten und dem jungen Polen, der während des Winters wieder auf einem Regierungsbureau gearbeitet hatte, auf meine Station zurückzukehren. Die nöthigen Vorräthe von Lebensmitteln wurden auf zwei Schlitten gepackt, und so machten wir uns auf den Weg und fuhren, da wir für unsern Schlitten Pferde zum Wechsel vorausgeschickt hatten, in einer starken Tagereise nach der Station. Der Unterofficier nebst Familie befanden sich ganz wohl und munter, wie Murmelthiere, die eben aus dem Winterschlaf erwacht sind, in dem Hause. Es war jedoch so viel Schmutz und Gestank in dem Zimmer, daß ich zwei Nächte im Schuppen schlief, bevor Alles gereinigt und ausgeräuchert war. Die Unreinlichkeit der unteren und mittleren Stände in Sibirien ist überhaupt ekelhaft, und reicht selbst bis in Kreise hinauf, in denen man eigentlich eine größere Reinlichkeit vermuthen könnte. Freilich dient die lange und strenge Kälte des Winters hierbei sehr zur Entschuldigung, denn während vier bis fünf Monate kann man nur heißes Wasser zum Waschen gebrauchen, da kaltes sogleich frieren würde. Ich bin aber überzeugt, daß unter den 14,000 Einwohnern von Tomsk kaum zweihundert sind, die sich mehr als einmal wöchentlich waschen, oder gar die Leibwäsche wechseln. Die Sitte der heißen Dampfbäder, welche alle Stände sehr häufig nehmen, reinigt übrigens den Körper wieder, aber Wäsche, Eßgeschirre und Hausgeräthe zeigen nur zu sehr den Mangel an Wasser, und auch der Gestank in den während des ganzen Winters nicht gelüfteten Wohnungen ist oft gräßlich, obgleich die Eingeborenen nichts davon wissen.

Mit meinem Gehülfen arbeitete ich noch einige Wochen allein beim Abstecken und Vermessen des Weges, bis Mitte Mai, wo der Schnee zu schmelzen und auch die gefrorene Erde aufzuthauen

Digitized by Google

begann, einige dreißig Deportirte zum Arbeiten kamen. Jetzt fing ich denn nun an, mit vollem Eifer an dem Wege arbeiten zu lassen. Es wurden Faschinenbündel aus Birkenreisern gemacht und die schlimmsten Stellen im Sumpfe damit ausgefüllt, Erde gegraben und gekarrt, kurz, einige dreißig Menschen und vier bis sechs Pferde waren unausgesetzt thätig. Auch ließ ich Ende Mai Kohl und Rüben pflanzen und Roggen säen, damit die Vorräthe für den nächsten Winter selbst erzeugt würden. Die Vegetation während des Sommers ist ganz erstaunlich schnell, und die ausgeruhte Erde scheint die langen Versäumnisse des Winters wieder ausgleichen zu wollen. Der Roggen, der Ende Mai gesäet war, konnte Mitte August schon geerntet werden, und lieferte einen überaus reichlichen Ertrag, und eben so waren Kohl und Rüben und noch einige andere Gemüse von wahrhaft riesiger Größe. Da auf dem Fluß und dem Sumpfe zahlloses wildes Wassergeflügel war, so schoß ich Hunderte von Enten und Gänsen, und ließ solche einsalzen und räuchern, so daß ihr Fleisch sich hielt, und auch der Fischfang lieferte uns sehr reichen Ertrag. So wurden denn bald für alle Arbeiter hinreichende Lebensmittel auf der Station selbst gewonnen. Die Wegearbeiten rückten inzwischen sehr gedeihlich fort, und ich suchte den Eifer meiner Leute dadurch zu ermuntern, daß ich bei besonderem Fleiße Extraportionen Branntwein oder auch Tabak unter sie vertheilte. Leider mußte ich wegen Faulheit, Trunkenheit und einmal sogar auch wegen offenen Ungehorsams gegen mich nur zu häufig tüchtige Schläge austheilen lassen. Eine zu große Humanität wäre in diesem Falle nur sehr übel angebracht gewesen, denn ich hatte einige Kerle unter meinen Arbeitern, welche blos durch die größte Strenge in Ordnung gehalten werden konnten. Der Bergwerksbesitzer, der im Juli auf einige Tage zu uns herauskam, war erstaunt über das, was wir schon geleistet hatten, überhäufte mich mit Lobsprüchen, und gab auch den Arbeitern eine Gratification.

Digitized by Google

Jetzt wurden auch die Goldgruben, welche eine halbe Stunde von meinem Holzhause entfernt lagen, in Angriff genommen, und einige Hundert Menschen, größtentheils freie, gegen hohen Lohn gemiethete Arbeiter, für welche lange Schuppen zum Schlafen und Wohnen errichtet waren, trieben dort ihr Wesen. Diese Nachbarschaft trug gerade nicht zur Annehmlichkeit meiner Lage mit bei. Die Beamten, welche die Arbeiten leiteten, waren gemeine, rohe, dem Trunke ergebene Kerle, denen ich möglichst aus dem Wege ging, und die auch gegen mich, als Ausländer, viel Eifersucht hegten. Nur der Oberbergmeister war ein gebildeter, tüchtiger Mann, hatte aber leider seine Station nicht auf diesen Gruben, sondern auf einem größeren Bergwerke, welches an drei Meilen weit entfernt lag. Die meisten Unterbeamten, sowohl der Regierung, wie auch der einzelnen großen Bergwerksbesitzer, sind, mit wenigen Ausnahmen, in ganz Sibirien rohe, gemeine und gänzlich ungebildete Menschen, mit denen ein anständiger Ausländer keinen Verkehr haben kann, wie denn überhaupt ein gebildeter mittlerer Bürgerstand dort noch größtentheils fehlt.

Unter rastlosen Arbeiten verging mir der Sommer sehr schnell, obgleich ich gar keine geselligen Freuden hatte. Die Hitze war von Mitte Juli bis Mitte August so drückend, daß man wirklich hätte glauben können, unter den Tropen zu sein, und zahllose Sumpffliegen und Mücken quälten mich hier eben so sehr, wie dies in Brasilien die Muskitos gethan hatten. Was das Klima anbetrifft, ist Sibirien wirklich ein ganz schauderhaftes Land, denn lange strenge Winter und kurze heiße Sommer wechseln fast mit einander ab, und die Annehmlichkeit schöner, milder Frühlings- und Herbsttage, welche den Aufenthalt in Deutschland so angenehm machen, kennt man dort nur selten.

Meiner unausgesetzten Anstrengung und dem Eifer der Arbeiter, die zuletzt bis auf fünfzig Mann vermehrt wurden, war

Digitized by Google

es gelungen, Ende September, als der erste Frost wieder einzutreten anfing, den ganzen Weg fertig zu machen. Die Gruben konnten bis zu den Wohnungen mit leichten Wagen befahren werden, und die Bahn durch den Sumpf kürzte die Entfernung nach Tomsk fast um drei Meilen ab. Ich hatte früher selbst kaum geglaubt, daß es mir gelingen würde, noch in diesem Sommer Alles zu beenden, und war daher ungemein erfreut, als ich mein Werk dem Bergwerksbesitzer, der Ende September wieder zu uns herauskam, als vollendet zeigen konnte.

In dessen Begleitung fuhr ich nun nach dem an vierzig deutsche Meilen weiter östlich gelegenen Krasnojarsk, in dessen Nähe er ebenfalls Antheil an Gruben, welche immer großen Bergwerksgesellschaften gehörten, besaß.

Anfänglich war die ganze Gegend, welche wir durchfuhren, sehr flach, und auch die kleinen ärmlichen Dörfer, in denen wir die Postpferde wechselten, lagen fünf, sechs bis sieben deutsche Meilen von einander. Solche Strecken müssen die armen Pferde in einem Laufe durchtraben, ohne auch nur während der Zeit ein einziges Mal gefüttert oder ausgespannt zu werden.

Als wir am Jenisei, einem schönen, klaren, breiten Strome, anlangten, ward die Gegend wieder sehr hügelig und reich bewaldet, und hatte somit ein ganz hübsches Aussehen.

Krasnojarsk, obgleich um die Hälfte kleiner als Tomsk, ist regelmäßiger und hübscher gebaut, und hat wirklich einige so großartige öffentliche Gebäude, daß man erstaunt ist, solche hier hinten in Sibirien zu finden. Namentlich eine neuerbaute Kirche, welche einige reiche Bergwerksbesitzer auf ihre Kosten gründeten, würde selbst in einer deutschen Hauptstadt durch ihre Größe und edle Bauart vollkommen gefallen. Im Uebrigen soll das Leben hier ganz so wie in Tomsk sein, nur ist das Klima noch rauher, da die Stadt höher und dem Winde mehr ausgesetzt liegt.

Ich blieb nur einige Tage in Krasnojarsk, und fuhr dann

Digitized by Google

mit zwei Bergwerksbesitzern nach einem vier deutsche Meilen weit entfernten Bergwerke am Jenisei, um dort meine Ansichten über die Anlage neuer Wege abzugeben. Einige Tage blieb ich daselbst, und es ward beschlossen, daß ich im nächsten Frühjahr wieder zurückkommen sollte, um während des Sommers mehrere Wege anzulegen.

Mitte October fuhr ich wieder nach Tomsk zurück, und wir mußten uns auf dieser Reise schon des Schlittens bedienen, da bereits so viel Schnee gefallen war, daß man mit dem Wagen nicht mehr fortkommen konnte. Die Bahn war aber schlecht, und die Reise überhaupt unangenehm und langweilig, da der Bergwerksbeamte, mit dem ich diesmal in einem Schlitten zusammen fuhr, alles Andere mehr als eine liebenswürdige Persönlichkeit genannt werden konnte. In Tomsk bezog ich wieder mein früheres Quartier bei dem Bergwerksbesitzer und verlebte den Winter von 1857 bis 1858 fast eben so wie den vorigen. Nur aus den allzu glänzenden Gesellschaften zog ich mich mehr zurück und fing überhaupt an, sparsamer zu leben, da ich mir gern die Hälfte meines Gehalts zurücklegen wollte. Viel und gern verkehrte ich in dem Hause eines alten früheren polnischen Generals, der als Verbannter in Sibirien lebte, dabei aber viele Gäste bei sich in Gesellschaften sah, in denen es dann zwar ungleich einfacher, nach meinem Geschmack aber auch angenehmer zuging, als bei den prunkvollen Festen der reichen Bergwerksbesitzer. Die älteste Tochter des polnischen Generals war ein wunderschönes, ungemein liebenswürdiges Mädchen, das alle die für Männerherzen sehr gefährlichen Vorzüge besaß, welche man den Polinnen so oft nachrühmt. Ich kann nicht läugnen, daß ich nahe daran war, mich gründlich in sie zu verlieben, was ein sehr dummer Streich von mir gewesen wäre, und als Consequenz davon dann die noch größere Thorheit zu begehen, um ihre Hand anzuhalten, die ich wahrscheinlich, da es hier sehr

Digitized by Google

an anderen Bewerbern fehlte, wohl erhalten hätte. In diesem Fall hätte ich für mein ganzes ferneres Leben in Sibirien bleiben müssen, denn anderswo wäre es mir nicht leicht möglich geworden, eine Frau ernähren zu können. Hier in Sibirien hätte ich als Wegebaumeister wahrscheinlich eine Anstellung von der Regierung erhalten, da der mir persönlich sehr gewogene Gouverneur dies wünschte. Mit meinem kleinen Vermögen hätte ich mir auch eine Gutswirthschaft gründen können, denn die Regierung hätte mir sicherlich so viel guten Boden, wie ich nur zu haben wünschte, abgetreten, da sie dergleichen Niederlassungen ungemein begünstigt. Ich muß gestehen, daß der Gedanke, dann für immer in diesem Lande mit seinem achtmonatlichen Winter leben zu müssen, gar abkühlend auf meine heiße Liebe wirkte. Auch der Umstand, daß die schöne Polin eine eifrige Katholikin war, machte mich sehr bedenklich. Ich für meine Person denke nun freilich aufgeklärt genug, um persönlich den allermindesten Werth darauf zu legen, welcher Confession meine Frau angehörte, wenn sie nur wahre Religiosität bewahrte und den ächt christlichen Grundsatz: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" nicht blos in leeren Worten, sondern wirklichen Thaten zur Geltung brächte; allein aus dem Kreise meiner Bekannten weiß ich, daß gemischte Ehen leicht zu verschiedenen Störungen des ehelichen Glücks Anlaß geben können, und wenn die Frau gar ultramontan-katholisch oder auch orthodox-protestantisch ist, und ihr Ohr den verderblichen Einflüssen ehrgeiziger Pfaffen, diesen Wölfen in Schafskleidern leiht, welche schon mehr Unfrieden in der Welt erzeugt haben, als alle Soldaten zusammen, ist es mit dem wahren Glück der Ehe stets vorbei. Dies Alles bedachte ich wohlweislich, hütete mich daher sehr, mich in das reizende Mädchen gar zu gewaltig zu verlieben, und that, wie dies in solchem Falle jeder Mann von Ehre thun muß, nichts, was sie nur

Digitized by Google

im Allermindesten auf den Gedanken bringen konnte, daß ich wärmer für sie fühlte.

Im April 1858 fuhr ich nach dem Bergwerke am Jenisei, um dort den Sommer mit der Anlage und Ausführung von Wegen mich zu beschäftigen. Leider wohnte ich dort nicht allein in einem Hause, sondern mit noch zwei anderen russischen Beamten zusammen in einem großen Gebäude. So konnte ich mich der unangenehmen Gesellschaft dieser rohen, gemeinen Kerle nicht so viel, als ich es gewünscht hätte, entziehen. Ich war übrigens sehr thätig, und obgleich meine Arbeit auf manche Hindernisse stieß, und ich viele Schwierigkeiten, welche mir besonders durch diese Unterbeamten in den Weg gelegt wurden, zu besiegen hatte, so brachte ich doch viel zu Stande. In meinen freien Stunden ging ich sehr viel auf die Jagd, schoß einige Bären, viele Füchse, einen Luchs und zahlloses wildes Geflügel aller Art.

Im September, wo sich schon in den Nächten scharfer Frost zu zeigen anfing, verließen wir Alle das Bergwerk. Um noch einige Pläne und Anschläge zu machen, blieb ich bis Mitte December noch in Krasnojarsk, einem Orte, wo es mir gerade nicht sonderlich gefiel, und fuhr dann bei grimmiger Kälte und starkem Schnee nach Tomsk zurück. Obgleich ich so dicht in zwei Pelze eingehüllt war, daß ich mich kaum bewegen konnte, hatte ich auf dieser Reise, die ich in einem schlechten Schlitten mit einem Gouvernements-Courier zurücklegte, doch viel von der Kälte zu leiden. Aus Unvorsichtigkeit erfror mir auch mein linkes Ohr; doch gelang es uns, durch eifriges Reiben mit Schnee das Blut wieder in Bewegung zu bringen, so daß das Ohr gerettet wurde, obgleich man den Frostschaden stets sah. So eine Kälte von zweiunddreißig Grad, wie wir sie in der einen Nacht auf dieser Reise hatten, ist furchtbar und verursacht Beschwerden, von denen man sich in einem gemäßigteren Klima kaum einen Begriff machen kann. Die Jemtschiks auf unserem Schlittenbock waren vom Kopf

Digitized by Google

bis zur Fußsohle stets in zwei-, ja selbst dreifache Schaffelle gekleidet; trotzdem waren die armen Burschen gewöhnlich bei der Ankunft auf der Station so steif gefroren, daß sie vom Schlitten heruntergehoben werden mußten. Das Fell der sibirischen Postpferde ist im Winter stets so langhaarig und zottig wie ein Bärenfell.

In Tomsk traf ich alle meine Bekannten wohl und gesund, und nahm meine Wohnung wieder in dem Hause des reichen Bergwerksbesitzers. Die schöne Polin, in welche ich mich im vorigen Winter fast verliebt hätte, fand ich jetzt als Braut eines jungen polnischen Verbannten, der unweit Jakutsk eine Landwirthschaft besaß. So schleuderte das Schicksal dieses reizende junge Mädchen, welche eine Zierde jedes europäischen Salons gewesen wäre, für ihr ganzes Leben in die sibirische Wildniß. Wahrlich, es war schade darum. Ich selbst verbrachte meine Zeit übrigens wieder auf die frühere Weise.

Drittes Kapitel.

Nachricht über den Ausbruch eines neuen Krieges in Europa. Sofortiger Entschluß, nach Preußen zurückzukehren. Reise von Sibirien über Moskau und Petersburg nach Berlin. Getäuschte Hoffnungen, daß Preußen einen Kampf gegen die Franzosen unternehmen würde. Der schnelle Friedensschluß von Villafranca und die Mißstimmung der österreichischen Armee. Genua und die sardinische Armee. Abreise nach Neapel. Angenehmes Leben und schlechte militärische Verhältnisse daselbst. Aufenthalt in Rom. Die Organisation der neuformirten päpstlichen Armee. General Lamoricière und seine Enttäuschungen. Entschluß, ein preußisches Bataillon für die päpstliche Armee zu organisiren. Verhinderung daran.

Ende Februar 1859 langten in Tomsk die ersten Nachrichten an, welche einen abermaligen Krieg Frankreichs ziemlich sicher

Digitized by Google

verkündeten. Auch ich selbst erhielt mehrere Briefe aus Preußen, in denen es als eine fast unzweifelhafte Sache erschien, daß die preußische Armee im Verein mit der österreichischen gegen das französische Heer marschiren werde, um somit endlich den Uebermuth des Kaisers Napoleon, der da glaubte ganz Europa ungestört beleidigen zu können, gründlich zu bestrafen. Ich kann es gar nicht beschreiben, in welche große Aufregung mich diese Nachricht versetzte. Alle meine kriegerischen Neigungen erwachten auf's Neue in ihrer vollen Stärke, und die Hoffnung, in meinem geliebten preußischen Heere gegen die Franzosen fechten zu können, welche damals, 1854, mich schon aus Amerika nach Europa gelockt hatte, erfüllte abermals meine Brust. Hier das Leben in Sibirien sagte auf die Länge mir doch nicht zu, und der Gedanke, für immer mein Leben als sibirischer Wegebaumeister verbringen zu müssen, behagte mir gar nicht. Zwar hatte ich liebe Freunde und warme Gönner, denen ich für immer ein sehr dankbares Andenken bewahren werde, hier gefunden, allein gar Manches wollte mir auch nicht im Mindesten gefallen. Und nun gar ein Land, in dem man mindestens sechs Monate im Jahre nicht ohne Pelz ausgehen kann, war für mich, der ich stets die freie Natur so sehr liebte, gar nicht nach meinem Geschmack.

So faßte ich denn nach manchem Hin- und Herbedenken und einigen schlaflosen Nächten den Entschluß, Sibirien wieder zu verlassen und vor der Hand nach Preußen zurückzukehren. Es war wirklich, als ob mir eine Centnerlast von der Brust genommen war, als ich erst diesen Entschluß fest gefaßt hatte, so frei und leicht athmete ich jetzt auf. Der Bergwerksbesitzer, der unausgesetzt mir sein größtes Wohlwollen erhalten hatte, schien förmlich bestürzt zu sein, als ich ihm meine Absicht mittheilte, aus Sibirien so bald als möglich wieder fortzureisen. Er versuchte zwar anfänglich mich zu überreden, noch fernerhin in

Digitized by Google

seinem Hause zu bleiben, sah aber bald das Vergebliche hiervon ein, da mein Entschluß jetzt felsenfest war. Bis zur letzten Stunde meiner Abreise bewahrte der brave Mann mir trotzdem unausgesetzt sein Wohlwollen, und bemühte sich, mir für die lange Reise, welche ich jetzt antreten wollte, alle möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen. Mein Guthaben, welches ich noch bei ihm stehen hatte, betrug etwas über 2000 Silber-Rubel, die er mir in lauter neuen blanken Geldstücken, die er so eben aus der kaiserlichen Münze in Petersburg erhalten, auszahlte. In Preußen besaß ich außerdem noch ein Capital von 6000 Thalern, von dem ich die Zinsen in den letzten drei Jahren nicht erhoben hatte.

Die letzten Tage vergingen mit zahlreichen Abschiedsbesuchen, und daß ich wirklich warme Freunde hier im eisigen Norden zurückließ, davon erhielt ich jetzt gar mannigfache Beweise, welche meinem Herzen sehr wohl thaten. Ich hatte mir einen Platz in dem Schlitten eines Gouvernements-Couriers verschafft. Diese Couriere befördern in bestimmten Zwischenräumen alle Regierungssachen von Irkutsk über Krasnojarsk, Tomsk, Jekatarinenburg nach Kasan, von wo ein anderer Courier sie dann weiter nach Petersburg besorgt. In den Schlitten oder Wagen dieser Couriere finden noch ein bis zwei Mitpassagiere gegen eine Bezahlung, welche der Courier für sich behält, oder vielleicht den Posthaltern, wenn sie ein Pferd mehr vorspannen müssen, eine kleine Vergütigung davon abgiebt, Platz. Man fährt auf diese Weise zwar schnell und sicher, aber sehr unbequem und anstrengend, da der Courier sich ohne dringende Umstände keine Stunde aufhalten darf, sondern mit rastloser Eile Tag und Nacht seine Reise fortsetzen muß.

Meine Freunde in Tomsk hatten mir so viele vortreffliche Lebensmittel mitgegeben, daß wir kaum alle die Körbe und Kisten in unserem Schlitten unterbringen konnten. Als sich schon

Digitized by Google

die Pferde in Bewegung setzen wollten, wurde mir vom Gouverneur noch ein Flaschenkorb mit sechs Flaschen altem Madeira gebracht. Auch an schönen Pelzen hatte ich wirklich jetzt fast einen Ueberfluß, und so verließ ich, möglichst auf die lange Reise vorbereitet, Tomsk am 2. März 1859. Meinem früheren Bedienten hatte ich eine gute Stelle im Hause des reichen Bergwerksbesitzers verschafft; der treue Mensch heulte wie ein Kind, als ich zuletzt Abschied von ihm nahm.

Die Bahn war jetzt gut, die Kälte nicht über zehn bis elf Grad, und so ging unsere Fahrt schnell und verhältnißmäßig auch ohne weitere Anstrengung fort. Wir fuhren unausgesetzt Tag und Nacht, und hielten uns in den einzelnen Posthäusern nicht länger auf, als nöthig war, die Pferde zu wechseln und einige Tassen Thee zu genießen. Kalte Küche und Wein nahmen wir gewöhnlich in unserem Schlitten ein. Anfänglich hatte ich meinem Gefährten, dem Courier, auch von meinem Wein mit zu trinken gegeben, allein dieser war ihm nicht stark genug, und er zog den Branntwein, der besser in der Kehle kratzte, vor. Am achten Tage unserer sehr anstrengenden Fahrt kamen wir in Jekatarinoslaw an. Hier wurde eine zwölfstündige Rast gemacht, da der Courier Depeschen abzugeben und zu empfangen hatte. Ich benutzte diese Zeit, ein Dampfbad zu nehmen, um mich einmal wieder gründlich zu reinigen, und dann einen langen Schlaf zu thun. Den Kamm des Urals passirten wir am Frühmorgen, und gerade als wir bei dem Kreuze anlangten, welches die Grenze bezeichnet, ging die rothe Morgensonne über Sibirien auf. Ich konnte nicht umhin, einen langen Scheideblick auf dieses rauhe, unwirthbare Land zu thun, in welchem ich $2^1/_2$ Jahr verlebt und so manche liebe Freunde gefunden hatte.

Als wir auf der Westseite des Urals anlangten, ward das Klima sogleich bedeutend milder, und man konnte in Allem er-

Digitized by Google

kennen, daß wir uns jetzt bereits in einem ungleich wärmeren Lande befanden. Bis Perm ging der Schlitten noch so ziemlich, doch war auf den letzten Stationen die Bahn schon sehr schlecht. Von Perm bis Kasan mußten wir uns einer Kibitke bedienen, und bei den schlechten, holprigen Wegen ging die Fahrt nur langsam von statten, der Wagen stieß so, daß man es kaum aushalten konnte, wir wurden dabei über und über mit Schmutz bespritzt, kurz, die Reise war so anstrengend und unangenehm, wie ich selten eine gemacht habe. Wirklich ungemein erschöpft langte ich in Kasan an und beschloß, einige Tage hier auszuruhen, was ich denn auch ausführte.

Von Kasan bis Moskau fuhr ich mit einem russischen Officier, den ich zufällig noch von der Krim her kannte, zusammen, und obgleich die Wege noch oft schlecht waren, so ging die Reise zwar ungleich langsamer, aber dafür auch viel weniger anstrengend vor sich, als früher mit dem Courier, da wir statt der unbequemen Kibitke einen bequemen Tarantas hatten. Freilich mußten wir oft vier, ja selbst mitunter fünf Pferde nehmen, um die schlechten Wege passiren zu können. In Moskau, wo ich im April ankam, verweilte ich einige Tage, und da ich mehrere Kameraden von dem Krimkriege fand, unterhielt ich mich vortrefflich und feierte manche schöne, mitunter aber auch wehmüthige Erinnerungen. Nur wer ein Soldat im Kriege gewesen ist, kann es so recht erfassen, wie sehr die Erinnerung an einen gemeinsam bestandenen Feldzug sonst oft in ihren übrigen Lebensgewohnheiten und Ansichten verschiedene Menschen mit einander zu verbinden vermag.

Von Moskau fuhr ich mit der Eisenbahn nach St. Petersburg, wo ich ebenfalls viele gute Kameraden fand, und bei einem derselben, einem Major von der Garde-Artillerie, sehr elegant wohnte. Auffallend war mir der ungeheure Unterschied in All' und Jedem zwischen der jetzigen und der früheren Zeit

Digitized by Google

unter dem Kaiser Nicolaus. Schon in Sibirien hatte ich von Jahr zu Jahr immer mehr gefühlt, welche ganz andere Grundsätze unter dem Kaiser Alexander in Rußland herrschten, als unter des verstorbenen Kaisers despotischer Regierung der Fall war, aber noch mehr mußte ich in Moskau und Petersburg über diese Veränderungen erstaunen. Besonders bei dem Militär, und zwar vor Allem bei der Garde, traten solche am Bemerkbarsten hervor. Wie war jetzt Alles, was uns an das frühere steife Paradewesen und an das engherzige Gamaschenthum erinnern konnte, verbannt, und wie bestrebte man sich, die äußere Ungebundenheit und Lockerheit der französischen Armee nachzuahmen. Meiner Ueberzeugung nach ging man hierin sogar oft etwas zu weit, allein dergleichen durfte man damals in Petersburg kaum aussprechen, so sehr waren fast sämmtliche Officiere, mit denen ich in Berührung kam, von dieser französischen Mode eingenommen. Auch in politischer Hinsicht war man damals ungemein französisch gesinnt, und die meisten Officiere hofften sehr, im Verein mit den Franzosen gegen die Oesterreicher fechten zu können. Daß man in der russischen Armee einen tiefen Haß gegen die österreichische Regierung wegen ihres undankbaren, zweideutigen Benehmens während des Krimkrieges hegte, begriff ich leicht, daß man sich aber jetzt mit den Franzosen zu verbinden wünsche, war nicht nach meinem Geschmack, und ich stritt mich deshalb viel mit meinen Bekannten herum. Im Uebrigen lebte ich jedoch sehr angenehm in Petersburg und kann die herzliche Kameradschaft, welche mir von vielen russischen Officieren bewiesen wurde, gar nicht genug rühmen.

Mitte Mai hatte ich alle meine Papiere so weit geordnet, daß ich mich mit dem Dampfer von Petersburg, nach Stettin einschiffen konnte; auch die Auszahlung meiner kleinen Pension durch eine russische Gesandtschaft in Deutschland war mir bewilligt worden. Eben so wie damals, da ich aus Amerika zu-

Digitized by Google

rückkehrte, freute ich mich jetzt ungemein, als mein Auge in Swinemünde zuerst die preußischen Farben begrüßte, und die ersten zwei preußischen Soldaten, denen ich in Stettin begegnete, führte ich in ein Wirthshaus und trank mit ihnen ein paar Flaschen Wein. Sonst hielt ich mich nicht lange in Stettin auf, wo ich zufällig keine Bekannten traf, sondern fuhr bald zu meinem braven, ehrlichen Vetter auf seinem Gute in Hinterpommern. Welche Stetigkeit aller Verhältnisse traf ich hier wieder! Die Nase meines Vetters war etwas röther, die Taille seiner Frau stärker geworden, die Kinder zeigten sich herangewachsener; sonst war Alles, äußerlich wie innerlich, völlig unverändert, und die Kreisstadt Stolpe halte ich für die weiteste Entfernung, welche irgend ein Familienmitglied während dieser fünf Jahre vom Gute gemacht hatte. Und was hatte ich inzwischen schon Alles wieder erlebt!

Wenn es mich auch sonst in vieler Hinsicht auf dem Gute und überhaupt in meinem Vaterlande sehr anheimelte, und ich auf's Neue die Ueberzeugung gewann, daß ein ruhiger, solider Mann, der weiter keinen Ehrgeiz, noch gar Unternehmungsgeist besitzt, nirgends behaglicher und bequemer als im lieben deutschen Vaterlande leben kann, so sah ich doch nur zu bald ein, daß meine Hoffnungen auf eine kriegerische Thätigkeit abermals gründlich gescheitert waren. Die engherzige, kleinliche, jedes kühnen Entschlusses unfähige Politik, welche seit Jahrzehnten schon dem preußischen Ansehen in Europa so unermeßlich geschadet hatte, herrschte in Berlin noch in altgewohnter Weise fort, obgleich jetzt ein sogenannt liberales Ministerium die Geschäfte führte. Es wäre unvernünftig von Preußen gewesen, hätte es besonders warme Sympathie für Oesterreich fühlen wollen, denn der preußische und österreichische Staat, die beide nach der Suprematie in Deutschland streben, werden nun und nimmermehr auf die Länge eine wahre Freundschaft für einander hegen kön-

Digitized by Google

nen. Allein diese österreichische Sympathie stand im Frühling 1859 auch nur in zweiter Frage, dagegen in erster, ob der Kaiser Napoleon sich wiederum als Herrscher in Europa, von dessen Lust und Belieben allein Krieg und Frieden abhänge, betrachten dürfe, eben so wie dies schon 1854 der Fall gewesen war. Diese französische Suprematie aber zu berechnen, wäre im Frühling 1859 für Preußen eine sehr günstige Gelegenheit gewesen, es hätte sich dabei leicht die unbedingte Oberherrschaft in ganz Norddeutschland gewinnen und eine ungleich größere Achtung, als wie es jetzt leider hinsichtlich seiner Politik genießt, erringen können. Statt aber ohne Weiteres fest und kühn der Napoleonischen Anmaßung entgegenzutreten, schrieb man schwache diplomatische Noten, welche in Paris wahrscheinlich ungelesen in den Papierkorb geworfen wurden, zauderte und schwankte ängstlich hin und her, konnte sich zu keiner energischen That ermannen, verlor die kostbare Zeit zum Handeln, und machte abermals eine unnütze Mobilisirung, welche dem Lande Millionen kostete, die kriegerische Stimmung des Heeres verschlechterte, und schließlich auch nicht das Allermindeste nützte. Gott weiß, wie oft Preußen nun schon in den letzten Decennien mobil gemacht hat, ohne je den allermindesten Erfolg davon zu haben; denn daß die schwächliche preußische Kriegsführung in den Jahren 1848—49 in Schleswig-Holstein, wenn sich auch die einzelnen Bataillone mit altpreußischer Tüchtigkeit schlugen, dem Ansehen Preußens wahrlich keine Stärkung brachte, wird jetzt doch wohl schon jedes Kind einsehen müssen. Nun, Gott gebe, daß es besser wird, obgleich ich für meine Person eine kräftige, wahrhaft deutsch-national gesinnte preußische Politik schwerlich noch erleben werde.

Da für mich im Frühling 1859 in Preußen jede Hoffnung schwinden mußte, daß es zu einer wahrhaft kriegerischen Action, die auch mir einen befriedigenden Wirkungskreis gewährte, kom-

Digitized by Google

men würde, so faßte ich den Entschluß, wo möglich als Volontär-Officier in die österreichische Armee einzutreten. Zwar hegte ich für die österreichische Politik niemals das allermindeste Interesse, ja haßte solche sogar in vieler Hinsicht auf das Bitterste, allein der Wunsch, gegen die Franzosen, diese alten Erbfeinde Deutschlands, fechten zu können, überwog bei mir jede andere Rücksicht. So verschaffte ich mir denn Anfang Juli einige sehr gewichtige Empfehlungsschreiben an bedeutende Persönlichkeiten des österreichischen Heeres, und reiste nach Italien ab. Als ich in Innsbruck ankam, erscholl gerade die erschütternde Trauerkunde, daß die österreichische Armee bei Solferino entschieden geschlagen war, und die erste Nachricht, welche mich in Italien empfing, war die des Friedens von Villafranca. So war ich denn zu spät gekommen, und hatte die Reise nach Italien umsonst gemacht.

Da ich nun einmal in dem Lande, wo die Pomeranzen blühen, angelangt war, so beschloß ich auch, mich vorläufig dort länger aufzuhalten und alle dortigen Verhältnisse etwas näher kennen zu lernen. Was ich bei den verschiedenen österreichischen Truppentheilen, bei denen ich mich aufhielt, hörte und sah, war wahrlich nicht erfreulich. Die einzelnen Truppen hatten sich größtentheils sehr gut, ja mehrere Regimenter sogar ausgezeichnet geschlagen, und in dieser Hinsicht konnten die Officiere wie Soldaten ganz befriedigt auf ihre Thaten zurückblicken, denn ihre Waffenehre, welche jedem Krieger, wes Ranges er auch nun immer sein möge, das köstlichste Gut sein muß, war fleckenlos aus diesem zwar kurzen, aber mörderischen Feldzuge hervorgegangen. In anderer Hinsicht war aber die allgemeine Stimmung Aller eine desto mißmuthigere, und zwar mit vollem Rechte. Das Heer war schaudervoll geführt worden, und selbst die unfähigsten russischen Generäle im Krimkriege hatten sich als bessere Heerführer gezeigt, als Gyulay und Genossen jetzt in diesem

Digitized by Google

Feldzuge. Auch die Verpflegung der Truppen, die Sorge für die Verwundeten, kurz alles Derartige war unter der Kritik schlecht gewesen. Man hat — und theilweise sogar leider nur mit zu großem Recht — der russischen Heeresverwaltung während des Krimkrieges gar viele arge Fehler und grobe Unterschleife vorgeworfen, allein so schlecht wie 1859 bei den Oesterreichern war es bei uns damals doch nicht zugegangen. In Italien, dem reichsten Lande der Welt, wo die Zufuhr sehr leicht war, hatten die Soldaten fast verhungern müssen, und mangelhaftere Hospitäler, als ich noch Ende Juli in einigen italienischen Städten sah, habe ich selbst während der schlechten Zeit der Belagerung nicht in Sebastopol erblickt. Der Fluch des Protectionsunfugs und der rücksichtslosen Begünstigung gänzlich unfähiger Officiere, wenn sie nur einen vornehmen adeligen Namen trugen und den verbuhlten Weibern der österreichischen Aristokratie in Wien in den vornehmen Salons den Hof machen konnten, was in der letzten Zeit ärger als je im kaiserlichen Heere geschehen war, hatte gar böse Früchte getragen. Es war kaum glaublich, was mir die Officiere von der gänzlichen militärischen Unbrauchbarkeit einzelner Generale, Oberste oder Generalstabsofficiere, die ihres vornehmen Namens oder sonstiger Protectionsrücksichten wegen besonders schnell befördert worden, jetzt erzählten. Namentlich auch den Generalstab hatte man zum Sammelplatz aller dieser vornehmen Bummler gemacht, und kostbare Pferde, elegante Uniform und vielleicht noch etwas schnelles Reiten ward für einen Generalstabsofficier ungleich nothwendiger gehalten als wirklich gediegene militärische Kenntnisse. Wahrhaft komische Beispiele von gänzlicher Unwissenheit hörte ich hier erzählen, über welche man hätte herzlich lachen müssen, wenn sie nur nicht so traurig gewesen wären, denn Hunderte von braven Soldaten mußten diese Unbrauchbarkeit der vornehmen Herren mit ihrem Blute bezahlen. Die Stim-

Digitized by Google

mung der übergroßen Mehrzahl der braven österreichischen Subalternofficiere, welche stets voran und die größten Opfer bringen mußten, um die Fehler der unbrauchbaren vornehmen Generale wieder auszugleichen, war im Sommer 1859 in Italien auch eine ungemein gereizte. Niemals habe ich ärger und rücksichtsloser raisonniren gehört, als gerade kurz nach diesem Feldzuge in österreichischen Officierkreisen, und was wir schleswig-holstein'schen Officiere 1850 über Willisen, oder wir russischen 1855 über Liprandi spotteten, war nur eine Kleinigkeit gegen die Aeußerungen, welche die k. k. Officiere zu jener Zeit über Gyulay, der nun der allgemeine Sündenbock sein mußte, dann über den sehr verhaßten Graf Grünne, ersten Adjutanten des Kaisers, und noch über einige andere derartige Herren ungescheut thaten. Ueberhaupt schien es mir, als habe die vornehme österreichische Aristokratie jetzt sehr an Ansehen im Heere eingebüßt, und vermöge nur selten noch besonders fähige Officiere zu liefern. So gehörten z. B. alle die wirklich brauchbaren höheren Generäle der letzten Zeit, wie Schönhals, Heß, Haynau, Welden und jetzt gar Benedek, der einzige Corpsführer, der sich 1859 wirklich ausgezeichnet hatte, nicht der vornehmen Geburtsaristokratie an, während Fürst Windischgrätz, der sich 1849 in Ungarn total schlagen ließ, Graf Zichy, der Venedig auf eine mehr als erbärmliche Weise übergab, Graf Clam-Gallas und Gyulay äußerlich deren wahre Repräsentanten waren. Nur der alte mit Recht so viel beklagte Feldmarschall Graf Radetzky, der größte Feldherr, den Oesterreich in den letzten fünfzig Jahren gehabt hat, machte hiervon eine rühmliche Ausnahme.

Ungefähr zwei Monate blieb ich in dem Theile von Italien, der noch zu Oesterreich gehörte, und sah und hörte viel Interessantes, wenngleich nicht sonderlich Erfreuliches; dann fuhr ich nach Genua, um während des Septembers mich der Erquickung der köstlichen Meeresbäder zu erfreuen. Auch wollte ich meine

Digitized by Google

alten Feinde von der Krim her, die Franzosen, gegen welche ich jetzt so gern abermals gefochten hätte, mir in der Nähe betrachten. Nun, ich fand sie ganz, wie ich es mir gedacht hatte, kriegstüchtig, leichtsinnig-lustig, übermüthig-geschwätzig, sehr mit ihren eigenen Vorzügen prahlend und sich oft in thörichter Uebereilung gefallend, dabei aber doch wieder von einer gewissen chevaleresken Höflichkeit, die leicht bestechen konnte. Daß es ein ungemein kriegstüchtiges Heer war, mußte Jeder erkennen, der jetzt nur einige Stunden mit geübtem Blick die französischen Truppen beobachtete. Ich suchte absichtlich die Bekanntschaft französischer Officiere und Unterofficiere zu machen, gab mich ihnen als russischen Hauptmann a. D., der ihnen in Sebastopol gegenübergestanden hatte, zu erkennen, und ward dann sogleich besonders artig von ihnen aufgenommen. Zufällig fand ich auch einen französischen Obersten, den wir 1855 als Verwundeten bei Inkerman gefangen genommen hatten, und dem ich damals in Sebastopol mehrere kleine Gefälligkeiten zu erweisen das Vergnügen hatte, jetzt in Genua wieder. Er war von der allergrößten Freundlichkeit gegen mich, führte mich in die Gesellschaft seiner Kameraden ein und stellte mich ihnen unter sehr schmeichelhaften Lobeserhebungen vor. Wir sprachen noch viel über die Belagerung von Sebastopol, und ich freute mich, daß die Franzosen unserer dabei bewiesenen Standhaftigkeit und Ausdauer die vollste Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ich frug einmal mehrere Officiere, welche Feinde, ob die Russen oder Oesterreicher, ihnen in den offenen Feldschlachten den Sieg schwerer gemacht hätten. Einstimmig erklärten Alle, die Oesterreicher hätten sicherer geschossen und ihnen mehr Officiere außer Gefecht gesetzt; auch hätte die österreichische Reiterei kühner attakirt und die Artillerie schneller manövrirt, dagegen hätte die russische Infanterie ungleich fester im Kanonenfeuer gestanden, und auch ihre Bajonnetangriffe wären geschlossener gewesen. Ueber die

Digitized by Google

gränzenlose Ungeschicklichkeit vieler österreichischer Generale spotteten die Franzosen nicht wenig. Am Muthigsten hatten nach ihrer Versicherung die Jäger gefochten, dann die deutschen und polnischen Regimenter, am Schlechtesten aber die Gränzer und einige ungarische Infanterieregimenter, von denen sich viele Soldaten freiwillig als Gefangene ergaben.

So artig nun auch die französischen Officiere gegen mich waren, so fühlte ich mich auf die Länge in ihrer Gesellschaft doch nicht recht behaglich. Ihre allzugroße Eitelkeit und das beständige Prahlen mit ihren Vorzügen langweilte mich schon, und machte auf mich häufig einen unangenehmen Eindruck. Unter den Subalternofficieren schienen übrigens viele gänzlich ungebildete, ja selbst rohe Menschen zu sein, die nur ihrer Tapferkeit und Dienstkenntniß ihr Avancement verdankten, denen sonst aber jegliche höhere Bildung fehlte. Entschieden das vornehmste und gebildetste, aber dabei auch am stolzesten auftretende Officiercorps war das der Artillerie, die auch vortreffliche Mannschaften und Geschütze besaß. Sehr gefielen mir die französischen Unterofficiere, mit denen ich häufig sprach, besonders wenn sie die Krimmedaille trugen. Diese kannten die Bedeutung meines Georgskreuzes sehr wohl, und waren dann von der aufmerksamsten Höflichkeit gegen mich. Solche gewandte, ehrgeizige, durch und durch militärische Unterofficiere, wie in der französischen Armee, habe ich in keiner andern gefunden, und auch nur hierin allein gestehe ich ihr einen Vorzug vor dem preußischen Heere zu, welches ich sonst in seiner Tapferkeit und Manövrirfähigkeit eben so hoch stelle.

Auch die sardinische Armee suchte ich möglichst genau kennen zu lernen, und es gewährte mir Interesse, den Exercirübungen der einzelnen Truppen zuzusehen. Es ward leicht und gewandt exercirt, und das Ganze machte einen guten Eindruck. Später bin ich hier und da auch öfters mit den Officieren des

Digitized by Google

Königs Victor Emanuel zusammengekommen. Es befanden sich viele junge, sehr feurige, und dabei einen hübschen äußern Anstand zeigende Männer darunter, die einen angenehmen Eindruck machten. Sie schienen alle einen wüthenden Haß gegen die Oesterreicher zu haben, bedauerten sehr, daß der Krieg schon so bald beendet worden, und sprachen offen ihre Hoffnung auf neue Feldzüge aus. Unter den Soldaten waren übrigens viele junge, schwächliche Gestalten, welche entschieden nicht die Kraft besaßen, um die Strapazen eines beschwerlichen Krieges ertragen zu können. In dieser Hinsicht hatten die Oesterreicher schon ungleich kräftigere Leute. Von den sardinischen Truppen gefiel mir die Artillerie und dann die Versaglieri am Besten. Letztere waren in der That mit die gewandt aussehendsten Jäger, welche ich jemals gesehen habe. Gegen mich, als einen früheren russischen Officier, war man übrigens in der sardinischen Armee sehr artig, und ich wurde auch einmal von den Officieren zu einem großen Militärbanket eingeladen. Ich schlug diese Einladung jedoch aus, da ich nicht gern Zeuge der maßlosen Ausfälle, welche bei dieser Gelegenheit gewiß gegen Oesterreich stattfanden, sein wollte. Hegte ich auch weiter keine besondere Sympathie für Oesterreich, so ekelten mich diese steten Schimpfereien, welche man damals überall in ganz Italien gegen Alles, was österreichisch war, zu hören bekam, doch nicht wenig an. Hierin waren die Italiener wirklich jetzt oft wie die unartigen Kinder, welche gar nicht genug lärmen und schreien können.

Wenn man drei Winter in Sibirien zugebracht hat, so kann Einem Italien in mancher Hinsicht leicht als ein Paradies erscheinen, und da ich das Leben hier nicht kostspielig fand, vor der Hand auch wirklich nicht wußte, was ich eigentlich mit meiner werthen Person beginnen sollte, so beschloß ich, den Winter hier zu verleben. Ich wollte zuerst nach Neapel reisen, theils weil mir dessen paradiesische Lage so sehr gerühmt worden, theils

Digitized by Google

auch, weil ich hin und wieder die Hoffnung hegte, der König von Neapel würde eine tüchtige Armee organisiren, um gegen die Sardinier zu fechten, und ich dadurch vielleicht Gelegenheit finden, einen meinen Neigungen und Fähigkeiten entsprechenden militärischen Wirkungskreis zu erhalten. Wenn ich doch einmal nicht in der preußischen Armee, die ich natürlich jeder andern weit vorzog, Dienste finden konnte, so war es mir so ziemlich gleich, wo ich diente, wenn es nur in einem tüchtigen, von wirklich militärischem Ehrgeiz beseelten Heere war. Nur gegen alle undisciplinirten, demokratischen Freischaaren hegte ich eine gränzenlose Verachtung, und hätte mich nie entschließen können, unter ihnen Dienste zu nehmen, da ich aus Erfahrung wußte, welche rohe, renommirende Maulhelden und arge Poltrons daselbst zusammenströmen.

Ich fuhr jetzt Ende September mit dem Dampfer von Genua nach Neapel und erfreute mich der schönen Natur und des milden Klimas, sowohl auf der Fahrt, wie auch in letzterer Stadt, nicht wenig. Wahrlich, es war hier doch ein ganz anderes Leben als in Sibirien, wo man um diese Zeit schon vor der Kälte in die dicken Pelze und die geheizten Zimmer flüchten mußte. So ein klarer Herbsttag am Golf von Neapel erfüllte mein Herz oft mit einem solchen Entzücken, goß einen so vollen Strom neuer Lebenslust in meine Brust, daß ich wirklich vor innerer Freude laut aufjauchzte und sang, als sei ich noch der leichtsinnig in das Leben schauende preußische Fähndrich, und nicht der durch des Schicksals harte Schläge gestählte Mann in der Mitte der dreißiger Jahre. Auch sonst waren meine socialen Verhältnisse in Neapel ganz angenehm, obgleich ich sehr einfach lebte und schon aus nothgedrungener Sparsamkeit jeden Luxus und jegliche unnöthige Ausgabe sorgsam vermied.

Ich fand dort zwei ehemalige russische Officiere aus den deutschen Ostseeprovinzen, von denen mir der eine schon von früher

Digitized by Google

bekannt war, und verkehrte nun fast unausgesetzt in deren angenehmer Gesellschaft. Wir machten manche Ausflüge zu Fuß oder zu Wagen zusammen, und unterhielten uns in jeder Weise auf das Beste.

So sehr nun auch meine Hoffnungen auf ein angenehmes Leben in Neapel erfüllt wurden, eben so sehr mußte ich auf den Gedanken, in die neapolitanische Armee einzutreten, verzichten. Zwar war mir durch eine einflußreiche Persönlichkeit im diplomatischen Corps, an welche ich von Petersburg aus empfohlen war, angeboten, dafür zu sorgen, daß ich ein Premierlieutenants-Patent erhalten solle, allein ich lehnte dieses entschieden ab. Was die alten Schweizer-Bataillone anlangte, so hatten diese ihren Bedarf an Officieren schon, aber auch abgesehen davon hätte ich nun und nimmermehr in die hiesigen Dienste treten mögen, nachdem ich mich nur einigermaßen über die inneren Verhältnisse des Heeres unterrichtet hatte. Aeußerlich sahen diese Regimenter in Neapel ganz stattlich aus, und selbst der hochselige Kaiser Nicolaus hätte seine Freude über eine Parade der mit Hengsten stattlich berittenen neapolitanischen Cavalerie gehabt; innerlich jedoch war Alles durch und durch faul im Heere. Unter den Officieren war kein Ehrgeiz, kein militärisches Streben, kein Corpsgeist, kurz nichts, aber auch gar nichts, was ihnen inneren Halt verleihen konnte. Die Mehrzahl von ihnen waren unwissende, innerlich rohe und nur oberflächlich zum äußeren Paradedienst abgerichtete Menschen, noch Andere aber höfische Intriguanten oder elende Speichellecker vornehmer Personen. Ein Theil der Officiere, und zwar die gescheidtesten und in mancher Hinsicht auch vielleicht die tüchtigsten, war aber bereits durch die geheimen demokratischen Gesellschaften verführt, trug sich schon mit dem Gedanken an Verrath umher, und dachte nicht daran, daß ein Officier entweder freiwillig seinen Abschied nehmen, oder auch mit unbedingter Treue seinen Fahneneid

Digitized by Google

erfüllen und mit rücksichtslosem Eifer, fern von allen politischen Bedenklichkeiten, seinem Kriegsherrn dienen muß, wenn er nicht ein ehrloser Schuft und meineidiger Verräther sein will. Hätten diejenigen neapolitanischen Officiere, welche schon im Herbste 1859 für die Idee eines einigen Königreichs Italien unter der Herrschaft des Königs Victor Emanuel gewonnen waren, offen und ehrlich ihren Abschied verlangt und wären nach Turin gegangen, so hätte man solche Ueberzeugungstreue achten und sie als Ehrenmänner ansehen müssen. Statt dessen aber zogen sie es vor, ihre neapolitanischen Uniformen fortzutragen, den Gehalt des Königs zu empfangen, und trotzdem schon heimlich gegen ihn zu wühlen und das Heer zu verschlechtern. Pfui über solche meineidigen Schufte, welche man eben so verachten mußte, als die demokratischen Schwindler und erbärmlichen Deserteure unter den Officieren unserer deutschen Contingente, welche 1848 bis 1849 zu den Insurgenten überliefen. Glücklicherweise betrug die Zahl dieser Elenden in allen rein deutschen Bundescontingenten kaum ein Dutzend, während man sie in der neapolitanischen Armee zu Hunderten zählen konnte.

Auch die neapolitanischen Generale waren damals, mit sehr geringen Ausnahmen, entweder alte, abgelebte Greise, oder entsetzliche Dummköpfe, in deren hohlem Kopfe auch nicht das allermindeste militärische Verständniß war, und die nur durch fleißiges Kirchengehen ihre Stellen erhalten hatten, oder feile, intriguante Höflinge, für welche die Kammerherrenuniform ein besseres Kleid war, als der Kriegerrock gewesen wäre, oder auch ehrlose Verräther, welche nur zu leicht durch sardinisches Gold bestochen werden konnten.

Diese Verrätherei allein hat es dem kühnen, glücklichen Garibaldi mit seinen nichts weniger als kriegstüchtigen Freischaaren so leicht gemacht, die neapolitanische Armee auf eine Weise zu zersprengen, wie solche glücklicherweise in der Ge-

Digitized by Google

schichte aller Heere nur selten vorkommt. Sardinisches Gold hat bei dem Auseinanderlaufen der Neapolitaner ungleich mehr gewirkt, als Garibaldisches Pulver; dies ist eine ganz unläugbare Wahrheit, die jeder Unpartheiische, der 1859 bis 1860 in Italien lebte, anerkennen muß. Als der leider nur zu kleine Rest der wirklich getreuen und tüchtigen neapolitanischen Soldaten sich vor Gaeta erst einigermaßen zu sammeln anfing und sich ernsthaft vertheidigte, mußten die Garibaldischen Freicorps bald unverrichteter Sache wieder abziehen und die wirklich kriegstüchtigen, streng disciplinirten sardinischen Truppen deren Stelle einnehmen. Die offenbare Verachtung, welche alle die wirklich tüchtigen, in der alten strengen Schule gebildeten Officiere des regulären sardinischen Heeres gegen die Garibaldischen Freischaaren hegten, obgleich sie dem militärischen Talente und der persönlichen Uneigennützigkeit des Führers die verdiente Anerkennung nicht versagten, hatte ihre volle Berechtigung.

Ihrem äußeren Ansehen nach waren übrigens die neapolitanischen Truppen sehr stattlich, und Jeder, der den Werth der Soldaten nur nach ihrer Haltung auf dem Paradeplatz abschätzt, mußte günstig über sie urtheilen. Besonders die glänzend uniformirte Cavalerie auf ihren neapolitanischen Hengsten hätte selbst dem strengsten preußischen Parademann gefallen. Doch was nützt alles glänzende Aussehen und ein noch so gut ausgeführter Parademarsch, wenn der innere Geist schlecht ist und die wahre militärische Ehre einer Truppe fehlt?

Die besten Truppen des Königs von Neapel waren noch seine Schweizer und die deutschen Bataillone, obgleich auch diese viel zu wünschen ließen, und alle Nachtheile, welche nur aus geworbenen Soldaten in unserer jetzigen Zeit bestehende Bataillone besitzen werden, gar merklich zeigten. Unter der Mannschaft waren sehr viele rohe, versoffene Kerle, Bummler und Vagabonden aus allen möglichen Ländern, und besonders aus Süd-

Digitized by Google

deutschland, die sich namentlich dem Trunke ergaben, und nur durch die strengste Disciplin einigermaßen in Ordnung gehalten werden konnten. Das Officiercorps dieser Schweizer-Regimenter enthielt zwar einzelne tüchtige Männer, schien mir aber, so weit ich dies als Fremder beurtheilen konnte, in seiner Gesammtheit auch Vieles wünschen zu lassen. In einer so durch und durch verdorbenen Umgebung, wie solche in militärischer Hinsicht in Neapel herrschte, konnte eine wahre kriegerische Tüchtigkeit unmöglich gedeihen. Trotz alledem bin ich noch heute überzeugt, daß, hätten diese 4—5000 schweizerischen und deutschen Truppen nur einen recht energischen Anführer gehabt, sie allein hingereicht hätten, den Garibaldi mit allen seinen Freischaaren auseinander zu sprengen. Einen herzhaften Bajonnetangriff und ein gehöriges Dreinschlagen mit den Kolben eines gut geführten deutschen Bataillons hält keine locker organisirte italienische Freischaar aus.

Was ich von der Persönlichkeit des Königs von Neapel erfuhr, ließ es mir auch nicht im Mindesten wünschenswerth erscheinen, ihm als Officier zu dienen, und so gab ich denn nach den ersten vier Wochen, die ich mich in Neapel aufgehalten hatte, den Gedanken, in neapolitanische Dienste zu treten, gänzlich auf. War ich doch einmal gezwungen, meine Haut zu Markte zu tragen und mich für fremde Zwecke zu schlagen, so wollte ich wenigstens einen energischen Kriegsherrn, für den ich persönliche Achtung empfand, haben, sonst wäre es mir zu unerträglich gewesen, ein bloßer Soldofficier zu sein.

Das Dolce far niente in Neapel gefiel mir aber zu vortrefflich, und da mein in Sibirien erworbener Gewinn mir erlaubte, einige Zeit sorgenfrei zu leben, so gab ich mich dieser Unthätigkeit mit voller Muße hin. Ich wollte dann das Jahr 1860 noch in Europa zubringen, und fand sich während dieser

Digitized by Google

Zeit keine mir zusagende militärische Thätigkeit, wieder nach dem Westen von Amerika zurückzukehren.

Im Februar 1860 ging ich mit meinen beiden russischen Bekannten nach Rom, um dort einige Monate zu verleben. Nach Allem, was ich von den militärischen Verhältnissen im Kirchenstaate schon gehört hatte, glaubte ich zwar kaum, daß ein Dienst als Soldat des Papstes meinen Neigungen besonders entsprechen würde; doch wollte ich mir die Sache vorläufig etwas näher ansehen.

Wer einige Jahre in Sibirien gelebt hat, kann ermessen, mit welcher wahren Wonne ich mich den vielfach großartigen Eindrücken, die mich in Rom von allen Seiten umringten, hingab. Wahrlich, ich schwelgte förmlich in den Genüssen der Kunst und in der Anschauung der reichen Schätze aller Art, welche diese ewige Stadt in ihrer Weise so einzig dastehend in ganz Europa machen. Auch in socialer Hinsicht gefiel es mir vortrefflich hier. Ich war durch den russischen Gesandten in verschiedene Kreise eingeführt und lernte eine Menge höchst liebenswürdiger und interessanter Damen und Herren, die aus der ganzen Welt hier zusammengetroffen waren, kennen. Das war denn ein ungleich anderes geselliges Leben hier, als in den Kreisen der reichen Bergwerksbesitzer in Tomsk, wo es doch größtentheils nur auf vieles Essen und Trinken und hohes Kartenspiel abgesehen war. Es gab gar keinen Gegenstand der Kunst, Wissenschaft und Politik, der in diesen Gesellschaften nicht besprochen wurde; die geistreichsten Bemerkungen und die interessantesten Mittheilungen flogen hin und her, und wenn auch nach italienischer Sitte in den meisten Salons nur eine äußerst frugale Bewirthung stattfand, so verließ man solche doch in geistiger Hinsicht ungemein befriedigt, und trug eine ganz andere Ausbeute mit daheim, als wenn man sich in Tomsk den Magen mit den schweren Speisen überladen hatte.

Digitized by Google

Hätte es jemals in meiner Absicht gelegen, eine reiche Geldheirath zu machen, so wäre mir hier in Rom eine günstige Gelegenheit dazu geworden. Eine englische Lady von circa dreißig Jahren, die Wittwe und Erbin eines sehr reichen ostindischen Beamten, deren Vermögen weit über 100,000 Pfund Sterling geschätzt wurde, hatte, ich weiß nicht weshalb, ein entschiedenes Wohlgefallen an meiner Person gefunden, und ließ mich ziemlich deutlich merken, daß ich keinen Korb erhalten würde, wenn ich um ihre Hand anhielte. Die Lady war zwar etwas lang und dürr, und die semmelblonden Locken und vergißmeinnichtfarbenen Augen verliehen ihrem hagern Gesicht gerade keine gewaltige Schönheit, sonst aber war sie eigentlich gar nicht so übel. Sie war empfindsam-schmachtend, lyrisch-poetisch, sang schlecht, dafür aber viel, ritt vortrefflich, und hatte große Neigung, mit mir abenteuerliche Kreuz- und Querreisen in der ganzen Welt zu machen, um, ich weiß nicht welchem poetischen Ideal, welches wir wahrscheinlich doch niemals gefunden haben würden, nachzujagen. Was halfen mir aber alle diese vielen Vorzüge und alle die schweren Pfund Sterling, da ich nun einmal doch keine Liebe für sie fühlen konnte! Zwar war ich nur ein armer Soldat, der von sich sagen konnte: „Ist nichts auch mein, als Büchse, Schwert und Roß" — und Letzteres besaß ich augenblicklich gar nicht einmal — so war ich doch viel zu stolz, um nur des Geldes wegen zu heirathen. Wahrhaftig, ich habe es nie begreifen können, wie manche meiner Kameraden dies thun konnten, und stets eine gewisse innere Verachtung gegen Alle gehegt, welche nur des Geldes wegen reiche Parthien machten, ohne daß ihr Herz dabei im Spiele war. Ein Mann muß doch viel zu stolz sein, um sich nur von seiner Frau ernähren zu lassen. Pfui, lieber wollte ich Holz spalten, als solch ein beschämendes Gefühl mit mir umhertragen. Und nun diese qualvolle Langeweile, Tag und Nacht mit einer Person ver-

Digitized by Google

einigt zu sein, welche man nicht gern hat. Ich glaube in der That, ich würde vor Ekel bald verrückt, wenn mich solch ein Schicksal treffen sollte. Da blieb ich doch zehntausendmal lieber der reine Glückssoldat, der sein muthiges Herz und seinen kräftigen Arm dahin trug, wo gerade ein tüchtiger Krieg geführt wurde. So beachtete ich denn das süße Schmachten meiner semmelblondfarbigen englischen Lady nicht weiter, und alle ihre Verlockungen prallten an meinem Kieselherzen ab. Nun, sie hat sich denn auch ob meiner Sprödigkeit bald zu trösten gewußt, und noch in demselben Jahre mit einem stattlichen, kräftigen, rabenschwarzbärtigen italienischen Conte mit längerer Ahnenreihe als gerade gefüllter Börse verlobt.

Ich besaß aber jetzt in Rom eine Geliebte; zwar nur ein armes Trasteviner Bürgermädchen, aber von einer classischen Schönheit und einem wilden Feuer, wie ich solches Beides früher niemals auch nur annähernd gesehen hatte. Einen edler geformten Kopf, einen schöneren Nacken und eine plastischere Büste, als meine Giulietta besaß, hätte selbst ein Thorwaldsen nicht zu schaffen vermocht! Und welches reiche, blauschwarze Haar und glutvolle dunkle Auge besaß dabei dieses Mädchen, obgleich sonst ihre Nase etwas zu stark und ihr Mund zu groß war, als daß man sie hätte vollkommen schön nennen können. Sie war dabei von einer ungezügelten Leidenschaftlichkeit, natürlich, ungezwungen und oft voll der komischsten Einfälle, obgleich ihre Bildung so gering war, daß sie kaum lesen und gar nicht schreiben konnte. Das Verhältniß mit dieser schönen Römerin, deren Bekanntschaft ich dadurch gemacht hatte, daß ich sie einmal zufällig des Abends vor der rohen Zudringlichkeit von drei betrunkenen Schweizer-Soldaten schützte, hatte zwar ungemein viel Anziehendes, dabei aber auch wieder manches Drückende für mich. So war sie von einer glühenden Eifersucht, bewachte förmlich alle meine Gänge, und machte mir stets heftige Scenen, wenn sie zufällig erfahren

Digitized by Google

hatte, daß ich den Damen der höheren Gesellschaftskreise, mit denen ich verkehrte, nur die gewöhnlichsten Pflichten der Höflichkeit widmete. So weit konnte dann ihre tolle Wuth gehen, daß sie einst mit einem scharfen Tischmesser nach mir stieß und mich dabei leicht an der Seite verletzte. Als sie das Blut fließen sah, gerieth sie in Verzweiflung, umfaßte bittend meine Kniee und geberdete sich so reumüthig, daß ich alle Mühe hatte, sie nur wieder zu beruhigen. Nach dem Wunsche ihrer Eltern sollte die schöne Giulietta einen alten dürrbeinigen Tabakskrämer heirathen. Sie wollte nun gern für immer bei mir bleiben, gleichviel unter welcher Form dies auch sein möge. Allein abgesehen davon, daß dies die Verhältnisse nicht erlaubten, fühlte ich auch gar keine Neigung, das wilde Mädchen immer mit umherzuschleppen. So redete ich ihr denn eifrig zu, den dürren Tabakskrämer zu heirathen, und nach verschiedenen heftigen Scenen und Auftritten fand die Hochzeit auch einige Wochen vor meiner Abreise aus Rom statt. Was dieser betrogene Thor von Ehemann wohl von seiner Frau streng unter dem Pantoffel gehalten und dann mit Hörnern geschmückt wird! Doch die römischen Ehemänner aus der vornehmeren Gesellschaft wie aus dem mittleren Bürgerstande sind an Beides schon hinlänglich gewöhnt. Es sind in der Regel elende, an Körper- wie Geisteskraft gleich schwache Gesellen, die ihren schönen, gluthvollen Frauen in keiner Weise genügen können. Erbärmlichere Nachkommen eines alten, stolzen, kräftigen Volkes, als diese heutigen Römer der höheren und mittleren Stände, mit sehr geringen Ausnahmen, stets sind, habe ich niemals gesehen. Es scheint wirklich, als ob der größte Theil aller Thatkraft und körperlichen wie geistigen Begabung den Frauen zugefallen und die Männerwelt stark dabei zu kurz gekommen sei.

Was nun die militärischen Verhältnisse im Kirchenstaat anbetraf, so wollten mir solche keineswegs gefallen. Die frühere

Digitized by Google

päpstliche Armee, mit Ausnahme vielleicht der zwei geworbenen Schweizer-Regimenter, war die schlechteste, welche irgend ein europäischer Staat nur besaß, und übertraf durch gänzlichen Mangel an wirklich tüchtigen militärischen Eigenschaften sogar noch die neapolitanische, und das wollte doch in der That viel sagen. Wie konnte dies auch bei der kläglichen Organisation von oben herab wohl anders möglich sein! Im Kirchenstaate, bisher dem schlechtregiertesten Lande der Welt, mischte sich die hohe Geistlichkeit in Alles und Jedes. Statt, wie es ihre Pflicht gewesen, sich nur den vielen Obliegenheiten ihres edlen Berufes zu widmen, wahre Diener der Kirche zu sein, und durch ihr Beispiel, und nicht blos durch ihre Reden, Frömmigkeit und ächte Religiosität verbreiten zu helfen, war ein nur zu großer Theil der höheren wie niederen zahlreichen römischen Geistlichkeit von maßloser Herrschsucht, übermüthiger Arroganz und allen möglichen schlechten Gelüsten erfüllt. In Alles und Jedes mischten sich diese zahllosen Pfaffen, und in jeder weltlicher Angelegenheit machte sich ihr störender Einfluß geltend. So stand denn auch die ganze Militärverwaltung unter dem unbedingten Einfluß der hohen Würdenträger der Kirche, und was bei solchen Zuständen herauskommen muß, wird sich jeder einsichtsvolle, unbefangene Soldat selbst sagen müssen. Es war in der That auch eine heillose Wirthschaft. Besonders der Nepotismus bei der Besetzung der Officierstellen machte sich auf die unverschämteste Weise geltend. Hatte irgend ein hoher Cardinal einen natürlichen Sohn, oder einen Privatsecretär oder Haushofmeister, der eigentlich zu nichts zu gebrauchen war und dem er eine Sinecure zuwenden wollte, so verschaffte er ihm ohne Weiteres eine Lieutenants-, ja oft sogar auch eine Hauptmannsstelle. Die gemeinen Soldaten bestanden, mit geringen Ausnahmen, aus lauter früheren Vagabonden, welche man zwangsweise in die Uniform gesteckt hatte, da man sie sonst hätte in den Gefängnissen ernähren müssen,

Digitized by Google

oder sonst aus verkommenen Subjecten der untersten Art, die als letzte Zuflucht den Soldatenrock angezogen hatten. Die Uniform, die in den meisten anderen europäischen Staaten, und gar vor Allem in Oesterreich, Preußen und sonst überall in Deutschland, als ein Ehrenkleid gilt, ward hier im Kirchenstaat deshalb auch nicht im Mindesten geachtet, sondern überall verspottet oder mit unverhohlener Verachtung behandelt. Nur die zwei schwachen Schweizer-Regimenter, die sich sehr abgeschlossen hielten, und deren Organisation, Bewaffnung und Reglement sehr veraltet und nicht den neueren Anforderungen entsprechend waren, machten hiervon einigermaßen eine Ausnahme. Sie wurden vom Volke zwar nicht verachtet, desto mehr aber gehaßt, und sowohl ihre Officiere wie Soldaten betrugen sich auch fast bei jeder Gelegenheit anmaßend und brutal gegen die Römer.

In diesen Augiasstall der römischen Militärverhältnisse sollte im Winter und Frühling 1860 einige Ordnung hineingebracht werden; fürwahr eine Aufgabe, welche selbst die Kräfte eines Herakles weit überstiegen hätte. Zuerst machten sich im hohen Cardinals-Collegium zwei Partheien, die sogenannte französische und dann die deutsche, welche auf alle mögliche Weise gegen einander intriguirten und kabalisirten, geltend, um Einfluß auf die Besetzung der Oberbefehlshaberstelle zu gewinnen. Die französische Parthei, welche die schlauesten Mitglieder besaß, und der auch der bekannte Graf Merode angehörte, wollte einen französischen Obergeneral, die deutsche, oder richtiger eigentlich österreichische, einen früheren österreichischen General. Wie es vorauszusehen war, gelang es den Franzosen, ihren Willen durchzusetzen, und der bekannte General Lamoricière ward zum Oberanführer der päpstlichen Armee ernannt. Ich muß gestehen, daß ich mich anfänglich wunderte, daß ein Mann mit einem so ehrenvollen militärischen Namen, wie solchen der Genannte unzweifelhaft besaß, sich dazu hergeben konnte, diese Stelle anzunehmen

Digitized by Google

und dadurch allen in Afrika so schwer erworbenen Kriegsruhm so leicht wieder zu verlieren. Als ich später erst dem General Lamoricière persönlich vorgestellt ward und sein ganzes Wesen genauer kennen lernte, wunderte ich mich freilich nicht mehr darüber, sondern begriff seinen Entschluß. Zuerst war der General von seinen vermeintlichen Freunden, die in Wahrheit aber seine ärgsten Feinde waren, über die Zustände im Kirchenstaate arg getäuscht worden. Man hatte ihm vorgeredet, der Kern der Bevölkerung sei entschieden päpstlich gesinnt, und dies war eine große Unwahrheit, denn gerade das Gegentheil hiervon fand statt. Man hatte ihm ferner gesagt, er würde eine schon gut organisirte päpstliche Armee hier vorfinden, die dann leicht zum Kern eines größeren Heeres gemacht werden könnte. Die edle Jugend aus allen katholischen Ländern, besonders aus Belgien, der Schweiz und Irland, würde in Menge unter die Fahnen des Nachfolgers Petri zusammenströmen, und so würde es seinem anerkannten militärischen Rufe gelingen, bald ein treffliches Heer von mindestens 30,000 Mann zu organisiren. Im Verein mit der neapolitanischen Armee, deren Zustände man ihm auch ungleich besser geschildert hatte, als sie in Wirklichkeit waren, würde er dann im Stande sein, die Revolution zu bekämpfen, alle conservativen Elemente in ganz Italien würden ihm helfen, und so würde es ihm möglich sein, die Truppen des Königs Victor Emanuel zu besiegen und die legitime Fahne wieder in Florenz, Parma, Modena und Bologna aufzupflanzen. Fürwahr, ein hohes, edles Ziel, das schon den Ehrgeiz eines kühnen Generals locken konnte. Und mit wie verführerischen, aber nur zu falschen Farben hatte die klerikale französische Parthei in Rom dem General Lamoricière, den zu gewinnen ihr dringend erwünscht sein mußte, dies Alles vorgemalt! Was man wünscht, das glaubt man gern, und der General Lamoricière, in seiner ganzen Charakteranlage überhaupt ein ächter Franzose, besaß

Digitized by Google

auch ganz die französische Leichtgläubigkeit, Eitelkeit und völlige Unwissenheit über alle Verhältnisse fremder Länder, welche seine Landsleute so sehr auszeichnet. Dazu kam, daß er sich in Frankreich sehr langweilte und von unbefriedigtem Ehrgeiz verzehrt wurde. Alle seine früheren algerischen Kameraden hatten inzwischen unter des Kaisers Napoleon Fahnen in der Krim, Kuleytie und Italien mit großer Auszeichnung gekämpft und ihren Namen durch berühmte Siege verherrlicht, während er allein nichts gethan und in Frankreich in gezwungener Unthätigkeit verweilen mußte. So etwas wurmte einer so feurigen, ehrgeizigen Natur, wie der General Lamoricière solche besaß. Früher, in Algerien, war er nicht im Mindesten klerikal, sondern eher sogar liberal gesinnt gewesen, und hatte sich um alles Andere mehr, als gerade um die weltlichen und geistlichen Interessen des Papstes bekümmert. Durch den Einfluß seiner Frau, einer geborenen Bretagnerin aus einer niedern Adelsfamilie, war er aber allmälig für die ultramontane Parthei gewonnen worden und da er ohnehin dadurch nichts Anderes zu thun hatte, immer mehr in die Hände der Geistlichkeit gefallen. Auch schmeichelte es seiner Eitelkeit, daß die vornehmen Damen der alten Adelsfamilien im Faubourg St. Germain, welche früher ihn und seine Gattin als weit unter ihnen stehend betrachtet hatten, jetzt plötzlich auf alle Weise höflich gegen ihn wurden, ihn, wo sie nur konnten, rühmten und schon im Voraus als den Erretter der ganzen katholischen Christenheit auf die übertriebenste Weise hätschelten und verherrlichten. So nahm denn der General Lamoricière den ihm angebotenen Oberbefehl des päpstlichen Heeres an, ohne eigentlich recht zu wissen, was er that, und kam nach Rom, ohne im Mindesten von den wahren Verhältnissen, welche hier herrschten, unterrichtet zu sein. Wie bald sollte der arme Mann aber in Allem gänzlich enttäuscht werden und bitter den Leichtsinn, der ihn hieher geführt hatte, bereuen! Schon in den

Digitized by Google

ersten Wochen seiner Ankunft in Rom sah sein geübter militärischer Blick ein, daß man ihn über Alles arg getäuscht hatte. Fast die gesammte Bevölkerung in den päpstlichen Provinzen war nichts weniger als günstig für das Fortbestehen der weltlichen Herrschaft des Papstes gesinnt, sondern wünschte dringend von dieser, mit ihrer corrumpirten Verwaltung, bestechlichen Justiz und übermüthigen Herrschaft der Geistlichkeit erlöst zu sein. Somit konnte der General Lamoricière auf eine werkthätige Unterstützung der Einwohner des Landes nicht im Mindesten rechnen, sondern mußte vielmehr in deren Mehrheit nur seine Feinde, die ihm auf jegliche Weise zu schaden suchten, erblicken. Was er von den schon bestehenden päpstlichen Truppen antraf, konnte ihm eben so wenig genügen. Sein Scharfblick erkannte bald, daß er mit solchen corrumpirten Schaaren unmöglich würde siegen können, und er äußerte sich gegen einen vertrauten Freund gleich anfänglich auf das Bitterste über die arge Täuschung, welche man ihm in dieser Hinsicht zugefügt hätte. Der größte Theil aller päpstlichen Officiere wie Soldaten war wahres Schundzeug, die sicherlich beim ersten Kanonenschuß davon laufen würden, die wirklich militärisch ehrgeizigen, tüchtigen Männer darunter sehnten sich aber dringend, den Dienst des Papstes mit dem des Königs Victor Emanuel zu vertauschen, und sprachen theilweise ihre Ansichten ziemlich offen aus. Schon im März 1860 sagten mir einige römische Dragonerofficiere, mit denen ich zufällig bekannt geworden war, ganz unumwunden, daß sie nichts mehr wünschten, als daß der König Victor Emanuel den Kirchenstaat eben so annectire, wie er es mit Toscana, Parma und Modena bisher gemacht habe. Für einen tüchtigen Soldaten sei es doch ungleich erwünschter, in einem Heere zu dienen, welches einen so muthigen, ehrgeizigen Monarchen an der Spitze habe, als hier bei den päpstlichen, allgemein verachteten Truppen, wo jeder intriguante anmaßende Pfaffe mehr

Digitized by Google

Ansehen als der tüchtigste Officier genieße. Ich sagte den Herren, daß ich gewissermaßen ihnen hierin nicht Unrecht geben könne, aber nicht begriffe, warum sie denn bei solchen Ansichten nicht ohne Weiteres ihren Abschied forderten und in sardinische Dienste träten. Achselzuckend erwiederten sie, man dürfe das Gewisse nicht für das Ungewisse aufgeben, und sie hofften, daß sie bald sammt ihren Leuten dem Könige Victor Emanuel die besten Dienste leisten würden. Das wahre ritterliche Gefühl der beschworenen Treue gegen den Kriegsherrn und der unbedingten Aufopferung für diesen, welches glücklicherweise noch die meisten deutschen Officiere besitzen, wird der italienische Officier selten haben. Er ist dazu zu selbstsüchtig, zu intriguant und zu leicht geneigt, den Mantel nach dem Winde zu hängen. So sah denn gleich die Mehrzahl der römischen Officiere in dem General Lamoricière ihren Feind, dem sie auf jegliche Weise zu schaden und in seinen Plänen zu verhindern sich bemühten. Die Feigen, weil sie fürchteten, unter ihm kämpfen zu müssen, wozu sie keine Neigung fühlten; die Muthigen und Ehrgeizigen aber, weil sie lieber sardinisch als päpstlich sein wollten.

Aber auch mit der Anwerbung der fremden Truppen sah es lange nicht so glänzend aus, als man dem General Lamoricière vorgespiegelt und er sich wohl auch wirklich eingebildet hatte. Es kamen zwar Officiere wie Soldaten aus aller Herren Länder, aber zum Theil auch was für Subjecte! Wir waren 1850 in Schleswig-Holstein nach der Idstedter Schlacht wahrlich nicht wählerisch in unserer Annahme, und gar manche arge Strolche traten bei uns ein, aber solche Lumpenkerle, wie jetzt häufig die päpstlichen Werbeofficiere aus Irland und Deutschland nach dem Kirchenstaat sandten, wären von uns doch nicht angenommen worden. Diese im Auslande stationirten fremden Werbeofficiere erhielten für jeden Rekruten, den sie sandten, eine Prämie, und packten nun jeden Kerl, der halbwege gesunde Gliedmaßen hatte,

Digitized by Google

und sich bei ihnen meldete, auf die Schiffe, um ihn nach dem Kirchenstaat zu spediren, unbekümmert, was sonst an ihm war. Auch die Officiere, welche in Rom und Ancona anlangten, waren größtentheils nicht aus wahrer Begeisterung für den Papst gekommen. Die Mehrzahl bestand aus früheren österreichischen Officieren, welche jetzt bei der Reduction der k. k. Armee außer Thätigkeit gekommen waren, und nun im Kirchenstaat Avancement und guten Gehalt zu bekommen hofften. Es befanden sich zwar manche sehr tüchtige und, wie es in der österreichischen Soldatensprache ungemein bezeichnend heißt, „schneidige" Männer darunter, aber gewiß auch viele, über deren Abgang von den Regimentern ihre Obersten sicherlich nicht sehr betrübt gewesen waren. Auch einzelne preußische, bayerische, irländische, französische, belgische und spanische Officiere traten ein. Alle diese Herren waren in ihren militärischen Ansichten sehr verschieden, konnten sich kaum mit einander unterhalten, und besaßen auch kein gemeinsames Bindemittel, welches sie zu einem tüchtigen Ganzen vereinigen konnte. Dazu beging man die große Thorheit, daß man die sieben oder acht deutschen Bataillone, welche allmählich errichtet wurden, nicht nach ihren verschiedenen deutschen Provinzen organisirte. Hätte man z. B. ein steyermärkisches, tyrolerisches, ober-bayerisches, westfälisches u. s. w. Bataillon gebildet und solche, wenigstens größtentheils, auch mit Officieren aus diesen Landestheilen versehen, so wäre wahrscheinlich ein gewisser provinzieller Corpsgeist in diesen einzelnen Bataillons zu erreichen gewesen. So aber stellte man die Leute in die Glieder, wie sie eben zufällig eintrafen, den Oberösterreicher neben den Westfalen, den Tyroler neben den Mecklenburger, und gab ihnen beliebige Officiere, die sie nicht kannten, ja, die sich kaum nothdürftig mit ihrer Mannschaft zu verständigen vermochten, und brachte so gleich von vornherein eine gräuliche Confusion und einen gänzlichen Mangel an Corpsgeist in diese neu errich-

Digitized by Google

teten Bataillone. Das beste deutsche Bataillon war unstreitig das, welches ein früherer sehr tüchtiger k. k. Hauptmann, Herr von Vogelsang, befehligte, und dieses bestand größtentheils aus geborenen Krainern, die einen richtigen Provinzialgeist in ihr Corps mitbrachten. Die achthundert bis tausend Irländer, die angeworben wurden, waren größtentheils feste, kräftige Burschen, mit dem wilden Muthe, den fast alle Irländer besitzen, aber eben so auch mit dem Hange zur Trunkenheit und Insubordination. Hätten diese Kerle alte, ihnen bekannte, energische Officiere gehabt, welche sogleich eine strenge Disciplin eingeführt und, wenn es nicht anders sein konnte, tüchtig mit dem Säbel dreingehauen, so wären diese irländischen Bataillone vortrefflich gewesen. So aber fehlte dies; die irländischen Soldaten waren bei dem wohlfeilen Wein, der in Italien zu bekommen ist, großentheils den ganzen Tag besoffen, begingen Rohheiten und Brutalitäten aller Art, und trugen durch ihr Benehmen viel dazu bei, diese neu formirte päpstliche Armee bei der gesammten Bevölkerung des Kirchenstaates noch mehr verhaßt zu machen, als sie es ohnehin schon war. Ich habe hier in der conföderirten Armee mindestens schon einige Dutzend irländische Soldaten unter meinem Befehle gehabt, die früher in päpstlichen Diensten gewesen waren. Da es glücklicherweise an starken Getränken fehlte, in denen sie sich besaufen konnten, ich auch meine flache Klinge gehörig auf ihren Rücken und Köpfen umhertanzen ließ, wenn es nicht anders gehen wollte, so waren sie die besten Soldaten von der Welt.

Ein eigenthümliches Element in allen diesen wilden, zusammengelaufenen, aus allen möglichen Beweggründen hierher geführten Schaaren, aus denen die neu formirte päpstliche Armee bestand, bildeten die fünf- bis sechshundert jungen vornehmen belgischen und französischen Legitimisten, welche gekommen waren, sich ihre ersten goldenen Rittersporen in diesem Kampfe gegen

Digitized by Google

die Revolution zu verdienen. Die Blüthe des alten belgischen und französischen Adels war hier vertreten; es gab Marquis und Herzöge mit Stammbäumen, welche bis weit über die Kreuzzüge reichten, und überaus langen, althistorischen Namen zu Dutzenden, und selten ist wohl eine reichere, äußerlich elegantere Schaar, als diese war, vereinigt gewesen. Der Haß gegen das revolutionäre Princip, und der Wahn, hier wirklich für das wahre Interesse der katholischen Kirche fechten zu können, hatte alle diese Herren hier zusammengeführt. Die clericale Partei in ihrer Heimath hatte solche Anwerbung junger vornehmer Edelleute auf jegliche Weise zu fördern gesucht, und viele in der That überredet, es sei dies ein neuer Kreuzzug, eben so gottgefällig wie der erste, in denen ihre Ahnherren geglänzt hätten, den sie zu Ehren des Papstthums und der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria unternehmen würden. Habe ich doch niemals den Namen des heiligen Ludwig's, Gottfried's von Bouillon und anderer Heroen jener Zeit so oft nennen hören, als jetzt von diesen französischen und belgischen Legitimisten! Wahrlich, mehrere dieser jungen Herren führten diese Namen so oft im Munde, daß ich den Verdacht nicht zu unterdrücken vermochte, es seien dies die einzigen historischen Persönlichkeiten, die ihnen überhaupt bekannt waren. Mit der allgemeinen geistigen Bildung und mit den Kenntnissen verschiedener Art, die bei uns in Norddeutschland wenigstens jeder Secundaner oder Fähndrich besitzen muß, schien es mir überhaupt bei der großen Mehrzahl dieser jungen vornehmen französischen Legitimisten nicht weit her zu sein, wie denn überhaupt vieles Nachdenken gerade nicht ihr Vergnügen war. Das Messehören nahm ihnen schon zu viel Zeit weg, als daß hierzu noch viel übrig geblieben wäre. Im Uebrigen waren diese jungen Legitimisten, so weit ich sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, durchweg sehr anständige, liebenswürdige, dabei auch bescheidene Männer, die oft von der wahr-

Digitized by Google

haft ritterlichsten Gesinnung und dem besten Willen erfüllt waren. Leider sah es mit den militärischen Fähigkeiten dieser jungen freiwilligen Krieger gewöhnlich nur höchst mittelmäßig aus. Die Mehrzahl von ihnen hatte bisher nur in den eleganten Salons gelebt, war in dem Schooße des Ueberflusses erzogen worden, besaß der modernen Bedürfnisse des Luxus, wie solche unsere jetzige Männerwelt der höheren Stände nun einmal gewöhnt ist, nur zu viele, und konnte daher unmöglich den Strapazen des Feldlebens, die der gemeine Soldat im Kriege nur zu oft ertragen muß, gewachsen sein. Aus einer wirklich kindischen Spielerei hatte man diejenigen jungen vornehmen Edelleute, welche zu Fuß dienen wollten, in ein Zuaven-Corps, was einige Hundert Mann Stärke besaß, formirt. In ihrer koketten hellgrauen, vielfach mit rothen Schnüren verzierten Zuaven-Uniform sahen diese jungen, eleganten Herren nun auch ganz allerliebst aus und eroberten gewiß mit leichter Mühe Dutzende von Mädchenherzen, allein ihr wirklich militärischer Nutzen im Felde war ein äußerst geringer. Muthig waren zwar diese Jünglinge im hohen Grade, und ihr Kampfeseifer ließ nicht das Mindeste zu wünschen übrig, allein so ungemein schätzenswerthe Eigenschaften dieses auch für einen Feldsoldaten sind, so genügen sie doch nicht allein. Die Mehrzahl dieser jungen eleganten Zuaven vermochte nicht mit vollem Feldgepäck einen nur halbwege angestrengten Feldmarsch zu machen, konnte ihre Gewehre nicht putzen, die Nahrungsmittel nicht selbst am Bivouakfeuer kochen; kurz, war in allen den vielen Dingen, die zwar an und für sich ziemlich unbedeutend erscheinen, in ihrer Gesammtheit jedoch den wahren Werth eines tüchtigen Feldsoldaten bedingen, gänzlich unerfahren. Der General Lamoricière war ein viel zu tüchtiger Praktiker, als daß er diese vielfachen Mängel seiner neuen Zuaven nicht selbst sogleich eingesehen hätte. Er mag im Stillen oft über ihr Hülflosigkeit gelächelt — oder eigentlich wohl mehr

Digitized by Google

noch geseufzt haben, und ich glaube, für eine bis zwei Compagnien seiner alten verwetterten algerischen Zuaven mit ihren zwar rohen, aber durchweg feldtüchtigen Officieren hätte er gern seine ganze elegante Schaar vertauscht. Schlimmer noch als mit diesen Zuaven sah es aber mit den neuformirten Guiden aus. Es waren so viele zierliche vornehme junge Edelleute gekommen, deren Prätensionen zwar sehr groß, deren militärische Fähigkeiten aber äußerst gering waren, und die, auf ihre Geburt gestützt, sogleich Officierstellen verlangten, daß der General Lamoricière sich nicht anders zu helfen wußte, als daß er ein Corps berittener Guiden, in welchen die Gemeinen alle Officierrang besaßen, aus ihnen errichtete. In ihrer koketten Uniform, die aus rothen Pantalons und schwarzen, überreich mit Schnüren besetzten Dollmans bestand, sahen diese Guiden, die alle hübsche, selbst angeschaffte Pferde ritten, zwar sehr stattlich aus, und es schmeichelte der Eitelkeit des Generals Lamoricière nicht wenig, daß er eine Leibwache besaß, in welcher Dutzende von jungen Herzögen und Grafen dienten, sonst aber war dieses ganze Corps nur eine nutzlose Spielerei und in rein militärischer Hinsicht eben so unbrauchbar, wie eine hochlöbliche berittene Bürger- oder Nationalgarde in irgend einer deutschen Residenzstadt. Diese Guiden, von denen ein jeder seinen berittenen Bedienten hatte, waren völlig hülflos, wenn diese ihnen fehlten, da sie von Allem, was zum Reiterdienst gehört, auch nicht das Mindeste verstanden. Ich habe einmal gesehen, daß zwei Guiden, welche einen Ordonnanzritt gemacht hatten, nicht verstanden ihre Pferde selbst wieder aufzuzäumen, so daß ich ihnen endlich dabei behülflich war. Dazu kam, daß die ungerechtfertigte Begünstigung dieser vornehmen jungen Herren, die, ohne auch nur das Allermindeste jemals gethan zu haben, sogleich mit ihrem Officierrang paradirten, die Soldaten der anderen Corps nicht wenig verdroß. Die theilweise sehr rohen irländischen und deut-

Digitized by Google

schen angeworbenen Soldaten verhöhnten diese Guiden auf jegliche Weise und respectirten deren Officierrang nicht im Mindesten. Freilich hatte der General Lamoricière dafür die Genugthuung, daß alle vornehmen Damen des Faubourg St. Germain in Paris um seine Protection sich bewarben, ihn mit den liebenswürdigsten Briefen überhäuften, und schon im Voraus als den Erretter der katholischen Christenheit, als den unsterblichen Feldherrn, dessen Kriegsruhm den eines Friedrich des Großen und Napoleon weit überragte, in Poesie und Prosa auf die schwülstigste Weise feierten. Wahrhaftig, wenn des Generals Kopf nicht allzu sehr von Eitelkeit befangen war, muß ihm dieses ganze Possenspiel höchst lächerlich erschienen sein. Wie traurig sollte es aber auch bald enden!

Was die Confusion in dieser kleinen neu formirten päpstlichen Armee noch mehr steigerte, war die Verschiedenheit der Sprache und der Reglements. Es bestanden italienische, alt-schweizerische, deutsche, irländische und belgisch-französische Bataillone, welche alle ganz besonders für sich in ihrer Landessprache commandirt und einexercirt wurden, und deren Soldaten sich untereinander, wo sie nur konnten, heftig prügelten. Besonders die Italiener waren gegen alle Fremden entschieden feindselig gesinnt und suchten solchen insgeheim auf jegliche Weise zu schaden.

Mir selbst ward nun zwar wiederholt eine ganze Compagnie, ja zuletzt auch ein Bataillon in dieser neu formirten Armee angeboten, doch spürte ich eigentlich sehr geringe Neigung, in dieselbe einzutreten. Zwar hätte ich mich für den Papst eben so gern wie für jeden andern Monarchen geschlagen, und auch die Person des Generals Lamoricière als Oberanführer wäre mir schon recht gewesen, allein es war doch auch wieder sehr Vieles, was mir nicht im Mindesten gefiel. Eine innere Ahnung sagte mir stets, die ganze Sache würde ein baldiges trauriges Ende nehmen, und darin mit verwickelt zu sein, fühlte ich

Digitized by Google

geringe Neigung. Trug ich als ächter Landsknecht nun doch einmal meine Haut zu Markte, ohne daß der eigentliche Zweck des Kampfes mich wieder viel interessirte, so wollte ich in rein militärischer Hinsicht doch wenigstens Ruhm und Ehre davon haben. Für eine mir gleichgültige Sache mich zu schlagen und dabei doch nicht die allermindesten Siegeslorbeeren zu ernten, hatte ich verzweifelt geringe Lust, zumal meine pecuniären Verhältnisse mich nicht dazu zwangen. Um mir die Sache übrigens etwas näher anzusehen, verließ ich im Mai Rom und ging nach Ancona, an dessen Befestigung eifrig gearbeitet wurde. Ich hegte übrigens mitunter die Absicht, dem General Lamoricière, mit dem ich häufig zusammenkam, den Antrag zu machen, in Norddeutschland, und zwar in dem katholischen Theile von Schlesien, ein eigenes Bataillon zu werben, um solches dann im päpstlichen Heere zu commandiren. Ich wußte, daß es gelingen würde, mit Hülfe der Geistlichkeit 6—800 Mann tüchtige Oberschlesier anzuwerben und nach Oesterreich zu befördern, da in Preußen selbst die Anwerbung verboten war. Preußische Officiere und Unterofficiere hätten wir auch schon erlangt, und so hätte dieses Bataillon sogleich einen festen provinziellen Corpsgeist gehabt. Wir hätten für Schlesiens militärische Tüchtigkeit gekämpft, wenn uns sonst auch die Sache des Papstes ziemlich gleichgültig gewesen wäre.

Schon hatte ich den ganzen Plan der Formation eines solchen streng preußischen Bataillons genau ausgearbeitet, mich auch bereits mit mehreren Personen in Schlesien, welche die Sache wesentlich fördern konnten, in Verbindung gesetzt, und auch gesprächsweise mich mit dem sehr tüchtigen päpstlichen General Pimodan, einem früheren österreichischen Officier, darüber unterhalten und diesen für meinen Plan sehr eingenommen gefunden, als die kühne Expedition Garibaldi's nach Sicilien und seine überraschend schnellen Erfolge dort stattfanden. Diese Thatsache machte mich

Digitized by Google

alsbald wieder stutzig. Schlug sich die neapolitanische Armee wirklich so äußerst schlecht, und war sie so corrumpirt, wie es sich jetzt in Sicilien zeigte, so konnte auch das ganze Lamoricière'sche Unternehmen keine Aussicht auf Erfolg haben. Wie ich schon früher anführte, konnte die neu formirte päpstliche Armee nur Bedeutung gewinnen, sobald sie gleichsam als Avantgarde der neapolitanischen diente und im Verein mit dieser kämpfte. War nun aber letztere nicht kriegstüchtig, so schwebte der General Lamoricière mit seinen 28 — 30,000 Mann gleichsam in der Luft, und durfte niemals auf Erfolge rechnen, selbst wenn jeder einzelne seiner Soldaten sich als ein Held geschlagen hätte. Den Garibaldi mit seinen ungeordneten Freischaaren allein hätten wir zwar immerhin schlagen können; allein nach Allem, was bisher in Italien geschehen war, konnte kein Verständiger daran zweifeln, daß Garibaldi ein nur vom Minister Cavour vorgeschobener Posten war, dem alsbald die kriegstüchtige, über 150,000 Mann zählende reguläre sardinische Armee folgen würde. Mich aber in eine schon von vornherein verlorene Sache zu mischen und an einem Kampfe theilzunehmen, der in allerkürzester Frist ein trauriges Ende nehmen würde, dazu war ich nachgerade schon zu ruhig und kalt überlegend geworden. Hätte ich wirklich wahre Begeisterung für den Papst und seine Sache gehabt, so wäre es etwas ganz Anderes gewesen; denn unter allen Umständen wäre es dann von mir als Ehrenpflicht angesehen worden, unter seiner Fahne zu kämpfen und nöthigenfalls auch zu sterben. Diese Begeisterung fehlte mir aber gänzlich, denn eine solche hegte ich nur für das schwarzweiße Banner der Hohenzollern und seine Kräftigung in Deutschland; alles Uebrige war mir so ziemlich gleichgültig.

So beschloß ich denn, vorläufig noch ein ruhiger Beobachter der Dinge, die da kommen würden, zu bleiben, und mich nicht früher selbst hineinzumischen, als bis ich wenigstens einige Aus-

Digitized by Google

sicht auf Erfolg hatte. Die Verhältnisse im Neapolitanischen gestalteten sich inzwischen immer trauriger, und die scheußliche Demoralisation der dortigen Armee nahm immer mehr und mehr zu. So konnte denn freilich Garibaldi mit seinen zusammengelaufenen Freischaaren mit leichter Mühe Triumphe über Triumphe erringen, in seinen schwülstigen Bulletins über Siege, in denen kaum ein Dutzend Kämpfer gefallen waren, schreiben und seinen wohlfeilen Einzug in die Hauptstadt feiern. Wahrhaftig, eine solche beispiellose Erbärmlichkeit war mir denn doch noch nicht vorgekommen, und obwohl ich mich eigentlich um die ganze bourbonische Wirthschaft in Neapel keinen Pfifferling kümmerte, so ärgerte ich mich doch als Soldat nicht wenig über dieses ehrlose Heer.

Um diese Zeit hatte ich in Rimini, wohin ich mich begeben, ein kleines Abenteuer mit einigen Italianissimi. Ich saß ruhig in einem Kaffeehause und trank mein Glas Sorbetto, als drei dieser Italianissimi, so recht von der Sorte der unnützen, äußerlich ziemlich eleganten Tagediebe, wie sich solche in allen italienischen Städten zu Dutzenden umhertrieben, lärmend hereintraten. Diese Kerle fingen denn nun auch nach gewohnter Weise sogleich zu renommiren und zu schwadroniren an, erhoben die Tapferkeit der Garibaldi'schen Freischaaren in das Ueberschwängliche, und prahlten auf das Unsinnigste. Ich war an solch sinnloses Geschwätz schon viel zu gewöhnt, als daß ich die mindeste Notiz davon nahm; als aber die Kerle, die mich schon längst als einen Deutschen kannten, nun auch über die Deutschen auf das Pöbelhafteste zu schimpfen und zu spotten anfingen, stieg mir die Galle doch schon in das Blut. Ich wollte ihnen schon etwas erwidern, dachte aber, daß bei einem Streite mit solchem Gesindel doch nicht viel Ehre zu gewinnen sei, und bekämpfte daher meinen Zorn. Wahrscheinlich hielten diese Kerle meine Ruhe für Feigheit, und der eine von ihnen, ein großer, hüb-

Digitized by Google

scher schwarzbärtiger Mann, goß nun absichtlich ein Glas Wasser so über den Tisch, daß mein darauf liegender Strohhut ganz durchnäßt wurde. Jetzt riß mir aber die Geduld, ich sprang auf und herrschte dem Frechen zu: „Sie werden mich auf der Stelle für Ihre Insolenz um Entschuldigung bitten!"

„Ein Italiener wird niemals einen Deutschen um etwas bitten," antwortete er höhnisch.

„Dann ergeht es ihm aber, wie es Ihnen jetzt ergeht!" rief ich im höchsten Zorn, hieb sogleich mit der rechten Faust den Kerl mit voller Kraft in das Gesicht, packte zu gleicher Zeit mit der Linken in sein seidenes Halstuch, würgte es zusammen und riß den Ueberraschten vor die offene Thür, zu welcher ich ihn dann hinausschleuderte und noch einen tüchtigen Fußtritt mit auf den Weg gab, so daß er kopfüber in den Sand flog. Die ganze Scene war mit solcher Blitzesschnelle vor sich gegangen, daß die anderen Zwei ihrem Kameraden gar nicht so rasch zu Hülfe zu eilen vermochten. Jetzt wollten diese nun auf mich eindringen, allein ich erwischte noch ein schweres Billardqueue und hieb nun mit solcher Kraft, Schnelligkeit und Wuth auf dieselben ein, daß sie sehr bald besiegt das Kaffeehaus räumten. Ich war so in Zorn, daß ich es damals, glaube ich, mit zehn solcher Kerle hätte aufnehmen können.

Als ich später diesen Vorfall einigen deutschen Officieren des Lamoricière'schen Corps erzählte, lachten diese natürlich sehr darüber, gaben mir aber den vernünftigen Rath, auf meiner Hut vor der Rache meiner besiegten Gegner zu sein. Einige Tage nachher, als ich den Vorfall schon ziemlich wieder vergessen hatte, ging ich eines Abends sehr spät aus dem Wirthshause nach meiner Wohnung. Die Straßenbeleuchtung in Rimini war gerade nicht die beste, und ich wollte eben um eine dunkle Ecke biegen, als plötzlich ein Kerl aus dem Hinterhalt hervorsprang, mit einem Dolche nach meiner Brust, stieß und dann eilig da-

Digitized by Google

von rannte. Daß ich verletzt war, fühlte ich sogleich, denn es lief naß an meiner Seite herunter; doch hatte ich noch Kraft genug, dem Kerl nachzulaufen, um ihn wo möglich mit meinem, mit einem Bleiknopf versehenen Stock niederzuhauen. Leider konnte ich ihn aber in der Dunkelheit nicht mehr einholen. Als ich in meiner Wohnung ankam, entdeckte ich, daß die Spitze des Dolches mir durch den Rock gegangen, dann aber auf eine sehr massiv goldene Taschenuhr, welche mir mein Freund, der Bergwerksbesitzer in Tomsk, einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, gestoßen und dadurch kraftlos geworden war. Die abgeglittene Spitze hatte mir jedoch noch eine lange, aber nicht gefährliche Rißwunde in der Seite zugefügt.

Um mich besser heilen zu lassen, ging ich wieder nach Rom, wo ich einen französischen Militärarzt kannte, erkrankte dort aber an der Malaria und mußte an acht Wochen das Zimmer hüten. Während dieser Zeit geschah der Einfall der an 40,000 Mann starken sardinischen Armee unter dem General Cialdini in den Kirchenstaat, das Gefecht bei Castelfidardo und die Einnahme von Ancona. So war denn leider Alles, was ich vorher befürchtet hatte, in nur zu trauriger Weise eingetroffen. Ich für meine Person freute mich sehr, daß ich vorsichtig genug gewesen war, keine Dienste in der päpstlichen Armee genommen zu haben. So war ich doch dem sehr bittern Gefühl, welches mich jedenfalls ergriffen hätte, wenn ich zu den Besiegten von Castelfidardo gehört, entgangen. Uebrigens hat die sardinische Armee wahrlich keine Ursache, auf die Siege, die sie bei dieser Gelegenheit erfocht, besonders stolz zu sein. Ihre numerische Ueberlegenheit war so groß, und ihr Uebergewicht an guter Artillerie und sonstigen Heeresbedürfnissen fiel so schwer in das Gewicht, daß sie unter allen Umständen mit nicht allzu großen Opfern sich den Sieg erringen mußte. Von den päpstlichen Truppen haben sich einzelne Bataillone mit sehr großer persönlicher Tapferkeit

Digitized by Google

geschlagen; dieses Lob muß ihnen jeder Unparteiische zollen. Einen sehr ehrenvollen Heldentod hat besonders auch der General Pimodan, jener frühere österreichische Rittmeister, der aus einer alten französischen Legitimistenfamilie stammte und jetzt hier im Kirchenstaat plötzlich zum General avancirte, gefunden. Auch der General Lamoricière hat unter den betreffenden Verhältnissen ganz so gehandelt, wie er als umsichtiger General handeln mußte, und wenn ihn einige demokratische deutsche und italienische Zeitungen wegen seines Benehmens in diesem kurzen Feldzuge mit giftigem Spott überhäuften, so ist dies eben nur albernes Geschwätz, das auf das Urtheil eines vernünftigen Soldaten nicht den mindesten Einfluß haben kann. Mit den geringen Hülfsmitteln, über welche er zu gebieten vermochte, und den vielen unzuverlässigen oder unbrauchbaren Bestandtheilen, welche in seinem kleinen Heere dienten, konnte der General Lamoricière gar nicht anders handeln, wie er in der That gehandelt hat, und selbst ein Napoleon I. hätte unter solchen Umständen sich schwerlich einen Sieg zu erkämpfen vermocht; dies ist meine feste, auf unparteiischer Erwägung beruhende Ansicht.

Viertes Kapitel.

Abreise nach der Schweiz. Winteraufenthalt in Vevay. Entschluß, in die Dienste der conföderirten Staaten von Nordamerika zu treten. Waffeneinkäufe in Lüttich. Reise nach Havanna. Angenehmer Aufenthalt daselbst. Fahrt nach New-Orleans. Verfolgung durch ein unionistisches Kriegsschiff. Veränderte Charakteristik von New-Orleans. Die Organisation der conföderirten Armee und deren Vorzüge und Fehler. Die unionistische Armee. Aufenthalt auf einer Pflanzung am Mississippi. Organisation von einem Scharfschützencorps. Dessen Officiere.

Meine Wunde war wieder geheilt, die politischen Zustände im Kirchenstaate behagten mir in keiner Weise, meine Aussichten, dort eine mir zusagende militärische Anstellung zu finden, waren

Digitized by Google

zerstört, und so verließ ich denn Ende September Rom und reiste ziemlich schnell in die Schweiz. In Genua, wo ich mich einige Tage aufhielt, war viel politisches Parteigetriebe auf den Straßen und an allen öffentlichen Orten. Die Thaten der Garibaldianer wurden auf eine so überschwängliche Weise gefeiert, wie solche nur eben einem Italiener möglich, und jeder zerlumpte Freischärler, der vielleicht einige Male seine Flinte auf verrätherisch davonlaufende Neapolitaner abgefeuert hatte, als ein zweiter Leonidas gepriesen. Garibaldi ist gewiß ein persönlich ungemein muthiger, rechtlicher und von der höchsten Uneigennützigkeit beseelter Mann, der für den kleinen Krieg ganz entschieden eine seltene Befähigung zeigt, und 1849 in Rom und 1859 in der Lombardei mit der höchsten Auszeichnung gefochten hat, aber diese Abgötterei, welche im Herbst 1860 mit ihm von seinen Anhängern getrieben wurde, hatte wirklich etwas Komisches. Dabei war nur zu viel Strohfeuer in dieser ganzen Bewegung vorhanden, und selbst die Advocaten und Literaten, welche jetzt die lautesten Schreier machten, hüteten sich am Sorgfältigsten, ihre theure Person nur der mindesten Gefahr preiszugeben. Es war hierin ganz so, wie bei uns in den tollen Jahren 1848 und 1849 in Deutschland, wo ebenfalls die lautesten Schreier stets die ärgsten Feiglinge waren, und die Kerle, welche am Meisten „Schleswig-Holstein meerumschlungen" brüllten, sich am Sorgfältigsten vor den dänischen Spitzkugeln in Acht nahmen. Die vielen wirklich tüchtigen altsardinischen Soldaten, welche 1848 und 1849, 1855 in der Krim, 1859 in der Lombardei sehr wacker gefochten hatten, und auch jetzt im Neapolitanischen, als der kleine Rest der muthigen und treuen königlichen Truppen sich von Gaeta aus wirklich ernsthaft zu schlagen anfing, und Garibaldi mit seinen undisciplinirten Freischaaren nichts mehr ausrichten konnte, wieder das Meiste thun mußten, machten zu dieser überschwänglichen Verherrlichung des ganzen Freischaarenwesens sehr finstere

Digitized by Google

Gesichter. Ich hörte von bewährten Officieren ungemein verständige Urtheile über diese ganze letzte Expedition des Garibaldi nach Italien, welche ganz anders klangen als die Fanfaronaden, mit denen der größte Theil der italienischen Zeitungen damals bis zum Ekel angefüllt war. Die böse Kluft, welche stets zwischen einem regulären, streng disciplinirten Heere und einem ungeordneten Freischaarenthum bestehen wird, wenn Beide vielleicht auch augenblicklich für gleiche Zwecke kämpfen müssen, zeigte sich auch hier in Italien wieder recht deutlich. Ist auch wohl etwas Anderes möglich? Alle Freischaaren renommiren und schwadroniren stets ungemein viel, kämpfen zwar mitunter, wenn ihnen die Neigung dazu kommt, ganz muthig, thun aber sonst gerade so viel, als ihnen behagt, wollen keine Strapazen und Langeweile ertragen, in jeder Hinsicht bevorzugt, und dann für ihre geringen Leistungen noch stets über die Gebühr gelobt werden. Die regulären Truppen hingegen müssen hungern, sich langweilen, thun, was ihnen befohlen wird, zum Mindesten eben so viel, wenn nicht noch mehr im Kampfe leisten, als alle solche Freischaaren, und erhalten dafür in der Regel ungleich geringeren Lohn und weit weniger öffentliche Lobeserhebungen. Darf man sich daher wohl wundern, wenn jeder tüchtige Soldat eines streng disciplinirten Heeres eine gewisse innere Verachtung gegen alles Freischaarenwesen hegt?

Mir persönlich war es fernerhin nun ziemlich gleichgültig, auf welche Weise sich die inneren Verhältnisse in Italien entwirren würden. Ich hatte den festen Entschluß gefaßt, diesen Winter noch einige Monate in einer Pension an dem Genfer See zu verleben, da ich von den Nachwirkungen der Malaria noch sehr angegriffen war, und dann zum Frühling nach Amerika zurückzukehren. Ich wollte mich entweder im fernen Westen, an den Ufern des Colorado, wo es mir sehr gefallen hatte, ansiedeln, oder sonst als Karavanenführer nach Kalifornien mir

Digitized by Google

meinen Unterhalt verdienen. Die Zustände in Europa fingen an mir unangenehm zu werden; wie immer in den Kreisen der höheren Gesellschaft, zu welcher Geburt, Erziehung und langjährige Gewohnheit mich hinzogen, mit Anstand leben zu können, besaß ich nicht Vermögen genug, und das Andere langweilte mich. Die paar Tausend Silberrubel, welche ich mir in Sibirien verdient hatte, waren in den zwei Jahren wieder daraufgegangen, und irgendwie um eine social untergeordnete Anstellung in Europa mich zu bewerben, dazu fühlte ich mich viel zu stolz. Das freie, wilde Leben in der amerikanischen Steppe trotz seiner tausendfachen Entbehrungen hatte doch stets etwas Anziehendes für mich gehabt, und selbst in den elegantesten Salons von Rom oder Petersburg sehnte ich mich oft nach jenen Nächten, die ich an den Bivouakfeuern bei meiner Reise von Kalifornien nach dem Mississippi damals verlebt hatte.

Ich ging nun nach Vevay, um dort die Traubencur zu gebrauchen, die meinem von der Malaria noch geschwächten Körper vortrefflich bekam, und nahm später meinen Aufenthalt in einer kleinen, vortrefflichen Pension an den von der Natur so überreich ausgestatteten Ufern des Genfer Sees. Es war ein angenehm ruhiges, sehr behagliches Leben, welches ich hier führte. Hier ward ich auch näher mit dem Sohne eines sehr reichen Plantagenbesitzers in Louisiana bekannt, der seine, von den zu vielen Zerstreuungen des Pariser Lebens wohl etwas zu sehr angegriffene Gesundheit in der ruhigen Lebensweise unserer Pension wieder stärken wollte. Er war ein sehr angenehmer, ächt ritterlicher junger Mann, der in Paris auf der polytechnischen Schule zwei Jahre studirt und sich überhaupt mannigfache Kenntnisse erworben hatte. Wie alle Südländer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, haßte er die echten Yankees der Nordstaaten auf das Bitterste, und da mir diese Menschen auch äußerst unangenehm waren, so brachte schon dieses gemeinsame

Digitized by Google

Gefühl uns näher, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Daß es sehr wahrscheinlich in der allerkürzesten Frist zu einem blutigen Kampfe zwischen den Nord- und Südstaaten kommen würde, bezweifelte dieser junge Mann keinen Augenblick, und war in diesem Fall fest entschlossen, sogleich in den Kriegsdienst seines Vaterlandes zu treten. Wesentlich mit aus diesem Grunde pflegte er seine Gesundheit jetzt so sorgfältig, damit er alsdann mit voller körperlicher Kraft sich seinem neuen Berufe widmen könne. Er suchte mich eifrigst zu überreden, in diesem Fall ebenfalls in den Dienst der Südstaaten zu treten, und seine beredten Worte fanden bei mir einen sehr geneigten Zuhörer. In dem Fall, daß es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zum Kriege kommen sollte, war ich fest entschlossen, mich auf die eine oder die andere Weise daran zu betheiligen. Nun hegte ich zwar gerade keine sonderliche Begeisterung für die Südstaaten, jedenfalls waren ihre Bewohner mir aber angenehmer, als die ekelhaften Yankees der Nordstaaten. Es liegt mir sehr fern, mich zum Vertheidiger des Sclaventhums aufwerfen zu wollen, im Gegentheil, ich erkenne sogar seine sehr vielen Schattenseiten nur zu deutlich, und wünschte dringend, daß die Südstaaten seiner nicht bedürften. Eine augenblickliche Abschaffung desselben ist aber ganz unmöglich, wenn nicht Tausende von Plantagenbesitzern alsbald an den Bettelstab gebracht werden, und Millionen Morgen Acker, die jetzt, mit Zucker, Kaffee und Baumwolle bepflanzt, einen reichen Ertrag geben, sogleich unbenutzt daliegen sollen. Solch eine tief eingewurzelte, theilweise sogar von der Natur des Bodens und des Klimas bedingte Institution, wie das Halten von Negersclaven in den Südstaaten ist, läßt sich nun einmal nicht plötzlich aufheben, wenn nicht der allgemeine Wohlstand dadurch sogleich auf das Tiefste erschüttert werden soll. So kämpften die Südstaaten nur im eigentlichen Sinne den Verzweiflungskampf der Selbsterhal-

Digitized by Google

tung, wenn sie sich mit der äußersten Anstrengung den tyrannischen Anforderungen der übermächtigen Nordstaaten zu widersetzen wagten. Daß bei diesem Sclavenhalten manche Rohheiten, Härten, ja selbst Unmenschlichkeiten vorkommen, und sich Scenen ereignen, welche jedes menschliche Gefühl mit Recht empören müssen, will ich sicherlich nicht läugnen. Im Allgemeinen gehören sie jedoch zu den seltensten Ausnahmen, und neun Zehntel aller Negersclaven in den Südstaaten befinden sich materiell so vortrefflich, und führen ein verhältnißmäßig so behagliches, sorgenfreies Leben, daß sie wahrlich nicht mit den meisten Fabrikarbeitern und Tagelöhnern in Europa tauschen würden. Abgesehen von allen Rücksichten der Humanität, liegt es schon im eigenen Interesse der Sclavenbesitzer, ihre Sclaven nicht zu schlecht zu behandeln und sich nicht überarbeiten zu lassen. Ein gesunder, kräftiger, heiterer Sclave arbeitet ungleich mehr als ein schlecht genährter, kränklicher oder widerwilliger, der nur durch die Peitsche zum Fleiße angetrieben werden kann. Werden Sclaven grausam behandelt, so sterben sie häufig, oder endigen ihr Leben durch Selbstmord, oder entlaufen auch, und alles dies bringt ihren Herren große Nachtheile, denn ein tüchtiger Arbeitsneger kostet 1000—1500 Dollars. Neger, die einmal entlaufen und später wieder eingefangen waren, oder die äußerlich Spuren körperlicher Züchtigungen zeigen, haben beim Verkaufe lange nicht den gleichen Werth, als solche, von denen man weiß, daß sie stets ruhig gelebt und eine gute Behandlung gehabt haben. Alles dies bewegt schon die Plantagenbesitzer, ihre Neger gut zu behandeln, eben so wie in Deutschland ein vernünftiger Gutsbesitzer seine Arbeitspferde auch nicht mißhandeln und überarbeiten lassen wird.

Glaube man doch übrigens nur in Europa nicht, daß die Nordstaaten aus reinen Humanitätsrücksichten, und von dem menschlichen Gefühl geleitet, die Leiden ihrer schwarzen Mit-

Digitized by Google

menschen zu erleichtern, diesen Krieg gegen die Südstaaten begonnen hatten. Nichts ist falscher als dies, denn aus bloßer Humanität zieht ein Yankee gewiß nicht seine Börse und opfert keine Dollars. Alle diese Herren in den Nordstaaten, die jetzt so wüthend auf der Rednerbühne oder in der Zeitungspresse gegen die Sclaverei losdonnern, würden ohne Weiteres selbst mit Vergnügen Sclaven halten, wenn sie zufällig in den Südstaaten wohnten und dann solche bekommen könnten. Es ist schroffer Egoismus, der die Nordstaaten jetzt zum Kampfe gegen die Südstaaten treibt, sie wollen solche unterwerfen und für ihre commerciellen und industriellen Interessen ausbeuten; dies ist der alleinige Zweck des ganzen Kampfes. Ein Yankee berechnet stets sehr schlau, was ihm etwa Vortheil bringen kann, und irgend wie edle Absichten liegen ihm so fern, als den Hottentotten das Verständniß der Hegel'schen Philosophie. War daher je ein Kampf ein gerechter, so ist es der, den jetzt die Südstaaten gegen ihr langjährigen Unterdrücker führen, die das unnatürliche Band, welches diese in allen ihren Interessen so grundverschiedenen Länder bisher zusammenhielt, dazu benutzten, sie möglichst für sich auszubeuten. Wenn daher manche Zeitungen der Nordstaaten sich in schwülstigen Phrasen darüber ergehen, daß die Unionisten die heiligen Rechte der Freiheit, Humanität, Bildung u. s. w. mit ihrem edlen Blute vertheidigten, so ist dies alles nichts als lauter Schwindelei, an welcher hier in Nordamerika Niemand glaubt. „Das Geschäft bringt's 'mal so mit sich," heißt es in einer Posse, und in Amerika ist nun einmal Alles reine Geschäftssache, und somit auch das Kriegführen.

Ein fernerer Grund, der mich bewog, niemals in dem Heere der Nordstaaten Dienste zu nehmen, sind die vielen deutschen demokratischen Flüchtlinge, welche darin ihre Verwendung gefunden haben. Die meisten deutschen Demokraten bleiben bei ihrer Ankunft in den großen Städten des Nordens, beson-

Digitized by Google

ders New-York, Boston, Baltimore, Philadelphia, und sind somit bei dem jetzigen Kriege auch in das nördliche Heer eingetreten. In den Südstaaten wohnten stets weniger Deutsche, deren Heer jetzt auch verhältnißmäßig nicht so viele deutsche Soldaten enthält. An 20—30,000 Deutsche mögen übrigens zur Zeit wohl noch im conföderirten Heere dienen, und sind durch alle Chargen vom Obersten bis zum Trommelschläger vertheilt, während unsere Gegner, die Unionisten, vielleicht die doppelte Anzahl an deutschen Soldaten besitzen. Nun mögen immerhin die Herren Hecker, Siegel, Blenker, Willich und wie die anderen deutschen demokratischen Führer in unserer Revolutionszeit von 1848 bis 1850 noch weiter heißen, welche jetzt bei den Unionisten höhere Stabsofficierstellen bekleiden, ganz ehrenwerthe Männer sein, ich jedoch mit meinen Grundsätzen passe nicht für sie, und hätte schwerlich sie als Kameraden begrüßt oder gar als Vorgesetzte geachtet. So ist es denn besser, wir stehen uns jetzt als ehrliche Feinde, mit dem Säbel in der Faust, gegenüber, statt daß wir in unnatürlicher Kameradschaft mit einander gelebt und uns innerlich dabei doch in All' und Jedem abgestoßen hätten. Es ist mir noch von Schleswig-Holstein her in zu lebhaftem Angedenken, wie unangenehm es ist, wenn man mit Officieren in demselben Corps dienen muß, mit denen man in politischer Hinsicht durchaus nicht harmonirt. Bei den paar Dutzend deutschen Officieren, welche ich hier in unserem conföderirten Heere kennen lernte, kommt ihre jetzige und ehemalige Gesinnung nicht weiter in Betracht. Es sind größtentheils frühere preußische und österreichische Officiere, welche den Krieg hier nur um des Krieges willen mitmachen, und sich um politische Zwecke in ihrem ganzen Leben noch nicht weiter viel gekümmert haben.

Dies sind im Kurzen die Gründe, welche mich schon in Europa bewogen, nur im Heere der Conföderirten, niemals aber in dem der Unionisten Dienste zu nehmen. Ich habe diesen

Digitized by Google

Entschluß bisher noch keinen Augenblick bereut. Obgleich bei uns wahrlich nicht Alles so ist, wie es sein sollte, und ich schon gar manche bittere Enttäuschungen erfahren mußte, so schätze ich mich doch glücklich, ein conföderirter, und kein unionistischer Officier geworden zu sein. Jeder nach seinem Geschmack.

Im März 1861 erhielt mein junger Bekannter aus Louisiana plötzlich einen Brief aus der Heimath, der ihn zur dringenden Rückkehr aufforderte, da der Kampf zwischen den Nord- und Südstaaten alsbald ausbrechen würde. Zugleich war darin die Aufforderung enthalten, wo möglich einige tüchtige Artillerie- und Ingenieur-Officiere zu engagiren, und in Lüttich auch eine ansehnliche Bestellung auf gezogene Büchsen zu machen. Für letzteren Zweck war ihm ein großer Credit in Antwerpen eröffnet worden. Als er diesen Brief erhielt, kam er noch am späten Abend in mein Zimmer und weckte mich aus dem Schlafe, um mir diese wichtige Nachricht mitzutheilen. Wir beriethen uns noch in der Nacht, was zu thun sei, und da wir Beide uns jetzt wieder in der besten körperlichen Gesundheit befanden, so entschlossen wir uns, sogleich am nächsten Morgen abzureisen. Dieser Entschluß erregte zwar in den geselligen Kreisen der Pension, in denen wir bisher gelebt haben, großes Erstaunen, doch kümmerte uns dies nicht weiter.

Komisch war es, daß mit uns in dem Coupé der Eisenbahn, die uns von Basel nach Frankfurt führte, zwei junge Nordamerikaner aus New-York, übrigens ein paar anständige Männer, was bei einem Yankee schon immer als eine Ausnahme gelten muß, zusammen fuhren. Ich kannte sie oberflächlich von Rom her, und sie theilten mir mit, daß sie eiligst nach ihrer Vaterstadt zurückreisen wollten, um dort in dem unionistischen Heere Dienste zu nehmen. Ich erklärte ihnen nun lachend, daß ich und mein Gefährte jetzt nach New-Orleans gingen, um bei den Conföderirten einzutreten, und wir somit in der nächsten

Digitized by Google

Zeit uns wahrscheinlich mit den Waffen in der Hand gegenüberstehen würden. Wir vertrugen uns übrigens auf der Reise ganz gut, dinirten noch in Frankfurt zusammen, und stießen dann unsere mit Rüdesheimer gefüllten Gläser auf einen langen und tüchtigen Krieg an. Einen dieser Unionisten habe ich schon als Parlamentär in unserem Lager wiedergesehen.

Auf der Fahrt nach Lüttich wurde nun zwischen uns Beiden ausgemacht, daß ich noch einige Zeit in Belgien bleiben sollte, um die Lieferung der Waffen zu übernehmen und auch wo möglich belgische Officiere zu engagiren. Es war dies ein großer Beweis von Vertrauen, das mein Gefährte mir schenkte, denn er überlieferte mir Creditbriefe im Werthe von einigen hunderttausend Francs. Nun, ich hoffe, daß man mit meinen Besorgungen zufrieden gewesen ist.

So trennten wir uns denn in Lüttich, und während er schleunigst mit dem Dampfer über London nach New-Orleans fuhr, blieb ich noch vorläufig in letzterer Stadt zurück. Ich setzte mich nun sogleich mit mehreren großen Waffenfabriken in Verbindung und schloß einen Contract, wonach ich 2000 gezogene Büchsen mit Haubajonnetten für Jäger und 1200 sechsläufige Revolver für Cavalleristen innerhalb sechs Wochen für einen verhältnißmäßig billigen Preis erhalten sollte. Die Frist bis zur Ablieferung dieser Waffen benutzte ich zu Anwerbungen für unsere conföderirte Armee. Ich gewann drei Artillerie- und einen Ingenieur-Officier, lauter geborene Belgier, die schon im päpstlichen Heere unter dem General Lamoricière gedient und nun keine feste Existenz hatten, und ferner zwei frühere preußische Officiere, von denen der eine ein Artillerist, der andere ein Infanterist war. Ferner gelang es mir auch, einen belgischen Geschützgießmeister und zehn bis zwölf Waffenschmiede, lauter Wallonen, zu gewinnen. Allen diesen Männern gab ich Reisegeld und sandte sie schleunigst über London nach New-Orleans.

Digitized by Google

Bei diesen Anwerbungen kam mir das maßlose Schimpfen der belgischen und deutschen demokratischen Zeitungspresse auf die Südstaaten sehr zu statten. Alle von mir Angeworbenen gehörten der streng katholischen Parthei an, und obgleich sie sich früher gar nicht um diesen ganzen amerikanischen Streit bekümmert hatten, nahmen sie nun doch sogleich für die Conföderirten Partei, weil diese von den ihnen verhaßten Blättern so beschimpft wurden. Ein Gleiches fand ich auch bei den preußischen und österreichischen Officieren, welche ich noch in Aachen, Cöln und Mainz besuchte. Obgleich Allen dieser ganze Krieg ziemlich gleichgültig war, so hatten gerade die Schmähungen der demokratischen Blätter bei ihnen ein den Conföderirten günstiges Gefühl erzeugt. Hätte ich Vollmachten und Gelder dazu gehabt, so wäre es mir nicht schwer geworden, im Frühling 1861 gar viele belgische, preußische und andere deutsche junge, sehr tüchtige Officiere für den Dienst der Conföderirten zu gewinnen. Die lange Unthätigkeit des Friedens drückte diese Herren sehr und hatte eine Sehnsucht nach einer kriegerischen Thätigkeit bei ihnen erzeugt. Ich konnte jedoch meine Vollmachten und Creditbriefe nicht überschreiten, und mußte daher auf weitere Engagements verzichten. Mehreren preußischen Officieren, welche ihren Abschied nehmen und dann auf eigene Hand nach New-Orleans reisen wollten, gab ich den wohlmeinenden Rath, dies wo möglich zu unterlassen. Ich wußte es aus eigener Erfahrung, wie unangenehm es sei, wenn ein Officier aus seinen vaterländischen Verhältnissen herausgerissen und nun gezwungen ist, von Land zu Land zu ziehen, um in dem ersten besten beliebigen Kriege sein Unterkommen zu finden. Es gehört sehr viel geistige Kraft dazu, wenn man in solchem unregelmäßigen, wilden Treiben nicht gänzlich untergehen will. So gab ich denn allen Officieren, welche noch im festen preußischen Dienst standen, den aus meiner Ueberzeugung entspringenden Rath, die Fahne Preußens niemals

Digitized by Google

zu verlassen, sondern stets, und was auch kommen möge, fest und treu ihr zu dienen. Auch ein Officier im Frieden kann sehr viel nützen und ungemein dazu beitragen, wahrhaft militärischen Geist unter seiner Mannschaft zu erhalten und somit ihre Kriegstüchtigkeit zu erhöhen. Es kommt nur Alles darauf an, wie man seinen Stand auffaßt und welchen Eifer man ihm widmet.

Anfangs Mai konnte ich alle bestellten Waffen in Lüttich übernehmen und mich durch mehrfache Proben davon überzeugen, daß sie allen bedungenen Anforderungen vollkommen entsprachen. Ich beförderte nun alle meine Kisten eiligst nach London und schiffte mich dort auf den nach Havanna gehenden Postdampfer ein. So verließ ich denn Europa jetzt zum dritten und wahrscheinlich letzten Male; denn ich habe das feste Gefühl, daß ich niemals wieder dahin zurückkehren, sondern mein Grab in Amerika finden werde.

Die Fahrt nach Havanna war in jeder Hinsicht sehr angenehm; wir hatten eine sehr anständige Reisegesellschaft in unserer ersten Kajüte, und unterhielten uns so gut, wie man dies auf einer Seereise nun einmal kann. Ich habe nun zwar keine persönliche Vorliebe, sondern eher eine Abneigung gegen die Engländer; allein was für tüchtige Seeleute sie sind, konnte ich auf dieser Fahrt wieder so recht erkennen. Welche Ruhe, Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht auf einem englischen Kriegs- wie Packetschiffe, welche Unordnung, Unruhe und unnütze Geschwätzigkeit hingegen auf einem französischen und nun gar italienischen!

In Havanna, wo ich vierzehn Tage bleiben mußte, bevor meine Waffenkisten auf einen kleinen südstaatlichen Schnellsegler verladen waren und dieser zum Auslaufen bereit sein konnte, gefiel es mir in mancher Hinsicht vortrefflich. Schon die reiche, volle Vegetation der Tropen mit ihren unendlich vielen Reizen, welche ich hier wieder traf, entzückte mich auf's Neue und rief

Digitized by Google

alle früheren Erinnerungen an Brasilien sehr lebhaft hervor. Wie oft hatte ich mich in den langen Wintern von Sibirien, wenn der Blick des ermüdeten Auges monatelang nur auf Schnee- und Eisfeldern ruhen konnte, danach gesehnt, wieder einen Wald oder eine Plantage in den Tropen zu sehen! Hier, in der Umgegend von Havanna, konnte ich mein Verlangen so recht nach Herzenslust befriedigen, und ich verwendete viel Zeit zu kleinen Ausflügen in die Nähe und Ferne. Die Fruchtbarkeit der Insel Cuba ist bewundernswürdig, ihr Reichthum an den schönsten landschaftlichen Bildern ungemein groß, und mit vollem Rechte kann man sie die Perle der Antillen nennen. Auch das sociale Leben in der reichen großstädtischen und theilweise wirklich eleganten Stadt Havanna, so weit ich solches kennen lernte, gefiel mir sehr gut. Man hegte hier allgemein mit Recht einen tiefen Haß gegen die Nordstaaten von Nordamerika, welche sich früher schon wiederholt nach gewohnter Weise schamlose Frechheiten gegen das spanische Gouvernement auf Cuba hatten zu Schulden kommen lassen, und begünstigte daher die Sache der Südstaaten auf jegliche Weise. Als es daher bekannt war, daß ich als Officier in ihre Armee eintreten würde, und große Waffenvorräthe nach New-Orleans mit mir nähme, ward ich überall sehr artig aufgenommen. Besonders die Officiere der hier garnisonirenden spanischen Truppen waren ungemein artig gegen mich. Es waren dies sehr stattliche, ächt militärisch aussehende Männer von äußerst angenehmen socialen Formen, mit denen ich einige Abende recht vergnügt verlebte. Da ich ziemlich fertig Portugiesisch und Italienisch sprach, so konnte ich mich mit ihnen einigermaßen verständigen. Noch den letzten Abend, bevor die „Jenny Lind", so hieß der Schooner, mit dem ich nach New-Orleans fuhr, in See ging, gaben die spanischen Officiere mir und zwei ihrer Kameraden, welche aus Madrid gekommen waren, um ebenfalls in die Dienste der conföderirten Staaten zu gehen,

Digitized by Google

ein glänzendes Abschiedsbanket. Der Festsaal war in einem öffentlichen Garten, hart am Meere gelegen, und zu diesem Zwecke mit blühenden tropischen Gewächsen sehr geschmackvoll verziert. Anfänglich nahmen wir ungefähr dreißig bis fünfunddreißig Männer, größtentheils Land- und Seeofficiere, doch auch einige Plantagenbesitzer und Kaufleute, an einer sehr elegant servirten Tafel Platz. Ein splendides Souper, welches in dem besten Hamburger Hôtel nicht hätte reichlicher ausfallen können, machte den Anfang des Festes. Aechte Schildkrötensuppe war die erste Speise, und ein höchst verschwenderischer Nachtisch, bei dem die Mannigfaltigkeit der herrlichsten Tropenfrüchte meine Aufmerksamkeit erregte, beschloß das Mahl. Als die Tischtücher weggenommen waren, ward eine riesige Bowle auf den Tisch gesetzt und mit in Eis gekühltem Champagner, worunter einige Flaschen Xereswein gegossen wurden, bis zum Rand gefüllt. Ananasscheiben und der Saft einiger Goldorangen von einer Größe und Süßigkeit, wie ich diese selbst in Neapel niemals sah, gaben dem Getränk eine aromatische Würze. Es war in der That eine Bowle, wie ich solche in meinem Leben nicht besser getrunken hatte, obgleich ich früher selbst als vortrefflicher Bowlenbrauer einen besondern Ruf hatte. Bis in die späte Nacht hinein sangen und tranken wir, und waren so vergnügt, wie dies nur eine Gesellschaft junger lebenskräftiger Officiere sein kann, wenn solch ein Nektar in unerschöpflicher Menge in den Pocalen perlt. Und welche wundervolle Nacht, wie sie nur die Tropen kennen, war es zudem! Alle Fenster und Thüren des hohen, leicht gebauten Saales waren geöffnet, und die milde, mit den tausendfachen Wohlgerüchen der blühenden Tropengewächse reich gesättigte Luft drang voll und frisch zu uns herein. Von den Fenstern aus konnte man den weiten Spiegel des vom hellen Vollmond klar beleuchteten Meeres erblicken, und leise rauschend schlugen die Wellen der leichten Brandung an den

Digitized by Google

Fuß des Hügels, auf dem sich der Garten befand. Wahrlich, es fehlte nichts, was diese letzte Nacht in Havanna entzückend schön machen konnte, und ich habe ihrer später noch oft und gern gedacht. Da das Schiff, das schon draußen vor dem Hafen lag, mit dem Frühwinde fortsegeln wollte, so blieben wir Alle bis gegen zwei Uhr Morgens zusammen. Zum Abschied wurden die Pacale noch einmal gefüllt und ein Toast auf den Sieg der Conföderirten und den Untergang der Unionisten ausgebracht, in den ich aus vollem Herzen mit einstimmte.

Mit den beiden spanischen Officieren, welche ebenfalls mit mir die Fahrt nach New-Orleans machen wollten, bestieg ich nun ein schon am Fuße des Hügels bereit liegendes Boot, welches uns an Bord der „Jenny Lind" bringen sollte. Noch ein herzlicher Händedruck an die eben so schnell gewonnenen als schon wieder verlorenen spanischen Freunde, und fort ging es in die wogende See. Das leichte, von sechs kräftigen Ruderern getriebene Boot flog pfeilschnell durch die Brandung, so daß deren Spritzwellen uns wohlthätig die vom Wein erhitzten Gesichter abkühlten, und nach einer halbstündigen Fahrt waren wir an Bord unseres Schooners.

Die „Jenny Lind" war ein kleiner Baltimore-Schooner, welches die schnellsten und bestsegelndsten Schiffe in der ganzen Welt sind; da die Kriegsschiffe der Unionisten schon die Mündung des Mississippi blokirten, so war sie ein sogenannter Blokadebrecher, zu welchem gefährlichen, aber sehr einträglichen Geschäft nur äußerst schnelle Fahrzeuge genommen werden können. Der Capitän und die zwei Steuerleute waren frühere Mississippi-Lootsen, alte, an dieser Küste grau gewordene Seeleute, welche ganz genau mit allen Verhältnissen derselben Bescheid wußten, die Mannschaft bestand aus einem Haufen kühner, abenteuerlicher spanischer Matrosen.

Als wir ungefähr zehn Seemeilen von der Mündung des

Digitized by Google

Mississippi entfernt sein mochten, erblickten wir eine große Unions-Fregatte, welche bald anfing, Jagd auf uns zu machen. Ich will offen gestehen, daß ich jetzt in eine größere Besorgniß gerieth, als ich solche jemals während meiner ganzen militärischen Laufbahn empfunden habe. Holte uns die Fregatte ein, so waren nicht allein alle die schönen Büchsen und Revolver, welche ich in Lüttich eingekauft hatte, verloren, sondern mir stand auch die Aussicht bevor, vorläufig einen längern Aufenthalt in irgend einem schmutzigen Gefängniß der Union zu machen, statt, wie ich gehofft hatte, recht bald ein tüchtiges, frisches Regiment in den offenen Kampf führen zu können. Aengstlich sah ich, daß sich die Entfernung zwischen der mächtigen Fregatte und unserem kleinen Schifflein immer mehr verringerte, und berechnete schon, wann der Augenblick erfolgen würde, in dem wir zum Beilegen gezwungen sein mußten. Auch unser Schiffscapitän, der anfänglich sehr ruhig gewesen war und der Fregatte gespottet zu haben schien, ward jetzt ersichtlich unruhiger, rollte sein großes Tabaksprimchen im Munde immer rascher aus einer Backe in die andere, und schob sein altes Fernglas bald unter den rechten, bald unter den linken Arm. Glücklicher Weise fing jetzt der Wind an immer stärker zu werden. Was unser Schooner nur an Segel zu tragen vermochte, ward jetzt aufgezogen, die schlanken Masten bogen sich förmlich unter der Wucht der schweren Leinwandmassen, und mit der Geschwindigkeit eines von der starken Bogensehne geschnellten Pfeils sausten wir durch das brausende Meer. Ich hätte es früher für ganz unmöglich gehalten, daß ein Segelschiff so schnell zu segeln vermöge, als dies jetzt die „Jenny Lind" that. Obgleich die Fregatte, ein großes Schraubenschiff, so stark heizte, daß eine mächtige dunkle Rauchsäule aus ihrem Rauchfang zum Himmel stieg, so vermochte sie uns doch nicht mehr einzuholen. Allmälig fing die Abenddämmerung an, das Meer zu bedecken, und immer dunkler und

Digitized by Google

dunkler wurde ihr dichter Schleier. Jetzt waren wir gerettet. Alle oberen Segel wurden eingezogen, auf dem ganzen Schiffe jedes Feuer und Licht ausgelöscht, und dann der Cours plötzlich gewendet. Mit dem Nachtfernglas konnten wir die feurigen Funken, welche aus dem Rauchschlott der Fregatte sprühten, deutlich erkennen, und wußten so, wo unser Gegner sich befand, während unser kleines niederes Schifflein, dessen Segel alle braunroth gefärbt waren, ganz in den Schatten der Nacht eingehüllt war. So schlüpften wir denn ziemlich nahe an unserem gefährlichen Gegner vorbei, und erreichten gegen Morgen glücklich die Mündung des seine gelbbraun schmutzigen mächtigen Gewässer in das klare Meer ausströmenden Mississippi. Hier an der Barre wartete schon ein Schleppdampfer auf uns, der uns alsbald den Fluß hinaufbrachte, und als das Frühroth des nächsten Morgens den Horizont zu färben begann, landeten wir am Hafenquais von New-Orleans. Es fiel mir förmlich ein Stein vom Herzen, als ich alle die mir anvertrauten Waffen gut und ohne jegliche Beschädigung dem Obersten der conföderirten Armee, der von der Regierung zu ihrer Empfangnahme befehligt war, überliefert und dessen Quittung erhalten hatte. Ueber die gute Beschaffenheit der von mir besorgten Waffen erhielt ich später ein Belobungsschreiben, und konnte somit gleich unter günstigen Anzeichen in die conföderirte Armee eintreten. Die Büchsen waren auch in der That gut, schossen vortrefflich, und gar vielen Yankees ist schon aus ihrer Mündung das Lebenslicht ausgeblasen worden.

Als ich im December 1853 New-Orleans verließ, ahnte ich freilich nicht, daß mein Fuß diese Stadt jemals wieder betreten würde, und jetzt wanderte ich auf's Neue ganz vergnüglich in deren Gassen umher. Welche unermeßliche Veränderung zwischen damals und jetzt fand ich aber in der ganzen äußern Charakteristik der Stadt. Früher hatte Gott Mercurius seinen

Digitized by Google

Hauptsitz fast ausschließlich in New-Orleans aufgeschlagen. Man sah in den Straßen eilig umherrennende Handlungsdiener, mit ihren Proben unter dem Arm einhertrabende Waarenmäkler, oder Hunderte im Schweiß ihres Angesichts mit schweren Waarenballen jeder Art umherhantirende Neger. Besonders der Hafen, mit seiner endlosen Reihe von Flußdampfern und großen plumpen Flachbooten auf der einen, und hochmastigen Seeschiffen aller Nationen auf der andern Seite, zeigte das Bild der regsten Handelsthätigkeit, wie solches nur eine Welthandelsstadt zu entfalten vermag. Zwar war diese Regsamkeit in Handel und Wandel auch jetzt noch nicht ganz erloschen, und von dem Verkehr, der am Hafen herrschte, wären ein halbes Dutzend kleiner deutscher Ostseehäfen belebt worden, allein gegen früher war dies Alles jetzt hier doch nur ein schwacher Schatten. Statt Baumwollenballen wurden Kanonen jeglichen Calibers aus- und eingeladen, und statt der Fässer mit Zucker rollten die Neger jetzt mit ächt amerikanischer Sorglosigkeit große Pulvertonnen umher, während die Aufseher, ihre Cigarren rauchend, ganz gemüthlich dazwischen umherschlenderten. Wohin das Auge nur blickte, sah man säbelrasselnde Officiere, mühsam mit ihren schweren Musketen exercirende Soldaten, hörte Trommelwirbel und Commandoworte, Alles früher in New-Orleans ziemlich unbekannte Töne. Man hätte in der That bei all' diesem kriegerischen Waffenlärm oft glauben können, nach Potsdam versetzt zu sein, wenn nicht das Aeußere der hier exercirenden Truppen ein gar zu verschiedenes gewesen wäre. Hilf Himmel, ich glaube, so einen rechten europäischen Paradeofficier aus der Nicolaus'schen Schule hätte der Schlag gerührt, wenn man ihm die Zumuthung gemacht, eines dieser uniformirten Bataillone zu befehligen. Das Aussehen der Truppen war oft schon häßlich genug, und auf einer eleganten Parade zu glänzen, durften sie keinen Anspruch machen. Weite Pumphosen von starkem hellgrauen oder hellbraunen Baum-

Digitized by Google

wollenzeug, kurze, bis zur halben Wade reichende Gamaschen, ein weites Blousenhemd von hellgrauem, grünem oder blauem Baumwollenzeug, welches um die Mitte des Leibes durch einen breiten Ledergurt, an dem das Haubajonnet und die meist in einem Beutel von gefirnißter Segelleinwand bestehende Patrontasche hing, umschlossen wurde, dazu ein runder Strohhut oder ein weicher breitkrämpiger Filzhut auf dem braungebrannten langbärtigen Gesicht — das war die ganze Uniform. Die Officiere unterschieden sich in ihrer Kleidung nur durch schmale Litzen auf der Schulter und am Arm, und durch Borden an ihren Mützen, wenn sie welche aufsetzten, und ferner, daß sie statt des Haubajonnets einen Säbel um die Hüfte trugen; weitere äußere Auszeichnungen hatten sie nicht. Man sieht, so ein recht eleganter, geschniegelter europäischer Lieutenant, der dem Schneider den größten Theil seines Heldenthums verdankt, hätte bei uns seine Rechnung nicht gefunden. Uebrigens hatten wir auch bei den Stäben eine oft sogar ziemlich überflüssige Menge junger eleganter Officiere, meist Söhne reicher Plantagenbesitzer, welche ganz kokett aufgeputzte und reich mit Schnüren und Litzen besetzte Uniformen trugen, und auf ihren edlen Rossen so zierlich umhercourbettirten, daß die schönen Creolinnen ihre dunklen Glutaugen schon mit Wohlgefallen auf sie richten konnten. Die Jünger des Gott Mars sind nun einmal von der sanften Göttin Venus bevorzugt, so war es in alten Zeiten, so ist es auch noch in unserer jetzigen Gegenwart, und weder Europa noch Amerika machen hierin einen besondern Unterschied. Es ist auch recht so, daß dies geschieht, und wäre ich selbst ein hübsches, feuriges Mädchen, ich würde mich auch viel lieber in einen stattlichen jungen Lieutenant, als in so einen Zahlenmenschen von Banquier oder vertrockneten Stubenhocker von Büchergelehrten verlieben.

Hätte gar mancher europäische Officier über das Aussehen

der conföderirten Truppen entsetzt die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, so hätte sich sein Auge von deren schlechtem Exerciren mit gleichem Grausen hinweggewandt. Preußische Recruten, die erst vierzehn Tage von einem recht strengen Unterofficier gedrillt waren, leisteten hierin entschieden mehr, als die meisten Bataillone der conföderirten Armee. Wenn die Leute nur ihre Gewehre laden, einigermaßen schießen und die allernothdürftigsten Bewegungen ausführen konnten, so war ihre militärische Laufbahn beendet, und sie rückten in die Feldbataillone ab. Es ging zwar oft recht herzlich schlecht, aber es mußte nun einmal gehen, und so ging es denn auch am Ende. Ich will diese schlechte Uniformirung und das erbärmliche Exerciren, wie überhaupt auch den Mangel der festen Disciplin, der sich bei uns nur allzuhäufig zeigte, wahrlich nicht im Mindesten vertheidigen, im Gegentheil sogar, ich habe es oft bitter beklagt, daß es nun einmal nicht besser war, allein Noth kennt kein Gebot, und die conföderirten Staaten konnten auch mit Aufbietung der letzten Kräfte keine bessere Armee in das Feld stellen, als sie nun einmal gethan haben. Es gränzt sogar fast an das Unglaubliche, was die Südstaaten hierin Alles geleistet haben, und man sieht, was ein Volk vermag, wenn alle dessen Stände ohne Ausnahme ihre letzten Kräfte daran setzen, ein ihnen verhaßtes Joch abzuschütteln, und Alt und Jung, Vornehm wie Gering darin einig sind, lieber mit Ehren unterzugehen, als die drückende Tyrannei der Nordstaaten fernerhin zu ertragen. Ich zweifle sehr, ob ich das Ende dieses Krieges erleben werde, und ob es den conföderirten Staaten zuletzt doch noch gelingt, sich gegen die mehr als doppelt so starke numerische Ueberlegenheit der Nordstaaten zu behaupten, allein das weiß ich, daß auch nur das, was sie bisher schon Alles geleistet haben, ihnen zum unvergänglichen Ruhme gereichen wird. Und sollten sie zuletzt in diesem Verzweiflungskampfe wirklich untergehen und die Yan-

Digitized by Google

kees ein verwüstetes, ausgesogenes, mit Brandstätten und Leichenhügeln übersäetes Land durch die Ueberzahl ihrer Truppen erobern, so wird die unpartheiische Geschichte doch diesen Verzweiflungskampf der Conföderation als eines der glänzendsten Beispiele des Heldenmuths eines Volkes in ihre Annalen eintragen müssen.

Es wäre uns mit unseren schlecht uniformirten, schlecht einexercirten und theilweise auch noch sehr mäßig disciplinirten Truppen im Felde noch ungleich übler gegangen, als es jetzt der Fall war, wenn unsere Feinde, die Unionisten, nicht an den gleichen, ja selbst noch größeren Uebelständen gelitten hätten. Die unionistischen Truppen waren theilweise nicht nur sehr bunt uniformirt, sondern auch äußerst mangelhaft bewaffnet, einexercirt und nun gar disciplinirt. Wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, hätten wir entschieden nicht die vielen glänzenden Siege erfechten können, die wir schon so oft über unsere Gegner gewonnen, obgleich ihre Armeen gewöhnlich die doppelte, ja mitunter selbst die dreifache Stärke der unseren betrugen. Gut disciplinirten französischen, preußischen, russischen oder österreichischen Truppen, die wirklich manövrirfähig waren, hätten wir in großen offenen Feldschlachten, in denen die Ruhe und Geübtheit der Soldaten oft eben so viel als ihr Muth entscheidet, schwerlich einen längern Widerstand leisten können, diesen unionistischen Banden waren wir aber stets vollkommen gewachsen. Was uns ein bedeutendes Uebergewicht über unsere Gegner verschaffte, war die ungleich bessere Zusammensetzung unseres Officiercorps. Die große Mehrzahl der früheren Officiere in der regulären Landarmee der „Vereinigten Staaten," welche auf der bekannten Westpoint-Akademie eine sehr tüchtige militärische Ausbildung erhalten hatten, bestand aus geborenen Südländern. Diese traten jetzt natürlich in die heimathliche Armee, und so hatten die Conföderirten zwei Drittel, die Unionisten aber nur ein Drittel gut gebildeter West-

Digitized by Google

point-Officiere. Was dies aber jedem Heere für einen großen Vorzug verleihet, wird jeder europäische Officier begreifen. Aber auch unter den Officieren der Südarmee, welche nicht für den Militärstand gebildet waren, befanden sich ungleich mehr anständige Männer als unter denen der Nordstaaten. Die reichen Pflanzerfamilien in den Südstaaten bilden gewissermaßen noch eine Geburtsaristokratie, welche auch noch andere Vorzüge, als den bloßen Reichthum, schätzt, während in den großen Handelsstädten des Nordens eine übermüthige, mit allen möglichen Untugenden nur allzureich ausgestattete Geldaristokratie ihren Sitz hat. Alle diese Pflanzersöhne, mochte nun ihr früherer Beruf noch so verschieden gewesen sein, hielten es jetzt für eine Ehrenpflicht, ihrem Vaterlande mit Leib und Seele zu dienen, und so hatten wir Hunderte von ihnen in unseren Regimentern, und besonders auch in der Cavalerie, die zwar keine regelmäßige militärische Bildung besaßen, aber sonst ächt ritterliche, muthige, für jede Strapaze tüchtige Officiere abgaben. Besonders aus diesem Grunde mit war die conföderirte Reiterei stets ungleich besser als die unionistische. Ueberhaupt ist der Creole ungleich liebenswürdiger, chevalereske und auch für den Militärstand brauchbarer als der Yankee. Die Söhne der reichen Geldaristokraten in den Nordstaaten waren viel zu bequem, indolent und verweichlicht, um jetzt als Officiere in die Unionsregimenter eintreten zu wollen. Für sie hatte dieser ganze Krieg nur das Interesse, bei Lieferungen und anderen Betrügereien möglichst viel Geld verdienen zu wollen, sonst kümmerte sich die ganze Geldaristokratie des Nordens — einzelne Ausnahmen natürlich abgerechnet — verzweifelt wenig darum. So bestand denn das Officiercorps der Unionisten, die früheren Westpoint- und dann die fremden Officiere abgerechnet, größtentheils aus solchen Menschen, welche zu gar nichts Anderm mehr zu gebrauchen gewesen waren. Was alle diese großen Handels-

Digitized by Google

städte des Nordens nur irgend an bankerotten Kaufleuten, verschuldeten Schenkwirthen, unbeschäftigten Literaten, Advocaten und Comödianten besaßen, das trug jetzt sicherlich die Officiersuniform der Unionsarmee. Besonders manche Regimenter, die sich vorzugsweise aus New-York und Boston recrutirten, hatten zum Theil Officiere, die vielfach für das Zuchthaus längst reif, ja häufig auch wohl schon darin gewesen waren. Bei anderen Regimentern war es besser, und ihre Officiere bestanden größtentheils aus braven, anständigen, wenn auch in militärischer Hinsicht sehr unwissenden Farmern. Uebrigens dienten in der Unionsarmee eine Masse frühere preußische, schleswig-holstein'sche, österreichische und andere deutsche Officiere und mindestens an 60—70,000 deutsche und eben so viele irländische Soldaten, welche stets die besten Truppen lieferten. Daß die in der Unionsarmee dienenden deutschen Officiere wahres Interesse für die Sache, der sie ihre Kräfte nun widmen mußten, hegten, war wohl nur bei einem kleinen Bruchtheil derselben der Fall. Allerlei — größtentheils verfehlte — Lebensschicksale hatten diese Männer nach Nordamerika geführt, und da der Krieg ausbrach, nahmen sie Dienste in den Nordstaaten, da sie sich zufällig in denselben aufhielten, weiter nichts anzufangen wußten, und auf diese Weise ihre früheren militärischen Kenntnisse am Besten verwerthen konnten. So sind z. B. mehrere der besten Unionsofficiere, als die Obersten von Gilsa, von Schack, Prinz Salm, von Radowitz, Gerber, Willich und noch manche andere, aus der preußischen Armee hervorgegangen. Nur die bösen Schulden trieben sie über den Ocean und in ihre jetzigen Verhältnisse, denn für diese Yankees kann kein anständiger Deutscher die allermindeste Hochachtung empfinden. Auch mehrere frühere dänische, schwedische, russische und schweizerische Officiere dienten bei den Unionisten, wie auch manche ehemalige Garibaldianer. Bei uns Conföderirten waren ungleich weniger ehe-

malige deutsche Officiere, dafür aber desto mehr aus anderen europäischen Staaten. Es gab wohl kein, wenn auch noch so kleines Land in Europa, welches nicht Dutzende von seinen Söhnen, sowohl bei den Unionisten, als auch bei den Conföderirten hatte. Wie schon erwähnt, bildeten jedoch die Deutschen und dann auch die Irländer die große Mehrzahl der fremden Soldaten, welche leider nur zu oft als bloßes Kanonenfutter betrachtet wurden.

Die ersten vierzehn Tage meines Aufenthalts in New-Orleans vergingen mit der Abnahme der von mir mitgebrachten Waffenvorräthe und der Berechnung der dafür verausgabten Summen. Daß ich mich in Nordamerika, dem Lande der Schurkerei, befand, ward mir hierbei sogleich klar. Ein Beamter des Kriegsdepartements, äußerlich ein ganz vornehm aussehender Mann, der stets in einer eleganten Equipage fuhr, wollte mich bereden, einen Unterschleif von dreitausend Dollars in der Rechnung zu machen, den wir dann gemeinschaftlich mit einander theilen sollten. Als mir der Schurke so ohne Weiteres diesen schamlosen Antrag machte, fühlte ich mich im ersten Augenblick veranlaßt, ihm mit einer derben Ohrfeige darauf zu erwiedern. Ich mäßigte jedoch meinen Unwillen und begnügte mich, ihm mit kalter Verachtung ablehnend zu antworten. Als ich das Bureau verließ, hörte ich, wie der getäuschte Beamte auf Englisch halblaut brummte: „Verdammter deutscher Tölpel, Du wirst es bei uns auch nicht weit bringen.“ Man kann sich in Deutschland kaum einen Begriff davon machen, wie schamlos in Amerika betrogen wird, und doch war es bei uns Conföderirten hierin noch ungleich besser, als bei den Unionisten.

Wenn auch sonst die Charakteristik von New-Orleans sich sehr verändert hatte, so bestand das frühere zuchtlose Treiben doch noch ungeschwächt fort. An Spielhöhlen und allen möglichen anderweitigen Anstalten, in denen ein junger Mann Vermögen, Gesundheit und Ehre verlieren kann, war kein Mangel,

Digitized by Google

und es gab große Paläste, in denen allnächtlich die schamlosesten Orgien gefeiert wurden. Auch an frechen Abenteurern aus allen europäischen und amerikanischen Ländern fehlte es nicht, und häufig hörte man in der Nacht die Revolver knallen. Ich selbst fand an all' solchem vergnügungssüchtigen Treiben kein sonderliches Gefallen mehr und besuchte nur einigemal die sogenannten Bälle der Farbigen. Die dort tanzenden Damen sind Mulattinnen oder Quarteronen, obgleich sie oft eine so weiße Hautfarbe und einen so edlen Gesichtsschnitt besitzen, daß man nur an der bläulichen Farbe unter ihren Fingernägeln und dem leisen Gekräusel ihrer schwarzen Haare zu erkennen vermag, daß etwas Blut von Negern in ihren Adern rollt. Diese Mädchen besitzen in der Regel schöne und schlanke, dabei aber üppig gebaute Gestalten mit einer eigenthümlichen Elasticität der Bewegungen, die sich besonders in ihren lebendigen Tänzen zeigt. Zuweilen sind ihre Gesichtszüge fast classisch schön, häufig haben sie jedoch etwas zu breite Nasen und zu aufgeworfene Lippen, dabei stets perlenweiße Zähne und feurige dunkle Augen mit wollüstig verlangenden Blicken. Alle diese Mulattinnen, Terceronen und Quarteronen gehören stets der demi-monde an, die übrigens in New-Orleans auch durch Europäerinnen nur zu zahlreich vertreten ist.

Ich hatte mir bei der Ablieferung meiner Waffenvorräthe das Fieber zugezogen, und da New-Orleans im Sommer sehr ungesund ist, und meine Verwendung im activen Dienst sich noch einige Wochen verzögern konnte, so nahm ich die gastfreundliche Einladung eines reichen Pflanzers, des Onkels des jungen Mannes, mit dem ich in Vevay zusammengewesen war, ihn auf seiner großen Pflanzung am Mississippi zu besuchen, sehr gern an.

Der ganze Besitz dieses Herrn war ein wirklich fürstlicher zu nennen und ich lernte hier so recht den großen Luxus eines solchen vornehmen, reichen Plantagenbesitzers kennen. Allein an

Digitized by Google

700 Negersclaven wurden auf den beiden Baumwollenplantagen, die Herr S., ein Creole, besaß, gehalten, und dem angemessen war die übrige Ausdehnung des Betriebes. Alle diese Neger wohnten in kleinen, sehr hübsch unter dem Schatten hochstämmiger Bäume gelegenen Häuschen, und jede Familie besaß ein Haus mit Gärtchen, ein Schwein und einiges Geflügel. Die Leute sahen durchweg wohlgenährt, gesund und munter aus, und lachten und schwatzten beständig, selbst bei der Arbeit. Zwar machte es einen nicht angenehmen Eindruck, daß sowohl die Unteraufseher, ebenfalls Neger, wie auch die drei bis vier Oberaufseher, lauter geborene Franzosen, lange Peitschen in den Händen trugen, doch sah ich während der zehn bis zwölf Tage, welche ich mich auf der Plantage aufhielt, niemals eine Anwendung davon machen. Der Intendant der einen Pflanzung sagte mir auch, er ließe im Ganzen nur höchst selten schlagen, und von den 240—260 erwachsenen männlichen Sclaven, die er unter seiner Aufsicht habe, hätten über die Hälfte noch niemals Schläge erhalten; einige Kerle gebe es jedoch, welche ohne Hiebe schwer in Ordnung zu halten wären. Wäre übrigens ein Sclave gar zu faul oder boshaft, so würde er verkauft, damit sein schlechtes Beispiel die anderen nicht verderbe. Die Großartigkeit dieses Besitzthums machte es nöthig, daß ein eigener Arzt gehalten wurde. Es war dies ein Schlesier, der 1849 als Student in Heidelberg studirt und dort aus Jugendthorheit an der Schwindelei des badischen Aufstandes theilgenommen hatte. Er war in Folge dessen geflüchtet und nun schon seit mehreren Jahren als Arzt auf dieser Pflanzung angestellt. Da es den conföderirten Truppen sehr an Militärärzten fehlte, so trat er alsbald in unser Heer ein, fand aber dort im Jahre 1862 durch das Lazarethfieber seinen Tod. Er war ein höchst liebenswürdiger, gebildeter Mann, der seine früheren politischen Irrthümer sehr beklagte und es bitter bereute,

Digitized by Google

daß ihm dadurch eine ehrenvolle Thätigkeit in seiner Heimath ausgeschlossen sei.

Der Größe des Besitzthums des Herrn S. entsprach auch die Lebensweise auf der Plantage. Das zwar nur einstöckige, aber sonst ungemein geräumige Wohnhaus, welches in einem reizenden Garten auf der Kuppe eines kleinen Hügels lag, enthielt eine Reihe Zimmer, deren ganze Ausstattung für das eleganteste Pariser Palais gepaßt haben würde. Auch an wirklich werthvollen Kunstschätzen fehlte es nicht, und da Herr S. ein Liebhaber und Kenner schöner Oelgemälde war, so besaß er eine kleine Sammlung der besten Meisterwerke deutscher und französischer Maler, welche schon auf Beachtung Anspruch machen durften; Eben so war ein eigenes Musikzimmer, in dem ein kostbarer Erard'scher Flügel stand, eingerichtet, und selbst eine kleine Bibliothek, welche die besseren Werke der englischen und französischen Literatur enthielt, fehlte nicht. Auch sonst war ein wirklich fürstlicher Luxus vorhanden. Die Hausdienerschaft bestand aus mindestens zwanzig Negersclaven verschiedenen Alters, welche stets schneeweiße Jacken und Pantalons trugen, was zu ihren kohlschwarzen Gesichtern ganz eigenthümlich aussah. Der Koch war ein geborener Franzose, der Obergärtner ein Deutscher, der Stallmeister, der einige zwanzig Wagen und Reitpferde der edelsten Racen unter seiner Aufsicht hatte, ein Engländer. Wahrhaft entzückend war der große Park, der bis an den Mississippi reichte, und sich dann, in der Ausdehnung von einer halben Stunde, bis zu dem Hügel, auf dessen Kuppe das Wohnhaus lag, hinaufzog. Was der Süden nur an edlen Gewächsen zu erzeugen vermag, war in diesem, mit der größten Kunst angelegten und mit der größten Sorgfalt gepflegten Parke gewiß zu finden, und ein Freund der Botanik hätte reiche Studien hier machen können. Der alte, silberhaarige Obergärtner, der das Ganze leitete, war ein geborener Brandenburger, der seine ersten Studien auf der

Digitized by Google

berühmten Pfaueninsel bei Potsdam gemacht hatte, jetzt aber schon an dreißig Jahre auf der Plantage im Dienste stand. Es gewährte dem alten braven Mann, der schon mehrere erwachsene Söhne besaß, welche gegenwärtig als Artillerieofficiere in der conföderirten Armee dienten, die größte Freude, wenn ich mit ihm von der Heimath, an welcher sein Herz mit warmer Anhänglichkeit hing, plaudern konnte.

Wie das Besitzthum des Herrn S., dessen Einnahmen in guten Jahren auf einige Hunderttausend Dollars jährlich geschätzt wurden, großartig war, so trug die Liebenswürdigkeit seiner Familie auch noch viel zur Erhöhung der Annehmlichkeit meines Aufenthalts auf dieser Plantage bei. Der Hausherr selbst hatte lange Jahre als Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris gelebt, und war ein höchst angenehmer, gebildeter und wahrhaft vornehmer Mann. Seine zwei Söhne, junge kräftige Männer von zwanzig und fünfundzwanzig Jahren, waren jetzt Beide als Officiere in's Heer der Conföderirten eingetreten, der älteste als Major im Stabe des General Beauregard, der zweite, der schon früher als Seemann in der nordamerikanischen Marine gedient hatte, befehligte ein Kanonenboot unserer kleinen, in der Entstehung begriffenen Flotte. Letzterer fand in einem heftigen Seegefecht bereits im nächsten Frühling den Soldatentod. Da Herr S. seine Frau schon seit mehreren Jahren verloren hatte, so besorgte eine alte muntere, liebenswürdige Französin, die Wittwe eines Napoleonischen Obersten, mit großem Anstande die Pflichten der Hausfrau. Von den zwei Töchtern war Josephine, die älteste, ein wunderschönes, liebenswürdiges, wahrhaft vornehm erzogenes Mädchen, welche den ganzen Reiz der äußeren Erscheinung, den die jungen Creolinnen der höheren Stände so oft entfalten, besaß. Sie war jetzt mit dem stattlichen und eleganten Sohn des Besitzers einer benachbarten Plantage verlobt. Die junge Braut mußte ihre Sehnsucht, in den Stand der heiligen

Digitized by Google

Ehe zu treten, vorläufig aber noch bezähmen, denn ihr Bräutigam hatte, wie dies alle jungen Plantagenbesitzer thaten, ebenfalls Dienste in unserem Heere genommen und befehligte eine Cavalerieschwadron. Die zweite Tochter, Amelie, war ein hübsches, munteres, höchst liebenswürdiges Backfischlein, die mit ihren großen dunklen Augen noch unbefangen und sorglos in das Getreibe dieser Welt hineinsah. Sie war erst vor wenigen Monaten aus Frankreich, wo sie eine mehrjährige Erziehung in einer klösterlichen Pension erhalten hatte, in die Heimath zurückgekehrt, und erfreute sich nun der goldenen Freiheit, die sie hier genoß, und des frohen, heitern Lebens, was sie umgab. Leider sollte der jugendliche Frohsinn des jungen Mädchens durch den schweren Druck des Krieges, der ihr schönes Vaterland verheerte, nur zu sehr getrübt werden. Wie alle Plantagenbesitzer war Herr S. der Sache der Conföderirten mit Leib und Seele ergeben, und haßte als ächter Creole die Yankees auch auf das Bitterste. Zwischen dem wildesten polnischen Insurgenten und dem starrsten Moskowiter kann kein solch glühender, bis in die innersten Fasern des Herzens gedrungener Haß stattfinden, als zwischen dem Creolen und dem Yankee. Feuer und Wasser können sich eher miteinander vermischen, als ächte Creolen und Yankees Freundschaft für einander hegen. Die Opfer, welche Herr S. freiwillig brachte, um die Freiheit seines Vaterlandes von der tyrannischen Herrschaft der Südstaaten zu erkämpfen, waren ungeheuer. Außer den schon sehr bedeutenden Kriegssteuern hatte er freiwillig 30,000 Dollars zum Ankauf von Waffen, fünfzig sehr gute Reitpferde für die Schwadron, welche sein Sohn befehligte, dreißig Maulesel für die Artilleriebespannung, mit den Negern, welche sie führten, und zweihundert vollständige Uniformen bereits der Armee geliefert. Er rüstete ferner zwei seiner Aufseher und neun andere Leute aus seinen Plantagen, welche freiwillig in das Heer traten, vollständig aus, und versprach

Digitized by Google

außerdem monatlich 3000 Dollars besonders in die Kriegskasse zu zahlen, so lange der Krieg dauern würde. „Und sollte ich über die Hälfte meines ganzen Vermögens verlieren und mich ungemein einschränken müssen, so will ich dies gern ertragen, wenn wir dann nur von dem Drucke der Nordstaaten befreit werden," sprach Herr S. Aehnlich wie er dachten und handelten aber alle creolischen Plantagenbesitzer, welche ich kennen lernte, ohne jegliche Ausnahme. Es hatte sie ein Enthusiasmus und eine Thatkraft ergriffen, wodurch die sonst leicht zu einer gewissen Indolenz und Frivolität geneigte Natur der Creolen gänzlich umgewandelt wurde.

Ich war jedoch nicht nach Amerika gekommen, um auf einer reizenden Plantage ein angenehmes dolce far niente zu führen, sondern um zu kämpfen, und so verließ ich denn das gastliche Haus wieder, als mein Fieber sich verloren hatte, um nach Richmond zu gehen. Beim Abschiede schenkte mir Herr S. noch einen sehr tüchtigen Fuchshengst von der edelsten virginischen Race, den ich auf der Plantage besonders gern geritten hatte, zum Streitroß, während die Töchter mich mit manchen kleinen anderen Bedürfnissen des Feldlebens reichlich versahen. In Begleitung des schon erwähnten deutschen Arztes trat ich nun die Reise nach Richmond, dem Hauptwaffenplatz der Conföderation, an.

Eine ungemein kriegerische Thätigkeit herrschte in Richmond, und man erkannte sogleich, daß man sich jetzt in dem Hauptbrennpunkte des ganzen Kampfes befand. Ich meldete mich alsbald bei dem Präsidenten Jefferson Davis, und ward von ihm auf Grund der mitgebrachten Empfehlungsbriefe sehr freundlich empfangen. Selten habe ich einen Mann gesehen, bei dem das Gepräge der festen Thatkraft und der genialen Kühnheit sich so scharf ausgedrückt zeigte, wie bei dem Präsidenten. Wer nur einmal in sein blitzendes Auge gesehen hatte, der mußte sogleich erkennen, daß er hier einen Mann vor sich habe, wie

Digitized by Google

die Natur einen solchen nicht allzu häufig erzeugt. Ich glaube auch, daß ganz Nordamerika selten einen großartigeren, kühneren, rastlos thätigeren, in allen seinen Leistungen genialeren Staatsmann hervorgebracht hat, als diesen Präsidenten der Conföderation. Er sah ein, daß die Südstaaten fernerhin unmöglich den harten Druck der von ihnen gänzlich verschiedenen Nordstaaten ertragen könnten, und das unnatürliche Band der Union jedenfalls gelöst werden müsse, und faßte alsbald den kühnen Entschluß, dies durch einen Kampf auf Leben und Tod zu bewirken. Wenn die Conföderation bis jetzt den Krieg gegen die Union siegreich durchgefochten hat, trotzdem daß sie kaum den dritten Theil der Einwohner, und überhaupt ungleich geringere materielle Hülfsmittel als letztere besitzt, so gebührt ihrem Präsidenten Jefferson Davis wahrlich kein geringer Antheil an dem Verdienste davon. Er verstand es, Hülfsmittel aufzufinden, an welche früher Keiner gedacht hatte, und ein muthiges, kampftüchtiges Heer von über 200,000 Mann fast aus dem Nichts zu schaffen. Hätten die Conföderirten nicht das Glück gehabt, diesen seltenen Mann zum Präsidenten zu erhalten, fürwahr, ihre Sache stände lange nicht so gut, als sie jetzt trotz mancher Niederlagen doch noch immer steht.

Ich erhielt auf meinen Wunsch nun den Auftrag, ein Corps von freiwilligen Scharfschützen zu bilden und dann solches in das Feld zu führen, und dazu die Anstellung als Major der Conföderation. Das Wichtigste mußte zuerst sein, die nöthigen Officiere zu erhalten, und so ward denn schnell an's Werk gegangen. Fürwahr, es war ein buntscheckiger Haufen, wie in solcher eigenthümlichen Zusammensetzung die Welt wohl selten eine Truppe gesehen hat, seitdem überhaupt Kriege existiren. Zum ältesten Hauptmann ward ein alter Prairiejäger ernannt, wirklich so eine Art von Lederstrumpf, wie ihn Cooper in seinen Romanen uns so oft geschildert hat. Er war ein französischer

Digitized by Google

Canadier, der übrigens schon an dreißig Jahre in dem fernen Westen als Pelzjäger gelebt, und auch zahllose Kämpfe mit den wilden Indianern bestanden hatte. Seine Erfahrungen waren mir von unschätzbarem Werthe, denn Niemand verstand es wohl besser, Soldaten im Gebrauche der Büchse zu unterrichten und im Kleinen Krieg zu führen. Seinen Fähigkeiten hierin nach hätte der alte Leraux eigentlich das Corps befehligen müssen, doch verzichtete er freiwillig hierauf, da er weder lesen noch schreiben konnte, und auch nicht die allermindeste Kenntniß vom Exerciren, Commandiren und nur der allereinfachsten geschlossenen Bewegung besaß. Letzteres vermochte er auch niemals mehr zu erlernen, und es wäre ihm zum Beispiel unmöglich gewesen, nur ein geschlossenes Carré formiren zu lassen. Als Lieutenants dienten zwei Neffen des alten Trapper in dem Corps, die ebenfalls, wie er, schon früher Pelzjäger gewesen waren. Es waren zwei hübsche frische, urkräftige Naturmenschen, voller Muth und rascher Entschlossenheit, und da sie sich bald in den Dienst einer einigermaßen regulären Truppe fanden, als Jägerofficiere für einen Krieg, wie wir solchen führten, von sehr hohem Werthe. Leider wurde der eine, ein wahrer Athlet, der mindestens seine sechs Fuß in den Schuhen stand, schon nach einigen Monaten erschossen. Der zweite Hauptmann im Corps war ein alter Pole, auch ein Mann, der schon gar mancherlei wilde Schicksale in seinem Leben durchgemacht hatte. Als Knabe von fünfzehn Jahren schlug er die Trommel in dem polnischen Revolutionskriege von 1830, und holte sich eine breite Schmarre, die sein Gesicht fast in zwei Hälften theilte. Aus Polen verbannt, kam er in die französische Fremdenlegion, und focht mit dieser über fünfzehn Jahre in Spanien und Algerien, brachte es auch, wie sein Abschied zeigte, bis zum Sergentmajor. Später war er einige Jahre Geschäftsführer bei einer französischen Kunstreitergesellschaft gewesen, 1849 aber in ungarische Dienste eingetreten und

Digitized by Google

hatte eine Honved-Compagnie befehligt. Nach Auflösung der ungarischen Armee war er nach Nordamerika verschlagen worden, hatte dort verschiedene Beschäftigungen getrieben, zuletzt in New-Orleans einen Fechtsaal gehabt, und darin Unterricht im Fechten, Turnen und Pistolenschießen ertheilt. Viel mußte aber dieser Erwerb nicht abgeworfen haben, denn er sah ziemlich reducirt aus, als er bei uns eintrat. Er wäre ein in jeder Hinsicht musterhafter Soldat gewesen, wenn nicht die Liebe zu starken Getränken ihn zu sehr beherrscht und mitunter unzuverlässig im Dienst gemacht hätte. Ganz erstaunlich war seine Geschicklichkeit im Fechten, besonders mit dem Stoßrappier. Obgleich ich auch stets viel und gern gefochten habe, und mir schmeichle, kein ganz schlechter Fechter zu sein, so war ich doch im Vergleich zu diesem Polen ein wahrer Stümper, und wurde stets von ihm besiegt, wenn wir zum Vergnügen Fechtübungen anstellten. So hatte er besonders die Geschicklichkeit, einem das Stoßrappier aus der Hand zu schleudern, wie mir solche noch niemals vorgekommen ist. Auch seinen narbenvollen Leib deckt jetzt schon die amerikanische Erde, denn in der blutigen Schlacht bei Tracier's Farm fand er, von drei feindlichen Kugeln durchbohrt, den Soldatentod. Ein dritter Hauptmann war ein früherer Schweizerofficier der neapolitanischen Armee, der noch die Belagerung von Gaëta mitgemacht hatte, und der vierte ein junger Farmer aus Texas, ein geborneer Belgier. Eben so verschiedenartig waren auch die Lieutenants des Corps. Ungefähr vier bis fünf waren junge Farmer aus den Gränzdistricten, tüchtige, energische Männer, denen freilich noch jegliche militärische Ausbildung fehlte, die aber guten Willen zeigten und bald sehr brauchbare Jägerofficiere wurden. Ferner diente ein junger Franzose bei uns, ein großer Windbeutel, der behauptete, früher Officier bei den Zuaven gewesen zu sein, welcher Versicherung, ich aber niemals rechten Glauben geschenkt

Digitized by Google

habe. Gedient mußte der junge Abenteurer aber jedenfalls im französischen Heere schon haben, denn er besaß recht gute militärische Kenntnisse. Auch ein Deutscher befand sich unter den Officieren, ein früherer Heidelberger Student, der, ich weiß nicht weshalb, nach Amerika gekommen war und dort schon alles Mögliche getrieben hatte. Auch er fand bald den Soldatentod, den er sich stets so sehnlichst wünschte; wie es mir schien, hatte er ein verlorenes Leben zu betrauern.

War das Officiercorps schon buntscheckig, so war es die Mannschaft in noch ungleich höherem Grade. Hilf, Himmel, was für wilde Gesellen fanden sich unter den 6—700 Mann, die das Corps theilweise stark war, zusammen! Die Mehrzahl waren ehemalige Soldaten der regulären amerikanischen Armee, welche in Texas früher auf Gränzbesatzung gestanden hatten. Rohe, durch das lange Leben an der Gränze verwilderte Kerle aus aller Herren Ländern, besonders aber aus Irland und Ungarn, die sich früher aus Noth hatten anwerben lassen. Auch Deutsche mochten sich wohl an vierzig bis fünfzig unter dieser Schaar befinden; die Mehrzahl waren Preußen und Mecklenburger, doch gab es auch Schwaben und Badenser. Zu diesen ehemaligen Soldaten kamen aber nun einzelne Hinterwäldler, Sclavenaufseher und Bootsleute vom Mississippi, lauter so rohe Kerle, wie solche auf dieser Welt nicht ärger gefunden werden konnten. Es war fürwahr keine Kleinigkeit, diese Bande nur einigermaßen in Ordnung zu halten, und wiederholt habe ich einige meuterische Schurken mit dem scharfen Säbel zusammenhauen oder mit dem Revolver vor die Köpfe knallen müssen. Mit den gewöhnlichen Mitteln, mit denen ein Officier in Europa die Disciplin unter seinen Leuten erhält, kommt man hier nicht aus. Meine größtentheils sehr energischen Officiere unterstützten mich übrigens in der Handhabung der Disciplin sehr, und besonders der alte

Digitized by Google

frühere Trapper zeigte mir, wie man mit solchen Kerlen am Besten umgehen müsse.

Fünftes Kapitel.

Der General Beauregard und seine Charakteristik. Erstes glückliches Gefecht. Der kleine Krieg. Ein muthiger Schneider. Strenge Disciplin. Die Schlacht bei Belmont. Kämpfe im Fort Donelson. Vorpostenkrieg, der Guerillaführer Morgan. Ein fröhlicher Weihnachtsabend. Der General Honewall Jackson.

Etwas über vier Wochen waren mit der Anwerbung und Organisation meines Corps vergangen, da konnte ich solches schon in der Stärke von ungefähr 600 Mann dem General Beauregard vorführen. Freilich eine Parade nach europäischem Sinn war es nicht, denn dazu paßten wir verzweifelt wenig. Ich mußte selbst bei dem Gedanken lachen, welche Augen wohl meine früheren Kameraden gemacht haben würden, wenn sie mich an der Spitze eines solchen Haufens hätten in Berlin oder Breslau einmarschiren sehen. Ungefähr so muß die Räuberbande des Carl Moor ausgesehen haben, wenn überhaupt eine solche jemals existirt hat, und mit einem Haufen der alten Landsknechte des Mittelalters hatten wir entschieden größere Aehnlichkeit, als mit irgend einer modernen Truppe unserer Neuzeit. Unsere Kleidung, denn von Uniform kann wohl nicht gut die Rede sein, war folgendermaßen: ein weites, blousenartiges Jagdhemd von grobem dunkelgrünen Baumwollenzeug bedeckte den Oberkörper und wurde in der Mitte von einem breiten Ledergurt, an dem auf der einen Seite ein kurzer starker Hirschfänger, der zugleich als Haubajonnet diente, auf der andern Seite aber eine Patrontasche von grauer, gefirnißter Segelleinwand hing, zusammengehalten. Viele Leute, welche sich einen Revolver und ein kurzes Jagd-

Digitized by Google

messer aus eigenen Mitteln angeschafft hatten, trugen solche auch noch in dem Ledergurt. Weite Pumphosen von dunkelgrauem Baumwollenzeug wurden unten von Gamaschen, welche von Leder waren und bis zur Hälfte der Wade reichten, umschlossen, während derbe Schuhe, mitunter auch Moccasins nach indianischer Art, die Fußbekleidung bildeten. Den Kopf bedeckte ein großer breiträndriger, weicher grauer Filzhut, bei einigen Leuten aber auch ein Strohhut, worauf statt sonstiger Verzierungen gewöhnlich ein grüner Busch oder ein Blumenstrauß gesteckt war. Als Mantel diente eine große wollene Pferdedecke, von grüner oder rother Farbe, in deren Mitte ein Schlitz war, so daß man den Kopf hindurchstecken konnte, während ein Sack von grauem Baumwollenzeug, welcher über die Schulter gehängt wurde, die Stelle des Tornisters vertrat. Zu diesem Anzug paßten die Gesichter der Leute. Meist waren ihre Bärte, oft auch die Kopfhaare, seit Monden von keinem Scheermesser mehr berührt worden und hingen wild um die von Wind und Wetter gegerbten und gebräunten Gesichter. Ein kühner, verwegener Ausdruck blitzte in den Augen der Meisten, und man sah es ihrem äußeren Auftreten schon an, daß sie an das Ertragen aller möglichen Strapazen gewöhnt und zu verzweifelten Kämpfen bereit waren. Die militärische Ausbildung war die allereinfachste von der Welt. Die Meisten konnten mit ihren gezogenen langen amerikanischen Rifles sehr gut umgehen und sicher schießen, und wenn sie dies noch nicht verstanden, so mußten sie sich schon in ihrem Interesse Mühe geben, es bald zu erlernen, denn sie wurden sonst von den Feinden sehr leicht zusammengeschossen. Sonst verstanden die Leute nothdürftig in geschlossener Reihe zu marschiren, ein Carré zu formiren, und unordentlich zu tirailliren. Da wir keine Hornisten hatten, wurden die einfachen Signale mit scharf- und weittönenden Jagdpfeifen gegeben, die wir Officiere an einer Schnur um den Hals trugen. Man sieht,

Digitized by Google

Alles war auf das Einfachste bei uns eingerichtet, und von Luxus irgend einer Art keine Spur. Wo sollte auch wohl das Geld zu einem solchen herkommen, da die Kriegskasse der Conföderation, trotz des großen Patriotismus fast der gesammten Bevölkerung der Südstaaten, stets an einer bedenklichen Leere laborirte.

Ich hatte meine wilde Schaar kaum einigermaßen organisirt, da ritt ein ungefähr hundert Mann starker Reitertrupp in Richmond ein, der ein Gegenstück zu unserm Haufen abgeben konnte. Außerdem, daß die Reiter auf kleinen halbwilden Mustangs aus den texas'schen Prairien ritten, und hohe, bis auf den halben Schenkel hinaufreichende Reiterstiefeln von braunem Pferdeleder trugen, auch ein mächtiger Stoßpallasch an ihrer Seite rasselte, sahen sie eben so wildverwegen und abenteuerlich als meine Leute aus. Auch der Officier dieser Schaar, der einen prächtigen Schimmelhengst mit vollendeter Gewandtheit umhertummelte, hätte gleich, wie er war, als Rinaldo Rinaldini auf einem Theater sich zeigen können. Er schien bunte Farben mehr zu lieben, als es mein Geschmack ist, denn über seiner grünen Blouse hing eine breite Feldbinde in den Farben der Conföderation, und ein eben so farbiger allmächtiger Federbusch wogte auf seinem grauen Filzhut. Seine weiten Hosen waren dabei von scharlachrother Farbe, wie auch an den hohen Reiterstiefeln allmächtige silberne Pfundsporen rasselten. Ein sehr sorgfältig gepflegter hellblonder Bart hing bis zur halben Brust, während ein langer Schnurrbart à la Haynau auf beiden Seiten des Gesichts weit hinausstand. Dabei zeigte dieser Reiterführer einen unverkennbar deutschen Ausdruck in seinen Zügen, welche mir überhaupt sehr bekannt zu sein schienen, obgleich ich im ersten Anfang nicht recht wußte, wo ich sie schon gesehen hatte. Auch der Officier fixirte mich scharf.

Nach einer Stunde saß ich in einer Restauration von Rich-

Digitized by Google

mond mit einigen anderen Kameraden zusammen, als auch jener Reiterofficier hereinklirrte und sogleich, als er mich erblickte, auf mich zueilte. „Schockschwerenoth, alter Junge, treffen wir uns hier in dieser Gestalt wieder," redete er mich lachend an. Jetzt erkannte ich auch ihn sogleich wieder; es war der tolle C., mit dem ich als Fähndrich vor vielen Jahren einst über zehn Monate auf der Divisionsschule zusammengewesen war. Er stand damals bei den Husaren und war der übermüthigste, leichtsinnigste und tollste Fähndrich, der mir jemals in der preußischen Armee vorgekommen ist, und das will viel sagen. Von seinen tollen Streichen ließen sich ganze Bücher schreiben, und gar manche lange Stunden mußte er in dem nur zu sehr verdienten Arrest verbringen. Uebrigens war er ein vorzüglicher Reiter und Fechter, und überhaupt ein Soldat für den Felddienst, wie man solchen nur wünschen konnte. Ich hatte ihn später niemals wiedergesehen; da er nach endlich bestandenem Officiersexamen, nachdem er zweimal darin durchgefallen war, als Officier zu einem Cavalerieregimente, welches oben an der russischen Gränze garnisonirte, versetzt wurde. Als ich mich 1854 in Berlin nach seinem Schicksal erkundigte, hörte ich, er habe vor einigen Monaten wegen Schulden seinen Abschied erhalten und sei seitdem verschollen. Nun traf ich den alten Jugendgenossen plötzlich in dieser Gestalt hier wieder, und war über diese unerwartete Begegnung wahrhaftig nicht wenig erfreut.

Wir setzten uns nun zusammen, ließen ein paar Flaschen Wein, so gut solcher in Richmond zu bekommen war, herbeiholen, und ein gegenseitiges Erzählen und Fragen begann. Wahrhaftig, der tolle C. hatte fast das gleiche abenteuerliche Leben wie ich selbst geführt. Als er wegen Ueberfluß an Schulden aus Preußen fortmußte, war er in die Türkei gegangen und hatte dort unter den sogenannten türkischen Kosaken des Iskender-Bei als Officier gedient. Als dieses Corps wieder aufgelöst wurde, war

Digitized by Google

er nach Syrien gereist, hatte dort edle Pferde eingekauft und solche in Cairo wieder theuer verkauft. Mit einigen Engländern war er dann nach Ostindien gegangen und in Calcutta Reitlehrer und Bereiter geworden. Sein abenteuerlicher Sinn hatte ihn nach Südamerika und später in die Dienste der Conföderation geführt, wo er jetzt eine Schwadron berittener Rangers befehligte. Hier hatte das Glück dem hübschen, gewandten Mann endlich gelächelt. Ein schönes Mädchen, die Tochter eines reichen französischen Pflanzers, hatte sich so in ihn verliebt, daß der Vater endlich in die Heirath einwilligen mußte. So besaß er denn jetzt eine schöne, liebenswürdige Frau, und hatte die Anwartschaft, dereinst eine große reiche Baumwollenplantage mit einigen Hundert Negersclaven in Louisiana zu erben. Etwas vernünftiger schien er allerdings jetzt als junger Ehemann geworden zu sein, sonst hatte er sich seine frohe Laune und sein unbefangenes Wesen noch ungeschwächt bewahrt. Wir plauderten und tranken fast noch die ganze Nacht zusammen, und feierten zugleich die Erinnerung wie die Gegenwart. Trotz seines abenteuerlichen Lebens hatte C. sich eben so, wie bei mir der Fall, sein gutes preußisches Herz treu erhalten. Wir stießen auf die Ehre der preußischen Fahne an, wobei C. laut ausrief: „Und das sage ich Dir, Bruder, wenn ich einmal Jungens habe, so schicke ich sie alle nach Preußen, und lasse sie einige Jahre in der preußischen Armee dienen, damit sie Zucht und Ordnung und richtigen Gehorsam lernen.“ Am andern Morgen verließ C. mit seinen Reitern, unter denen sich ebenfalls viele Deutsche befanden, schon wieder Richmond, und der Zufall wollte, daß wir bis jetzt fast immer getrennt von einander gefochten haben. Einige Mal besuchten wir uns jedoch, und es war dann stets für uns Beide eine große Freude, wenn wir gemüthlich mit einander plaudern und der alten frohen Jugendzeit als preußische Fähndrichs gedenken konnten.

Digitized by Google

Als ich dem General Beauregard mein Corps vorgeführt hatte, war er sehr damit zufrieden, und ertheilte mir manche Lobsprüche über die schnelle und tüchtige Ausbildung desselben. Nun, ich konnte mich schon über sein Lob freuen, obgleich nach meiner Ansicht noch sehr Vieles bei uns zu wünschen übrig blieb, und ich gar manches Andere eingerichtet hätte, wenn dies nur eben zu erreichen gewesen wäre. Wie aber die Umstände nun einmal bei uns waren, mußte man immerhin schon damit zufrieden sein, daß wenigstens so viel geschehen war. Bereits an demselben Abend, als einige Stunden zuvor der General Beauregard uns gemustert hatte, sah ich mich genöthigt, sogleich durch ein ernstes Beispiel zu zeigen, daß ich gesonnen sei, wenigstens einigermaßen eine feste Disciplin zu erhalten. Ein Trupp von ungefähr zwölf bis fünfzehn meiner Leute, fast lauter Irländer, doch auch einige Deutsche darunter, hatte sich total betrunken, und lärmte und tobte in einer Branntweinschenke umher. Der Wirth, der die Kerle gern aus seinem Hause losgeworden wäre, kam endlich zu mir gelaufen, und bat um Hülfe. Ich war schon halb ausgekleidet, da ich mich gerade zu Bett legen wollte, warf jedoch meinen Mantel um, steckte den Revolver in die Tasche, und ging in das bezeichnete Wirthshaus. Ein wüstes Gebrüll scholl mir schon entgegen, und als ich die Thür öffnete, sah ich die betrunkenen Kerle allen möglichen Unfug anrichten. Mit lauter Stimme befahl ich ihnen nun, sogleich das Haus zu verlassen und in die Baracke, in der wir untergebracht waren, zurückzukehren. Ein Soldat, ein geborener Berliner, ein großer Halunke, den ich überhaupt nur ungern angenommen hatte, stellte sich aber, die beiden Arme in die Seiten gestemmt, sehr patzig dicht vor mich hin, und antwortete in frechem Tone: „Hier im Wirthshause haben Sie uns nichts zu befehlen, und wir können thun, was wir wollen. Wir sind hier glücklicherweise nicht in Preußen, wo die Casernenfuchserei gilt, sondern im freien Amerika, wo Freiheit und Gleich-

Digitized by Google

heit herrscht.“ Diese Frechheit ging mir doch über den Spaß, und ich hieb den Kerl sogleich mit der geballten Faust so in das Gesicht, daß ihm alsbald das Blut aus der Nase stürzte. Da ich zufällig mit dem großen, schweren Siegelring, den ich an der Hand trug, seine Nase getroffen hatte, so zeigte solche später noch mehrere Monate eine tiefe Stelle. Kaum hatte ich dem Kerl den Hieb gegeben und dabei ausgerufen: „Das ist die Antwort für solche Unverschämtheit, verdammter Halunke!“ als ein großer, starker Irländer mit wüstem, versoffenem Gesicht mich mit den Worten „By Jäsus, schlagt den verdammten deutschen Aristokraten todt“ um den Leib zu packen versuchte. Jetzt war Entschlossenheit nöthig, oder ich war verloren. Es gelang mir durch einen raschen Sprung seitwärts dem Irländer auszuweichen; ich zog nun schnell meinen scharfen, schweren Säbel, den mir in Sebastopol einst ein russischer Officier geschenkt hatte, und hieb dem Kerl, der zum zweiten Mal auf mich losstürzen wollte, scharf über die Schulter, so daß er schwer verwundet zu Boden sank. Und bevor die anderen Kerle nur noch einen Entschluß fassen konnten, ließ ich meine flache Klinge jetzt so schnell ihnen auf ihre Köpfe, Schultern, Arme tanzen, daß sie, um den heftigen Schlägen auszuweichen, alle in großer Eile aus dem Zimmer stürzten. Manche, die nicht so schnell, als sie es wünschten, aus der Thür kommen konnten, sprangen in aller Eile aus dem Fenster, und so lange noch ein Kerl im Hause war, hieb ich unverzagt auf ihn los. So hatte ich denn meinen Willen erreicht und den Soldaten gezeigt, daß ich nicht gesonnen sei, mit mir spaßen zu lassen. Der Irländer, der den scharfen Hieb über die Schulter bekommen hatte, mußte lange im Hospital liegen. Die Uebrigen waren mit blauen Flecken noch so ziemlich davongekommen. Auch bei dem Berliner hatte der Schlag in das Gesicht so gute Dienste geleistet, daß er später niemals mehr die

Digitized by Google

mindeste Widersetzlichkeit wagte. Im nächsten Jahre wurde er bei Yorktown erschossen.

Als ich am andern Tage dem General Beauregard den Vorfall meldete, lobte er mein Benehmen. Ein Officier in einem amerikanischen Heere, mag dies nun der Union oder der Conföderation angehören, der sich nicht selbst zu helfen weiß, ist verloren, denn mit dem bloßen Reglement wird er diese wilden Banden schwerlich in Ordnung halten.

Der General Beauregard, unter dem ich anfänglich mit meinem Corps stand, gehört unbedingt mit zu den bedeutendsten Führern der Conföderation, die ihm mehrere, sehr erfolgreiche Siege verdankt. Er ist ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren, von kleiner, fast schwächlicher, dabei aber eleganter Figur, ziemlich brauner Hautfarbe, dunklen lebendigen Augen und schneller Sprache, und zeigt in seinem Aeußern ganz den Creolen. Sein Benehmen ist gewandt und zeugt von der großen Höflichkeit, durch welche sich diese französischen Creolen so ungemein vortheilhaft vor den rohen, groben Yankees auszeichnen, dabei ist er aber, wenn es sein muß, von großer Entschiedenheit. In allen seinen Manieren zeigt er den Mann von Bildung und guter Erziehung, der von Jugend auf in der anständigen creolischen Gesellschaft gelebt hat. Als Sohn eines sehr wohlhabenden Plantagenbesitzers in Louisiana trat er als Knabe in die nordamerikanische Kriegsschule zu Westpoint, die am Hudson gelegen ist, ein, und erhielt während fünf Jahren eine sehr sorgfältige militärische Erziehung. Schon als junger Mann soll er sich durch glühenden Ehrgeiz und rastloses Streben, seine Kenntnisse zu erweitern, sehr vortheilhaft bekannt gemacht haben. Als Lieutenant aus der Westpoint-Akademie ausgetreten, zeichnete er sich bald in dem mexikanischen Kriege sehr aus, und erwarb sich auf den Schlachtfeldern den Grad eines Hauptmanns. Nach der Schlacht von Chapultepec, wo er zuletzt mit den Resten eines Bataillons

Digitized by Google

mehrere mexicanische Verschanzungen erstürmte und wesentlich zum Gewinn der Schlacht mit beitrug, ward er von dem General Scott zum Major ernannt.

Er commandirte später mehrere Jahre ein Fort an der Westgränze, und war dann auch häufig in seinem Vaterlande Louisiana. Als die Südstaaten den unerträglichen Druck der Nordstaaten nicht länger mehr ertragen konnten und wollten, und zu den Waffen griffen, trat Beauregard sogleich in ihre Dienste und übernahm das Obercommando der conföderirten Truppen vor dem Fort Sumter, wo zuerst der Kampf begann. Später schlug er die unionistische Armee in der bekannten Schlacht bei Manassas. Daß er damals nicht die in wilder Eile fliehenden und gänzlich demoralisirten unionistischen Truppen rastloser verfolgte und mit ihnen zugleich in Washington einrückte, ist dem General Beauregard von verschiedenen Seiten zum heftigen Vorwurf gemacht worden. Ich glaube, man hat ihm hierin Unrecht gethan, und nicht genug den Zustand der Truppen, welche er befehligte, hierbei berücksichtigt. Wären die conföderirten Truppen so fest organisirt, disciplinirt und so zweckmäßig für den Krieg ausgerüstet gewesen, als dies eine gute europäische Armee ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß General Beauregard es vermocht hätte, Washington sogleich zu erobern, und dadurch wahrscheinlich dem ganzen Kriege alsbald eine andere Wendung zu geben. Leider war dies aber nicht der Fall. Wenn unser Heer auch entschieden besser als das der Union war, so litt es doch an dem Uebelstand jeder neuorganisirten, mit vielen nicht tüchtig gebildeten Officieren und rohen, verwilderten Soldaten versehenen Truppe. Viele Befehlshaber hatten ihre Mannschaft nicht fest in der Hand, und die Unordnung, dieser Krebsschaden einer solchen nicht streng disciplinirten Armee, riß auch nur zu leicht in unseren Reihen ein. Ich persönlich habe nicht mit bei Manassas gefochten, aber Dutzende von

Digitized by Google

urtheilsfähigen, unpartheiischen Officieren, die an dieser Schlacht mit theilnahmen, haben mir versichert, daß die meisten Corps der conföderirten Armee so durcheinander gekommen wären, daß eine rastlose Verfolgung mit ihnen nicht mehr möglich gewesen wäre. Wenn die meisten unionistischen Regimenter auch bei Manassas in erbärmlich feiger Flucht, wie die Schafe vor einem Wolfe, vor unseren Truppen ausgerissen sind, so gab es doch noch einzelne Truppentheile bei ihnen, die festen Stand hielten. Bei Washington wäre es von Seiten der Unionisten wahrscheinlich noch zum Verzweiflungskampf gekommen, denn so groß auch die Ehrlosigkeit vieler unionistischer Officiere aller Grade sein mag, so hätten sie ihre Bundeshauptstadt doch nicht so ohne Weiteres geräumt. Ob aber die Conföderirten stark genug gewesen wären, diesen Verzweiflungskampf auszuhalten, zumal bei einer schnellen Verfolgung ein großer Theil der nur schlecht bespannten Geschütze nicht hätte mit fortgebracht werden können, ist eine andere Frage. An Eifer, die Unionisten zu bekämpfen und wo möglich zu vernichten, fehlt es dem General Beauregard sicherlich nicht, denn als ächter Creole haßt er die Yankees auf das Leidenschaftlichste; der wildeste Demokrat in Deutschland kann den stolzesten preußischen Gardeofficier, der Mazzinist in Italien den Bourbonisten nicht glühender hassen, als jeder Creole den Yankee.

Mein sehnlicher Wunsch, recht bald mit den Feinden in den Kampf zu kommen und meine Truppe die Feuerprobe bestehen zu lassen, mußte noch einige Wochen auf Befriedigung harren. Wir marschirten zwar bald auf die Vorposten, und ich fand dadurch die erwünschte Gelegenheit, meine Mannschaft mehr im Felddienst zu üben, allein zu einem Kampfe wollte es noch immer nicht recht kommen. Endlich im September 1861 kam es zu einem ziemlich heftigen Gefechte zwischen uns und einer unionistischen Schaar. Der Morgen graute noch, als einige Reiter,

Digitized by Google

die uns beigegeben waren, und welche eine weitere Recognoscirpatrouille gemacht hatten, im vollen Galopp angejagt kamen, um zu melden, daß ein feindliches Streifcorps anrücke, um wo möglich uns zu überfallen. Lange hatte ich keine Nachricht gehört, die meinen Ohren so erwünscht klang, als diese. In aller Eile ward nun unsere Mannschaft geweckt, und da wir Alle in zwei großen ehemaligen Blockhäusern, welche aber von ihren geflüchteten Bewohnern längst verlassen waren, im Quartier lagen, so nahm dieses Geschäft nicht allzu viel Zeit weg. Ich ließ nun in aller Stille antreten, und befahl, daß jeder Mann sein Gewehr sorgfältig nachsehen solle, ob die Ladung auch in guter Ordnung sich befinde. Den alten Capitän, der früher Trapper gewesen war, hatte ich inzwischen mit einer Schleichpatrouille vorweggeschickt, um wo möglich die Stärke des Feindes und den Weg, den er einschlagen wolle, auszukundschaften. Bald kam der vielgeübte, erfahrene Mann auch wieder zurück und verkündete, daß die feindliche Colonne ungefähr 1200 Mann stark sein müsse, und rechts, seitwärts von dem Platze, auf dem wir standen, einen Weg einzuschlagen scheine. Jetzt war mein Plan gefaßt, und obgleich die Feinde die doppelte Stärke als wir besaßen, so beschloß ich doch, sogleich zur Offensive überzugehen. Ich theilte meine Mannschaft in zwei Theile, und übergab den einen dem alten Trapper mit der Anweisung, so schnell als möglich damit seitwärts zu eilen und dadurch dem Feinde in den Rücken zu kommen, mit der andern Hälfte wollte ich ihn aber von vorn angreifen. Im Laufschritt, wie eine Zuavencompagnie, trabte der Alte mit seiner Schaar ab, während wir noch ungefähr eine Viertelstunde warteten, um ihn zu seiner Umgehung besser Zeit zu lassen. Jetzt brachen denn auch wir endlich auf, und ich gestehe, daß mir diese Zeit des Wartens so unerträglich lang erschien, daß ich stets die Uhr in der Hand hielt, um zu sehen, ob sie denn noch

Digitized by Google

nicht endlich abgelaufen sein würde. Ich hatte meiner Mannschaft befohlen, zuerst auf meinen Signalpfiff eine Salve mit ihren Büchsen auf die Feinde zu geben, und dann mit dem gefällten Bajonnet sogleich auf sie loszustürzen. Ein kleines Wäldchen trennte uns jetzt nur noch von den Unionisten, die aus 1000—1100 Infanteristen und 70—80 Reitern zu bestehen schienen. Bisher waren sie ziemlich unbesorgt marschirt, und hatten auch nach gewohnter unordentlicher amerikanischer Weise es versäumt, sich gehörig durch Seitenpatrouillen und Spitze zu decken. Bei einer Biegung des Weges erblickten sie uns nun plötzlich, als wir wohl noch an 400—500 Schritte von ihnen entfernt sein mochten. Unser geringes Häuflein schien ihnen Muth zu machen, denn sie feuerten sogleich eine Salve auf uns ab, die aber, weil wir noch zu weit entfernt waren, uns keinen sonderlichen Schaden zufügte. Drei oder vier Mann von uns mochten wohl gefallen, und die doppelte Zahl verwundet sein. Da ich zu Roß war und dadurch einen besondern Zielpunkt abgeben mochte, so riß mir eine Büchsenkugel den Hut vom Kopfe. Meine Leute wollten diese Salve auch schon erwiedern, und viele hatten ihre Büchsen bereits angelegt, aber mit aller Kraft meiner Stimme rief ich ihnen zu: „Schießt nicht früher, als bis ich Euch das Signal gebe!" Mit lautem Hurrah stürzten nun die Unionisten auf uns zu. Ungefähr zweihundert Schritte mochten sie wohl noch von uns entfernt sein, da tönte grell und schrill mein Signalpfiff, und sogleich knallte unsere Salve verderblich in den feindlichen Haufen hinein. „Nun mit dem Bajonnette drauf, meine Jungen!" schrie ich so laut als möglich, gab meinem Hengste die Sporen, und sprengte auf die überraschten Feinde los. Mit lautem Hurrah folgten mir meine Soldaten. Die Unionisten, von denen wohl an vierzig bis fünfzig Mann gefallen sein mochten, versuchten den hartnäckigsten Widerstand, und es kam zu einem heftigen Bajonnetkampf Mann gegen Mann, in dem wir

Digitized by Google

bei unserer geringen Zahl sicherlich unterlegen wären, wenn nicht jetzt plötzlich der alte Trapper mit seiner Mannschaft im Rücken der Feinde erschienen wäre und sie von dort aus mit einer Salve begrüßt hätte. Zwar wurden uns durch diese Salve ebenfalls mehrere Soldaten getödtet oder verwundet, allein die Zuversicht der Feinde ward doch dadurch so erschüttert, daß sie sich eiligst zur Flucht wandten. Und nun wir mit wildem Gejauchze hinterdrein und mit unseren Schüssen und theilweise auch Bajonnetstichen so viele getödtet, als nur irgend möglich war. Wir hätten fast das ganze feindliche Corps vernichtet, wenn es nicht dem Führer desselben, der ein persönlich muthiger und umsichtiger Soldat zu sein schien, zuletzt gelungen wäre, den Rand eines Waldes zu erreichen und dort eine gesicherte Stellung einzunehmen. Da die Unionisten uns ihrer Stärke nach weit überlegen waren, so hielt ich es nicht für rathsam, diese Stellung zu erstürmen, und brach deshalb das Gefecht ab, was gar nicht so leicht war, da manche meiner kampflustigen, undisciplinirten Leute noch auf eigene Hand vorwärts laufen und stürmen wollten. Unser Verlust an Todten betrug siebenzehn Mann, an Verwundeten, von denen aber wohl auch noch ein Dutzend starben, einige vierzig Mann. Der Feind hatte neununddreißig Todte, die wir nachher begruben, und einige zwanzig Schwerverwundete auf dem Platze liegen lassen, außerdem hatten wir einige neunzig Gefangene gemacht, konnten also schon mit dem Resultat dieses ersten Gefechtes vollkommen zufrieden sein. Als ich die feindlichen Verwundeten aufheben ließ, hörte ich, wie einer derselben, der einen Schuß durch die Brust erhalten hatte, mit matter Stimme in deutscher Sprache meinen Namen rief. Erstaunt drehte ich mich um, und frug den bleichen, sichtbar mit großen Schmerzen ringenden Mann, woher er mich kenne. „O, ich habe ja in Schleswig-Holstein zwei Jahre lang in Ihrer Compagnie gestanden," sprach er. Jetzt erkannte ich den Verwundeten auch

Digitized by Google

wieder; er war ein geborener Kieler, der von 1848—49 als Soldat in meiner Compagnie gestanden und sich stets musterhaft betragen hatte. Es schmerzte mich sehr, meinen alten Waffengefährten aus jener mir stets unvergeßlichen Zeit nun in einer so traurigen Lage wiederzufinden. Was in meinen Kräften stand, versuchte ich jetzt, um ihm zu nützen, und ließ ihn in mein kleines Kämmerlein, welches ich im Blockhaus bewohnte, tragen, dort unserem Arzte zur sorgfältigen Pflege empfehlend. Es war vergebens, ein edles Gefäß in der Brust war zerrissen, der Verwundete verlor bald die Besinnung, und war schon am Abend todt. Auch von unseren Verwundeten starben in der nächsten Zeit noch mehrere, denn wenn auch unser Arzt ein sehr geschickter Mann war, so fehlte es doch an Verbandzeug, Medicamenten und guter Verpflegung in den schnell improvisirten Lazarethen. In dieser Hinsicht sah es überhaupt in unserm conföderirten Heere stets sehr schlecht aus, und gar viele Tausende braver Soldaten mußten elend zu Grunde gehen, welche bei besserer Pflege gewiß zu erhalten gewesen wären. Unser einziger Trost, wenn man es als Trost betrachten kann, mußte sein, daß es unseren Gegnern, den Unionisten, in dieser Hinsicht wo möglich noch schlechter ging, und sie noch mehr Soldaten als wir in ihren scheußlichen Hospitälern verloren.

Unter den Gefangenen, welche wir bei diesem Gefecht gemacht hatten, befanden sich wohl zehn bis zwölf Deutsche, die fast sämmtlich am andern Tage freiwillig Dienste in meinem Corps nahmen. Es waren einige recht brauchbare Soldaten, die sich später bei wiederholten Gelegenheiten noch sehr auszeichneten, darunter. Da sowohl unter den conföderirten wie unionistischen Truppen sich viele Tausende von deutschen, irländischen und anderen fremden Soldaten befanden, denen die Sache, für welche sie jetzt kämpften, vollständig gleichgültig, ja selbst sogar ganz unbekannt war, und die sich lediglich des hohen Handgeldes

Digitized by Google

und der guten Löhnung wegen, da sie in dem Augenblick gerade nichts Anderes anfangen konnten, hatten anwerben lassen, so war es sehr gewöhnlich, daß die Gefangenen sogleich Dienste nahmen. Auch Desertionen fanden hin- und herüber, besonders von den angeworbenen Deutschen, nur zu oft statt.

Der günstige Eindruck, den dieses siegreich gewonnene erste Treffen auf mein Corps machte, war ersichtlich ein sehr großer. Die Leute und Officiere bekamen sogleich ein ungleich festeres Vertrauen zu einander, und auch meine Autorität war von dem Tage an eine ungleich gesichertere als früher. Ich sah jetzt, daß wenigstens der bessere Theil meiner Leute großes Vertrauen zu mir faßte und meine Befehle gern befolgte, während sie dies früher fast nur aus Furcht gethan hatten. Freilich arger Taugenichtse, denen man mit der flachen Klinge auf den Köpfen herumfahren mußte, wenn man schnellen Gehorsam finden wollte, gab es noch immer eine Menge unter der Mannschaft. Leider waren die Deutschen unter diesem schlechteren Theil meiner Soldaten verhältnißmäßig sehr zahlreich vertreten, wie denn der Deutsche der unteren Stände in Nordamerika sich nur zu oft durch absichtlich rohes Betragen und eine Sucht zum Ungehorsam gerade nicht vortheilhaft auszeichnet. Ich warb deshalb im Allgemeinen auch nicht sehr gern Deutsche an, sondern nahm lieber Irländer und vorzugsweise Ungarn, die man fester in Zucht halten konnte.

Das unbedingte Vertrauen, welches nach diesem ersten glücklichen Gefecht meine gesammte Mannschaft zu mir gefaßt hatte, bewog mich nun, in den nächsten Wochen mehrere kleine Expeditionen auf eigene Hand zu unternehmen und zu der Offensive überzugehen. Es war ein lustiges, wildes, ächt kriegerisches Feldleben, welches wir nun den ganzen Herbst über in den Ufergegenden des Potomac führten, was mir schon behagen konnte. Große Schlachten schlugen wir freilich nicht, kleine Ge-

Digitized by Google

fechte lieferten wir aber viele, und die Büchsen meiner Mannschaft knallten gar oft in den blauen, klaren Herbsthimmel hinein und sandten ihr tödtliches Blei in die Brust sehr vieler Unionisten. Freilich verlor ich auch bei diesen kleinen Gefechten viele Leute, und mein Verlust an Todten, Schwerverwundeten und Vermißten betrug während des Herbstes 1861 über 80 Mann. Nun, wilde Kerle, wie ich solche gebrauchen konnte, fanden sich noch immer wieder in genügender Zahl, zumal mein kleines Corps jetzt schon einen guten Ruf hatte, und die Leute hofften reiche Beute darin machen zu können. Was ich manchmal für eine bunte Gesellschaft neu angeworbener Leute bekam, war in der That interessant. So entsinne ich mich noch, daß im Herbst 1861 ein Officier, den ich nach Richmond gesandt hatte, um neue Leute zu werben, mit ungefähr 50—60 Mann zurückkam. Darunter waren vier ehemalige französische Zuaven, welche die Krimmedaille trugen, und zuletzt in New-Orleans Theatervorstellungen, wie sie solche zum Vergnügen früher vor Sebastopol gezeigt hatten, aufführten. Die kriegerischen Wirren hatten ihre kleine Bühne geschlossen und die Noth sie jetzt in mein Corps getrieben. Ferner waren zwei desertirte russische Kriegsschiffsmatrosen, geborene Polen, drei Italiener, welche schon im österreichischen Heere gedient, und ein halbes Dutzend Irländer, die früher auch schon die englische Uniform getragen hatten, einige ehemalige spanische Soldaten von der Insel Cuba, und natürlich auch einige Deutsche, die bei solcher Gelegenheit niemals fehlen können, darunter. Das komischste Exemplar war ein kleiner, buckliger Schneidergesell vom Rhein, ein Kerlchen, kaum fünf Fuß hoch, mit einem derben Kameelhöcker auf dem Rücken und einem langen, semmelblonden Zottelbart, der bis auf die Brust hing. Der Werbeofficier hatte dieses kleine Ungethüm eigentlich blos angenommen, damit er uns die stets nur zu sehr zerrissenen Hosen und Jacken wieder flicken solle, allein damit war dem

Digitized by Google

eitlen Schneider gar nicht gedient, er wollte lieber die Büchse als die Nähnadel führen. Gleich beim ersten Gefecht, das wir hatten, trabte er als Volontair ohne Gewehr mit, machte mitten im feindlichen Kugelregen die ärgsten Possen, ergriff dann die Büchse eines erschossenen Soldaten, und obgleich er sie kaum zu laden verstand, schoß er doch wacker auf die Feinde mit los, und hatte das wahrhaft unverschämte Glück, einen unionistischen Stabsofficier zu tödten und sich dessen Pferdes zu bemächtigen. Von nun an war es mit seiner schneiderischen Thätigkeit vorbei; er lebte nur in kriegerischen Träumen, wollte noch einmal ein berühmter General werden, und keine Macht der Erde hätte ihn dazu bewegen können, jemals die Nadel wieder zu ergreifen. So mußte ich denn nothgedrungen unsere Röcke ungeflickt lassen und ihm eine Büchse anvertrauen. Trotz seines lächerlichen Aussehens ward er bald ein sehr braver Soldat, muthig bis zur Tollkühnheit, unermüdlich bei Tag und Nacht, und ungemein geschickt und findig. Er war dabei von einer unverwüstlichen Lustigkeit, trieb selbst bei den größten Beschwerden und der schlechtesten Verpflegung seine Possen und Lazzis, und ward dadurch bald der allgemeine Liebling aller Soldaten. Da der kleine Kerl äußerst eitel war, so hatten ihn meine Leute auf alle mögliche Weise herausgeputzt, und ihm auch einen alten rothen, mit Tressen besetzten spanischen Rittermantel, den sie Gott weiß wo einst aufgegabelt, gegeben. Der Kerl sah wirklich wie ein aufgeputzter Affe in einer Affencomödie darin aus, hielt sich aber für wunderschön und besonders auch für unbesiegbar beim schönen Geschlecht. Die Gunst einer alten fetten Mulattin, welche wir einige Zeit als Marketenderin mit uns umherschleppten, hatte er sich auch in einem solchen Grade erworben, daß dieses zarte Verhältniß nicht ohne sichtbare Folgen blieb. Es mag eine curiose Race werden, die hieraus entspringt. Dabei war dieser Schneider von einer so unzerstörbaren

Digitized by Google

Sucht zum Räsonniren, daß ich sogar seine Zunge nicht bändigen konnte, obgleich ich mir sonst schmeichelte, selbst die wildesten Kerle in Ordnung zu halten. Da er stets sehr pünktlich that, was ihm befohlen war, dabei aber fortwährend dagegen räsonnirte und das letzte Wort behalten mußte, so ließ ich ihn zuletzt schwatzen, was er wollte, ohne noch weiter darauf zu hören.

Bei wiederholten Gelegenheiten hatte er sich im Kampfe bereits sehr ausgezeichnet, und focht in dem furchtbaren Gemetzel am dritten Tage der Richmonder Schlacht wieder sehr ruhig an meiner Seite. Schon blutete er aus mehreren Wunden, als ich ihm zurief: „So gehen Sie doch zurück und lassen sich verbinden!"

„Ich habe noch ein paar Patronen bei mir, die ich erst verschießen muß; ein braver Soldat, mein Herr Oberst, darf nie aus der Schlacht gehen, so lange er noch Munition hat," antwortete er mir, legte ruhig an und knallte, wie ich selbst sah, einen feindlichen Officier vom Pferde. Kaum hatte er diesen Schuß gethan und lachte noch ganz vergnügt darüber, als eine feindliche Kanonenkugel angesaust kam und den kleinen Schneider buchstäblich in Fetzen zerriß, so daß die Stücke davon umherflogen. Schade um den kleinen lustigen Kerl, an dessen Tollheiten ich mich zuletzt sehr gewöhnt hatte.

Ein anderer Deutscher, der mit ihm zugleich angeworben wurde, endete leider nicht auf gleich rühmliche Weise. Er war kaum vier Wochen im Corps, da ermordete er in der Nacht einen wohlhabenden texas'schen Pflanzer, der bei uns als Lieutenant diente, beraubte ihn seines Geldes und wollte damit zu den Unionisten desertiren. Glücklicherweise ward er von einigen Reitern noch eingeholt, und zwischen die Pferde gebunden in unser Lager gebracht. Ich ließ sogleich Standrecht über ihn abhalten, und eine Stunde darauf baumelte er schon an einer Tanne. Vor seinem Tode beichtete er mir, da wir keinen Feld-

Digitized by Google

geistlichen mit uns führten. Er war von sehr vornehmer deutscher Familie, und es war ihm in seiner Wiege gewiß nicht vorgesungen worden, daß er noch dereinst in Amerika aufgehängt würde. Nach seiner Beichte hatte er übrigens schon in Europa viele Betrügereien und Schurkenstreiche verübt.

Das erste wirklich größere Gefecht, an welchem ich im conföderirten Heere theilnahm, war bei Belmont am 1. November 1861. Wir hatten einen sehr unfähigen General, Polk, der, glaube ich, früher Bischof oder so etwas Aehnliches gewesen war, und wurden von den Unionisten unter dem General Grant heftig angegriffen. Anfänglich wurden wir gehörig zurückgeworfen, es herrschte viele Verwirrung und Unordnung in unseren Reihen, und ich glaubte schon, daß die Schlacht verloren sei. Nur zwei sehr gute conföderirte Batterien unter dem Oberst Bethooven hielten durch ihr wohlgezieltes Feuer die Unionisten noch längere Zeit auf; als sie sich aber verschossen hatten und deshalb zurückmußten, sah es wirklich schlecht um uns aus. In dieser verzweifelten Lage ließ der sehr tüchtige General Pillow drei Regimenter mit dem Bajonnet auf die Feinde losstürmen. So etwas war nicht nach dem Geschmack der Unionisten, sie gingen daher eilig zurück, und wir bekamen dadurch mehr Luft. Bald aber rückten wieder feindliche Batterien vor, und ihr Feuer wirkte verheerend auf die Pillow'schen geschlossenen Regimenter, während wir Plänkler weniger darunter litten. Dabei ließ unser Esel von Obergeneral, der so wenig vom Kriegführen, wie ich vom Messelesen verstand, uns noch immer ohne Unterstützung. Wahrlich, diesen General Polk hatte Gott in seinem Zorn zum Soldaten gemacht. Endlich kamen ein vortreffliches Tenessee-, ein Texas- und ein Louisiana-Regiment, mit die besten Truppen des ganzen conföderirten Heeres, über den Mississippi gesetzt und uns zur Hülfe. Mit erneuter Kraft stürzten wir uns nun auf den Feind und trieben ihn zurück. Zwar vertheidigten sich

Digitized by Google

einzelne unionistische Corps noch sehr muthig, die Mehrzahl jedoch ging in großer Eile zurück, und überließ uns sogar ihr Lager, was von unseren raublustigen Leuten in wilder Gier ausgeplündert wurde. In solchen Augenblicken hörte bei uns stets die Disciplin auf, und der Mangel der festen Subordination machte sich nur zu sehr fühlbar. So konnte denn der General Grant seinen Rückzug in leidlich guter Ordnung antreten, ohne von uns weiter belästigt zu werden, während wir ihm bei eifriger Verfolgung leicht den größten Theil seines Heeres hätten aufreiben können. Mir war an diesem Tage ein Pferd so schwer unter dem Leibe verwundet worden, daß ich es selbst todtschoß. Ich erhielt jedoch schon am Abend wieder einen Ersatz dafür, indem ich ein sehr edles virginisches Roß, welches einem feindlichen Stabsofficier gehört hatte, mit Sattel und Zeug erbeutete.

Wir rückten nun in Kentucky ein, und obgleich das Wetter bald sehr schlecht ward und die Wege grundlos wurden, so hatten wir doch noch eine Reihe kleiner Scharmützel mit dem Feinde zu bestehen.

Unweit Bowlinggreen kam ich nun unter das Commando des Generals Johnstone, und blieb den ganzen Winter darunter. Wir kamen zuerst in das Fort Donelson, und erhielten Befehl, dasselbe gegen die feindlichen Angriffe mit vertheidigen zu helfen. Zwar wäre ich viel lieber im freien Felde geblieben, allein was half es, der Soldat muß nun einmal unbedingt gehorchen, und kann sich seinen Platz, auf dem er im Kriege am liebsten kämpfen möchte, nicht beliebig auswählen. Im Fort selbst übernahm der General Pillow den Oberbefehl. Die Unionsarmee unter dem General Grant rückte nun gegen Donelson an, während die auf dem Teneseeefluß ankernden feindlichen Kanonenboote ein heftiges Feuer gegen uns eröffneten. Das gab denn ein gar artiges Gekrach, obgleich es freilich lange nicht so stark

Digitized by Google

wie es häufig in Sebastopol der Fall war. Auch schossen die feindlichen Kanoniere größtentheils zu hoch, und es war im Allgemeinen mehr Lärm, als daß wir großen Schaden dadurch erlitten. Am zweiten Tage der Belagerung kam ein unionistisches Panzerschiff den Fluß heraufgedampft, legte sich dicht vor das Fort, und begann nun das Bombardement. Da die Kugeln unserer Geschütze anfänglich ziemlich wirkungslos an den eisernen Wänden des Schiffes abprallten, so befahl der conföderirte Artillerieofficier, der hier befehligte, doppelte Ladung in die Kanonen zu füllen. Das half, und die schweren Geschosse unserer 32-Pfünder schlugen so verheerend in das feindliche Boot ein, daß es bald unter dem allgemeinen Jubel unserer Leute, welche sich auf dem Wall aufgestellt hatten, um dieser Kanonade zuzusehen, das Weite suchte. Am Abend dieses Gefechtstages berief der General Floyd einen Kriegsrath, um zu erwägen, ob wir nicht einen Ausfall versuchen sollten. Auch ich ward mit zu diesem Kriegsrathe gezogen, und stimmte lebhaft für den Ausfall. Mitten in der Nacht, bei einer Kälte und einem Schneefall, daß ich in der That glaubte in Sibirien zu sein, stellten wir uns auf. Unsere sehr schlecht und dürftig bekleideten Soldaten, von denen nur die wenigsten Mäntel hatten, waren gar nicht dazu ausgerüstet, um dergleichen nächtliche Expeditionen in Schnee und Eis zu machen, und die armen Kerle froren, daß ihnen die Zähne im Munde klapperten. Es kam dadurch bald eine sehr schlechte Stimmung unter die Mannschaft, und es ward entsetzlich geflucht und räsonnirt. Endlich gegen drei Uhr in der Frühe setzten wir uns denn in möglichster Geräuschlosigkeit in Bewegung, und hofften, die Feinde unvorbereitet in ihrem Lager überfallen zu können. Es mußte jedoch den Unionisten durch ihre Spione, welche sie überall hatten, unsere ganze nächtliche Expedition verrathen worden sein, denn als wir uns in der Nähe des Lagers befanden, blitzte plötzlich aus der Dun-

Digitized by Google

kelheit das helle Feuer einer Bataillonssalve auf, und die Kugeln pfiffen uns um die Köpfe. Jetzt half die Geräuschlosigkeit nicht weiter, und mit lautem Ruf stürzten sich unsere Soldaten mit gefällten Bajonnetten auf den Feind. Die Arme und Finger unserer Soldaten waren zum Laden und Schießen viel zu erfroren, und so begann der mörderische Kampf mit dem Bajonnette Mann gegen Mann. Es ward mit furchtbarer gegenseitiger Erbitterung gekämpft, von Pardongeben war keine Rede, und Jeder hieb und stach so wild um sich, als er nur konnte. Ich selbst hieb wie ein Rasender darein, und meine breite, schwere Klinge triefte zuletzt förmlich von Blut. Auch einen tüchtigen Bajonnetstich erhielt ich durch den Mantel, glücklicherweise aber nicht durch den Leib, denn dann wäre ich verloren gewesen. Was half aber all' unser Kämpfen und Würgen, die Unionisten waren uns überlegen; als die Morgendämmerung angebrochen war, fingen ihre Batterien auf uns zu feuern an, und so mußten wir mit Zurücklassung vieler Verwundeter und Todter unsern Rückzug wieder in das Fort antreten.

Wir kamen nun in diesem verdammten Fort Donelson, wo an 14,000 Mann in elenden Holzbaracken, die nicht einmal geheizt werden konnten, eng zusammengepreßt lagen, bei dieser scharfen Kälte und dem großen Mangel an genügenden Nahrungsmitteln bald in die allerschlimmste Lage. Es ward wieder ein Kriegsrath gehalten, was zu thun sei, und der General Buckner meinte in demselben, das einzige Mittel, um uns vor gänzlichem Untergange zu retten, sei eine Capitulation des Forts. Ich dachte, mich sollte vor Zorn der Schlag rühren, als ich dieses verdammte Wort „Capitulation" hörte. Wahrhaftig, das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn ich jetzt schon als Kriegsgefangener hätte nach Washington spazieren sollen.

Zum Glück hatten die Generale Floyd und Pillow den gleichen Abscheu vor einer feindlichen Gefangenschaft, und so

Digitized by Google

ward denn beschlossen, daß wir uns, koste es, was es wolle, durchzuschlagen versuchen sollten. Das war denn doch noch ein guter Entschluß. Die besten und tüchtigsten Soldaten unseres kleinen Corps wurden ausgesucht, alle Maroden und Schwächlinge aber zurückgelassen. Von meinem Corps blieben an 200 Mann in dem Fort, darunter sieben leicht verwundete oder erkrankte Officiere. Mit 400 Mann und 13 Officieren, lauter tüchtigen, verwegenen Kerlen, mit denen man die Hölle hätte erstürmen können, stieß ich nun gegen Mitternacht zu den Floyd'schen und Pillow'schen Brigaden, die ungefähr noch an 3300 Mann, darunter ein sehr gutes Reiterregiment unter dem Oberst Forest, stark sein mochten. Wir Alle hatten den festen Entschluß, entweder durchzubrechen, oder mit den Waffen in der Hand zu sterben, uns aber unter keinen Umständen zu ergeben. Wenn aber eine Truppe solchen festen Entschluß gefaßt hat, so ist sie unbesiegbar. In lautloser Stille brachen wir jetzt auf. Eine tiefe Dunkelheit bedeckte das Feld, und da wir sehr gute Führer hatten, so gelang es uns, eine von den Unionisten nur sehr schwach besetzte Stelle zu treffen. Wir fanden nur einige geringe Feldwachen, vertrieben solche mit leichter Mühe, und als das feindliche Lager alarmirt wurde, hatten wir einen so weiten Vorsprung gewonnen, daß wir uns als gerettet betrachten konnten. So begünstigte denn das Glück, wie dies im Kriege so häufig der Fall ist, den Kühnen. Am andern Morgen capitulirte Fort Donelson, und an 10,000 conföderirte Soldaten geriethen in die Gefangenschaft der Unionisten. Ich dankte Gott, daß ich nicht mit unter dieser Zahl war. Von den bei dieser Gelegenheit gefangenen Soldaten meines Corps ranzionirten sich übrigens Viele selbst wieder, und kamen schon nach einigen Wochen zu uns zurück. Bei der gränzenlosen Unordnung, welche im unionistischen Heere herrschte, wurden die Gefangenen auch stets sehr schlecht bewacht, so daß häufige Entweichungen vorkamen.

Digitized by Google

Viel besser war es zwar hinsichtlich der Ordnung bei uns Conföderirten auch nicht, doch herrschte im Allgemeinen bei uns mehr Strenge und Rechtlichkeit. Ein großer Theil der unionistischen Officiere ließ sich auch durch Geld dazu bestechen, die Gefangenen heimlich entweichen zu lassen, So weiß ich, daß einem unionistischen Oberst, der ein Gefangendepot befehligte, durch einen gewandten Unterhändler 6000 Dollars geboten wurden, wenn er einigen vierzig gefangenen conföderirten Officieren zur Flucht verhelfe. Der würdige Ehrenmann, ein ächter Yankee, der dem Teufel seine eigene Seele verkauft haben würde, wenn diesem an einem so schmutzigen Dinge etwas gelegen sein konnte, ging bereitwillig auf diesen Handel ein, mischte eigenhändig den zur Bewachung befehligten Soldaten etwas Opium unter ihren Brandy, schloß dann in der Nacht selbst das Gefängniß auf, und ließ die gefangenen Officiere laufen, wonach er schmunzelnd die 6000 Dollars einstrich. Hatte er doch somit einen guten Handel gemacht, und was fragt so ein Yankee wohl nach Ehre und Gewissen, wenn er nur Geld verdienen kann? Nach unserer glücklichen Rettung stand ich mit meinem Corps jetzt an den Ufern des Tenessee, und wir führten, so weit Schnee, Eis und sonstiges schlechtes Wetter dies erlaubten, mit den Unionisten einen erbitterten kleinen Krieg. Viel kam zwar bei dieser Gelegenheit nicht heraus, doch vollführten wir manches verwegene und lustige Soldatenstücklein. Um diese Zeit kam ich häufig mit dem bekannten conföderirten Guerillaführer John Morgan zusammen, und diente ihm bei seinen kühnen Reiterstreifzügen einige Male als Reserve. John Morgan war ein ächter Kentuckyer, so ein Mensch, von dem man in Amerika sagt, daß er halb Pferd, halb Alligator sei. Lesen und schreiben verstand er sehr schlecht, und von Strategie hatte er keine Ahnung, dafür wußte er aber meisterhaft mit der Pistole und dem Säbel zu fechten, so wie seine Reiter zu den verwegensten und

Digitized by Google

abenteuerlichsten Streifzügen anzuführen. Er hatte so an 200 Burschen wie er, größtentheils geborene Kentuckyer, um sich gesammelt, und wenn die Moralität eines großen Theiles dieser ehrenwerthen Gesellschaft auch mehr als zweifelhaft sein mochte, und besonders auch der Unterschied zwischen Mein und Dein ihnen vielfach nicht klar sein wollte, so waren sie doch zu den verwegenen Streifzügen, die sie machten, die besten Gesellen, welche man finden konnte. Jeder dieser sehr abenteuerlich gekleideten Reiter hatte gewöhnlich zwei Pferde, von denen er das eine lose neben sich führte, das andere aber ritt. War sein eigenes Reitpferd zu abgejagt, so ließ er es stehen, setzte sich auf sein Handpferd, und so ging es unaufhaltsam weiter. Wo sie nur Pferde bekommen konnten, da nahmen diese Morgan'schen Reiter sie gewiß, gänzlich unbekümmert darum, ob solche nun unionistisch oder conföderirt gesinnten Bürgern gehörten. Ja selbst wir conföderirten Officiere mußten sehr aufpassen, daß sie ihre habgierigen Hände nicht nach unseren Thieren ausstreckten.

So hatte sich einmal in der Nacht eins meiner Pferde losgerissen und war entlaufen, doch am andern Morgen fand ich solches schon ganz gemüthlich von einem Morgan'schen Reiter geritten. Erst nach scharfem Wortwechsel und der Drohung, sonst Gewalt anwenden zu wollen, konnte ich mein Eigenthum aus den Händen dieses Kerls wiedererlangen. Der Verbrauch dieser Morgan'schen Guerillabande durch Todt- und zu Schanden Reiten von Pferden war ein ungeheurer. Freilich machten sie auch Streifzüge, bei denen an 28 deutsche Meilen in zwei Tagen zurückgelegt werden mußten, schwärmten stets im Rücken der feindlichen Armee umher, waren da, wo man sie am wenigsten vermuthete, und verursachten durch Auffangen von Lebensmitteltransporten, Gefangennehmung kleiner feindlicher Abtheilungen, kurz in verschiedenster Weise den Unionisten großen Schaden. Durch ihre Plün-

Digitized by Google

dereien und andere Rohheiten hatten sich diese Morgan'schen Reiter aber so verhaßt gemacht, daß sie niemals Pardon erhielten und die Unionisten selbst die Verwundeten dieser Schaar, welche etwa in ihre Hände fielen, schonungslos tödteten. Uebrigens gab sich Morgan auch nicht viel mit Gefangennehmung ab, sondern seine Leute tödteten gewöhnlich alle Feinde, die in ihre Hände fielen, und besonders dann, wenn dies Yankees waren. Von diesem glühenden Haß, den die ächten Südländer und die Yankees gegen einander hegten, kann man sich in Europa überhaupt schwer einen Begriff machen. Wirklich wie Cannibalen, die sich in wilder Mordlust gegenseitig zu zerfleischen suchten, kämpften diese Feinde oft gegeneinander. Wir vielen Ausländer, welche hüben und drüben fochten, und denen der eigentliche Zweck des Kampfes ziemlich gleichgültig war, theilten natürlich diesen gegenseitigen Haß nicht im Mindesten. Im Kampfe selbst thaten wir natürlich unsere Schuldigkeit, und mit die besten Regimenter der Union und theilweise der Conföderation bestanden fast lediglich aus Ausländern, sonst aber verkehrten wir oft ganz gemüthlich miteinander. So verlebte ich den Weihnachtsabend des Jahres 1861 recht vergnügt in der Gesellschaft von vier bis fünf unionistischen Officieren. Ich stand mit meinem Corps ziemlich abgesondert auf Vorposten, ungefähr zehn Meilen weit von Chattanoga, und mir gegenüber stand in der Entfernung von $1\frac{1}{2}$—2 deutschen Meilen ein unionistisches Streifcorps, mit welchem ich schon wiederholt geplaudert hatte. Zufällig erfuhr ich durch einen gefangenen Deutschen, daß dieses feindliche Corps jetzt von einem früheren preußischen Officier, mit dem ich einst in Berlin auf der Kriegsschule näher bekannt gewesen war, befehligt würde. Den alten Jungen wollte ich gern einmal wiedersehen, und so schickte ich denn einen vertrauten Soldaten als Parlamentär zu ihm und lud ihn zu einer Zusammenkunft bei unseren äußersten Vorposten ein. Er erschien

Digitized by Google

auch in Begleitung eines früheren schleswig-holstein'schen Officiers, der mir ebenfalls noch oberflächlich vom Jahre 1849 her bekannt war, und wir freuten uns sehr, uns nach so langer Trennung hier in Amerika wiederzusehen. Daß wir zwar jetzt zwei feindlichen Heeren angehörten, vergaßen wir bei dieser Zusammenkunft gänzlich. Es war gerade einen Tag vor dem heiligen Abend, und so sagte der Unionist zu mir: „Höre 'mal, alter Junge, ich dächte, wir schlössen für den morgenden Tag einen Waffenstillstand miteinander, wenn uns nicht Ereigniße, die wir nicht abändern können, dazwischentreten. Ich habe mich für diese Unionisten und Du Dich für Deine Conföderirten schon mehr als genug herumplagen und das Leben auf das Spiel setzen müssen, und so kann es wahrhaftig nicht schaden, wenn wir den heiligen Abend auch einmal nach alter, guter deutscher Sitte gemeinsam miteinander feiern."

„Hast recht, Bruderherz, so etwas wäre ganz nach meinem Geschmack — aber wie fangen wir das an?" antwortete ich.

„Siehst Du, gerade in der Mitte zwischen unseren beiderseitigen Vorposten liegt ein altes, jetzt unbewohntes Blockhaus, welches wir morgen als neutrales Terrain betrachten und darin unsern Weihnachtsabend feiern wollen. Jeder von uns ladet einige bekannte deutsche Officiere dazu ein, und wir bringen auch acht bis zehn vertraute deutsche Soldaten mit. Bei Euch Conföderirten scheint mir jetzt der Proviant schon verflucht knapp zu sein, und da wir guten Wein in Fülle haben, so erlaubst Du mir wohl, daß ich den Wirth mache," war seine Entgegnung.

Dies war denn ein so vernünftiger Vorschlag, daß ich ein wahrer Narr gewesen wäre, wenn ich ihn nicht angenommen hätte, und so trennten wir uns denn mit den freundlichen Worten: „Also auf Wiedersehen für morgen Abend bei der Weihnachtsbowle."

Ich schickte nun sogleich meinen treuen Neger Pompejus zu

Digitized by Google

Pferde nach dem ungefähr drei deutsche Meilen weit entfernt von mir stehenden früheren preußischen Husarenofficier, dessen ich schon erwähnt habe, schrieb ihm diese Verabredung, und lud ihn ein, mit an dem Feste theilzunehmen. So etwas war ganz nach seinem Geschmacke, und er antwortete, daß er sicherlich kommen würde. Auch zwei andere frühere deutsche Officiere und sechs zuverlässige deutsche Soldaten meines Corps wählte ich zur Begleitung aus. Dem ältesten Hauptmann, dem schon erwähnten früheren Trapper, theilte ich die ganze Festfeier mit, und übergab ihm für die Nacht den Oberbefehl des Corps. Der brave Mann sah ein, daß ich einmal gern einen Abend in der Gesellschaft von Landsleuten lustig sein wollte, und versprach mir, schon dafür zu sorgen, daß wir nicht belästigt sein sollten. Was der alte Trapper aber versprach, darauf konnte man fest vertrauen. Um aber nicht ganz mit leeren Händen zum Feste zu kommen, verschaffte ich mir von unserer Marketenderin ein halbes Dutzend Flaschen ächten Jamaica-Rum, die sie noch besaß, und der glückliche Zufall wollte, daß ein Soldat einen feisten Hirsch geschossen hatte, den ich ihm für sechs Dollars abkaufte. Alle diese Sachen wurden nun auf einen mit drei Maulthieren bespannten Wagen, den wir bei uns führten, gelegt, die sechs Soldaten dazu darauf gesetzt, und so fuhr dieser nach dem Blockhause ab, während wir vier Officiere — denn der Reiteranführer hatte sich versprochenermaßen gegen Mittag auch bei uns eingefunden, zu Pferde dahin ritten.

Jubelnd wurden wir bei unserer Ankunft von den schon einige Stunden vor uns dort eingetroffenen Unionisten begrüßt. Der Unionshauptmann hatte durch seine Leute das alte Blockhaus möglichst reinigen und ganz mit grünen Tannenbüschen bestecken lassen, so daß es recht freundlich aussah; in der Mitte brannte ein mächtiges Feuer, und die Ueberreste von einigen Tischen und Bänken waren auch so weit wieder hergestellt, daß

Digitized by Google

sie für den Abend genügten. So war es denn wirklich ein ganz vortreffliches Local, um ein derartiges, mitten zwischen den feindlichen Vorposten improvisirtes Fest zu feiern. Wir zäumten unsere Pferde ab, versorgten sie in einem halb zerfallenen Schuppen, wo sie etwas vor der ziemlich strengen Kälte geschützt waren, reichlich mit Futter, und waren dann völlig gerüstet, um einen recht heitern Weihnachtsabend zu begehen. Um aber doch vor einem etwaigen feindlichen Ueberfall, der vielleicht von einem andern Streifcorps geschehen könnte, geschützt zu sein, ward ein Doppelposten von einem conföderirten und einem unionistischen Soldaten auf eine kleine Anhöhe neben dem Blockhause hingestellt und alle Stunden abgelöst. Nichts rührte sich aber, und wir konnten die ganze Nacht ungestört mit einander in lustiger Gesellschaft verbringen.

Unsere Abendmahlzeit war inzwischen von den Soldaten, unter denen sich einige ganz geschickte Köche befanden, bereitet worden. Wir hatten vortrefflichen Hirsch- und Truthahnbraten, dann eingemachte Früchte und eine Mehlspeise, Alles sehr gut zubereitet und in so reichlicher Menge, daß auch unsere Soldaten, die an einem Nebentische saßen, vollkommen gesättigt wurden. In bunter Reihe saßen wir vier conföderirte Officiere mit den vier Unionisten zusammen, und wer uns so fröhlich und ächt kameradschaftlich mit einander lachen und plaudern sah, der hätte wahrlich nicht geglaubt, daß wir zwei feindlichen Heeren angehörten, welche schon die erbittertsten und blutigsten Schlachten, welche unser Jahrhundert überhaupt nur kennt, geschlagen hatten. Doch was kümmerte uns an diesem Abend Union und Conföderation, und überhaupt jede Politik der Welt; wir waren lustige, deutsche Officiere, welche einmal einen fröhlichen Weihnachtsabend mit einander feiern wollten. Ein Gleiches war bei unseren Leuten der Fall, die auch alle bunt durcheinander saßen und Brüderschaft tranken, und sich so vergnügten,

Digitized by Google

als wären sie die besten Kameraden einer und derselben Compagnie. Alle möglichen deutschen Vaterländer waren beim Feste vertreten. Vier Unionisten und zwei Conföderirte waren Preußen, ein Unionist und ein Conföderirter Mecklenburger, und zwar Nachbarskinder aus derselben Stadt; sonst waren noch Würtemberger, Badenser und ein sehr lustiger Tyroler, der als Feldwebel bei den Unionisten diente, darunter befindlich. Unser alter Kamerad, der jetzige conföderirte Reiteranführer, hatte seine alte Kunst, eine vortreffliche Bowle zu brauen, nicht verlernt, und uns dann einen Cardinal bereitet, der auch anderswo als in einer Blockhütte allgemeinen Beifall gefunden hätte, während unsere Soldaten einen großen Kessel voll starken Arrackpunsch erhielten. Zwar war bei uns das Trinkgefäß auch nur ein großer Feldkessel, und als Gläser dienten unsere kleinen Feldbecher von Zinn, das hinderte aber nicht, daß wir sehr viel tranken und immer vergnügter und aufgeregter wurden. Alle möglichen deutschen Lieder wurden gesungen. „Was ist des Deutschen Vaterland" wechselte ab mit „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben," denn von uns acht Officieren hatten fünf früher in der preußischen Armee gedient, und „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" folgte auf den Radetzkymarsch. Besonders sangen wir auch die herrlichen Körner'schen Soldatenlieder. Einer von uns Officieren, ein Wiener, konnte auch sehr schön jodeln und sang tyrolerische Alpenlieder, die vielen Beifall fanden. Dabei brachten wir auch verschiedene Gesundheiten aus, wie „auf einen langen Krieg", „auf guten Soldatentod," „auf unsere Lieben im deutschen Vaterland", und noch mehrere andere derartige. Auch ein Pereat auf alle Yankees wurde getrunken, und die Unionisten, welche noch mehr mit ihnen in Berührung kamen, und sie daher auch noch ärger haßten, als wir dies thaten, stimmten am Lautesten hierin mit ein.

So verstrichen die Stunden gleich Minuten, und nichts störte

Digitized by Google

unsere gute Harmonie. Es mochte wohl schon zwei Uhr in der Nacht sein, und wir waren noch immer im besten Singen und Trinken, als ein Ordonnanzsoldat meines Corps angesagt kam. Der alte Trapper, der die Lage des Blockhauses kannte, hatte ihn eilig zu mir geschickt, da eine Ordre angekommen war, daß wir schon in den nächsten Stunden fortmarschiren sollten. So mußte denn geschieden sein — vielleicht für immer, denn es war leicht möglich, daß wir bei der nächsten Begegnung uns schon wieder als Feinde mit dem Säbel in der Hand auf dem Schlachtfelde gegenüberstanden.

„Hurrah hoch! — noch ein Becher sei allen deutschen Soldaten gebracht, daß sie, in welchem Lande sie auch immerhin kämpfen und welcher Fahne sie auch folgen mögen, die alten deutschen Kriegertugenden, Muth, Fahnentreue und Abhärtung niemals vergessen," rief der conföderirte Reiteranführer, und jubelnd leerten wir die Gläser hierauf.

„Nun lebt wohl, Kameraden, wir persönlich bleiben Freunde, was auch immerhin kommen mag, und Jeder unterstützt bei Noth und Gefangenschaft den Andern, so viel er kann," hieß es noch, dann ein herzlicher Händedruck, und wir schwangen uns in die Sättel und galoppirten in der vom hellen Mondschein beleuchteten Schneelandschaft unserem Lager zu. Es war dies wirklich eine prächtige deutsche Weihnachtsfeier, welche ich niemals vergessen werde. Einige Stunden später brach mein Corps auf und marschirte fort.

Ich kam nun häufig mit dem General Jackson in Verkehr, der wegen seiner unerschütterlichen Festigkeit im Feuer der Schlacht von seinen Soldaten den Ehrennamen „Stonewall" (Steinmauer) erhalten hatte. Das war ein Soldat, vor dem man Achtung haben mußte, und ich wünsche meinem Vaterlande Preußen bei einem etwaigen blutigen Kriege nur einige ihm ähnliche Generale, obgleich er bei einer Friedensparade

Digitized by Google

unter den Linden keine sonderliche Figur spielen möchte. Auch er ist ein Westpointschüler, und saß dort mit dem unionistischen General M'Clellan, gegen den er jetzt so häufig kämpft, in einer Klasse zusammen. Im mexicanischen Kriege diente er bei der Artillerie und erwarb sich dort durch seine besondere Kriegstüchtigkeit sehr bald den Rang eines Batteriechefs. Nach dem Frieden war er mit dem Grade eines Majors längere Jahre Professor der Militärwissenschaften an der Marineakademie. Er ist ein sehr langer hagerer Mann mit schlechter Haltung und finsterer Miene, der immer aussieht wie ein deutscher Professor, der über einer schwierigen mathematischen Aufgabe brütet. In der Schlacht ist er von einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit, verliert nie den Kopf, und weiß auch noch in den schwierigsten Lagen den besten Rath zu geben. Auch sonst ist er ein Ehrenmann von wahrhaft ritterlicher Gesinnung, der unermüdet bei Tag und Nacht für das Wohl der ihm untergebenen Mannschaft sorgt, daher von dieser auch mit Recht hoch verehrt wird. Wahrlich, unter einem solchen General zu dienen, ist eine wahre Freude, und ich wünschte nur, unsere conföderirte Armee hätte noch mehrere Stonewall Jacksons.

Sechstes Kapitel.

Die Schlacht bei Shilog am 6 und 7. April 1862. Erster Schlachttag. Unangenehmes Bivouak. Erbitterte Kämpfe der Deutschen gegen Deutsche am zweiten Schlachttag. Einzelgefechte. Unser Rückzug und großer Verlust. Der Prinz Polignac und General Johnstone. Vorpostengefechte und Ueberfälle und verschiedene Scenen dabei. Der General Lee und der unionistische General M'Clellan. Der Beginn der siebentägigen Schlacht bei Richmond. Heftige Kämpfe und ungeheure Verluste während dieser Tage. Meine schwere Verwundung bei Fraciers-Farm. Aufenthalt in Richmond. — Schlußbemerkung des Herausgebers.

Zu den heftigsten und blutigsten Gefechten, welche ich bisher hier mitgemacht habe, gehört entschieden der Kampf bei Shilog

Digitized by Google

am 6. April 1862. Der unionistische General Grant, der unbedingt mit zu den tüchtigsten Führern zu zählen ist, welche unsere Feinde besitzen, hatte seine Streitkräfte am Tenessee zusammengezogen, wollte sich dort mit dem General Buell verbinden, der von Columbus kam, und dann mit vereinten Kräften einen Einfall in die eigentlichen Südstaaten unternehmen. Dem mußten wir wo möglich zuvorzukommen suchen, und die Generale Beauregard und Johnstone entschlossen sich nun zu einem raschen Angriff auf das Grant'sche Corps. In aller Eile wurden unsere etwas weit auseinanderstehenden Truppen jetzt zusammengezogen. Leider waren die Wege aber so grundlos, daß wir trotz des angestrengtesten Marschirens nicht so schnell vorwärts kommen konnten, als wir wünschten. Bis weit über die Knöchel sanken unsere Leute in den tiefen Schlamm, und wenn wir Officiere ihnen auch mit gutem Beispiel vorangingen und sie so schnell als möglich vorwärts trieben, es ging einmal nicht. Auf das Aeußerste erschöpft, langten wir am Abend des 5. April in Pittsburg an, wo wir bei flammenden Bivouakfeuern eine kurze nächtliche Rast hielten. Glücklicherweise fehlte es nicht an hinreichenden Lebensmitteln, ein großes, auf den Kohlen der Wachfeuer geröstetes Beefsteak, und dazu ein Glas heißer Brandypunsch, frischte die erschöpften Lebensgeister von Soldaten wie Officieren wieder auf, und gab neue Kraft für den morgenden Kampf.

Noch graute die Morgendämmerung am 6. April, als wir uns der feindlichen Stellung näherten. Der General Grant hatte eine feste Aufstellung auf der Straße von Pittsburg nach Corinth genommen, wobei das Dorf Shilog mit seiner starken Kirche sein Centrum bildete, und selbst im günstigsten Falle mußte es uns viele Opfer kosten, bis wir ihn daraus vertrieben hatten. „By Jäsus, heute wird mancher Mutter ihr Sohn die Erde küssen; ich wollte nur, ich wäre der Erbe von Allen, die den

Digitized by Google

Abend nicht mehr erleben werden, da brauchte ich hier kein Soldat zu sein und ich könnte im grünen Erin so viele Kartoffeln mit Schweinebraten essen und ächten Brandy dazu trinken, als ich nur möchte," lachte ein kleiner rothhaariger, sommersprossiger Irländer, so ein ächter Repräsentant seiner Nation, der mit zu den besten Soldaten meines Corps gehörte und sich vor Sebastopol bereits die Krimmedaille verdient hatte. Kaum waren diese Worte aus seinem breiten Munde, da krachte ein Schuß aus einer gezogenen Kanone einer vorgeschobenen feindlichen Batterie, und mit zerschmettertem Kopfe stürzte der Irländer lautlos zusammen. Ich ritt zufällig dicht neben ihm, und mein Schimmelhengst machte erschreckt einen so plötzlichen Bogensatz, daß ich, der ich gar nicht darauf vorbereitet war, fast den Sitz im Sattel verloren hätte.

Unter dem Feuer der feindlichen Geschütze, die indeß größtentheils zu hoch schossen und uns keinen sonderlichen Schaden zufügten, nahmen wir jetzt unsere Aufstellung. Unsere Avantgarde, zu welcher mein Bataillon gehörte, befehligte der General Hardee, während die Generale Beauregard und Johnstone das Centrum, Brag den rechten und Polk den linken Flügel befehligten. Auf schäumendem Roß kam jetzt ein Ordonnanzofficier des Generals Beauregard angejagt und brachte uns den Befehl zum Angriff. Neben meinem Corps stand ein Arkansas-Regiment, fast nur aus lauter großen, starken, abgehärteten Hinterwäldlern bestehend. Wir hatten stets eine gewisse Eifersucht gegen einander gehegt, und als wir nun den Befehl zum Vorrücken erhielten, wollte jedes Corps es dem andern gern zuvorthun, und so stürzten wir denn förmlich im Wettlauf vorwärts. Zwar erhielten wir noch eine tüchtige Salve, und mancher Mutter ihr Sohn mußte die Erde küssen, wie der erschossene Irländer vorher sich ausgedrückt hatte, allein unser Vorwärtsstürmen ward dadurch nicht aufgehalten. Bald waren wir mitten in die feind-

Digitized by Google

liche Division hinein, und ein wüthender Kampf begann jetzt. Die Arkansas-Hinterwäldler hatten ihre langen, schweren Rifles umgekehrt und schlugen nun mit den Kolben so kräftig drein, wie es die pommer'sche Landwehr bei Großbeeren 1813 auch nicht besser gemacht haben kann, während meine Leute sich mehr des Bajonnets bedienten, da ich ihnen im letzten Winter häufig Unterricht im Bajonnetfechten ertheilt hatte. Einem solchen Anlauf war die uns gegenüberstehende unionistische Division Prentis nicht gewachsen, ihre Regimenter verloren bald die feste Haltung, und viele Soldaten warfen die Gewehre fort, oder ergaben sich zu Gefangenen. Wohl an 3000 Gefangene, welche sogleich hinter die Reserve geführt wurden, machten wir auf diese Weise. Schon wollten wir uns über diesen schnellen Sieg tüchtig freuen, allein es kam anders. Der General Grant hatte gesehen, daß wir seine Infanterie vernichteten, und er ließ so nun einige zwanzig Geschütze ihr verheerendes Feuer gegen uns richten. Es war ein so furchtbarer Kugelregen, mit dem wir überschüttet wurden, wie ich solchen selbst bei Sebastopol nicht ärger sah. Mein schöner Schimmelhengst stürzte gleich tödtlich verwundet unter mir zusammen, und als ich mich unter dem Pferde wieder aufraffte, sah ich, daß mindesten 60—70 meiner Leute schon todt oder verwundet am Boden lagen; die anderen aber in unordentlicher Flucht auseinanderstoben. Es war dies ein entsetzlicher Anblick, bei dem man vor Zorn schon verrückt werden konnte. Uebrigens war es dem Arkansas- und noch einem andern Regimente, welche neben uns fochten, auch nicht besser gegangen. Der General Beauregard, der unser Zurückweichen bemerkte, ließ nun den General Johnstone mit einem Louisiana- und einem Mississippi-Regiment vorstürmen, um die Batterie zu nehmen. Kaum war diese Truppe in die Feuerlinie gekommen, so stürzte der tapfere General tödlich verwundet vom Pferde. Inzwischen war es mir auch mit Hülfe meiner Officiere, von

Digitized by Google

denen schon zwei erschossen, fünf aber verwundet waren, wieder gelungen, meine Leute zu sammeln. Einem feigen Kerl, der kläglich schrie: „Es hilft Alles nichts, wir sind doch schon verloren," hieb ich in meinem Zorn mit dem scharfen Säbel so über sein Maul, daß er schwer verwundet zusammenstürzte. Wir schlossen uns nun den Johnstone'schen Truppen, die über ihres Führers Fall sehr wüthend waren, an, und erstürmten unter lautem Geschrei die feindliche Stellung. Zwar wichen die Unionisten diesem Sturm aus, allein wir erhielten nun bald von den im Flusse sehr günstig postirten feindlichen Kanonenbooten ein so verheerendes Feuer, daß wir nicht weiter vorwärts kommen konnten. So zog sich der Kampf denn fast den ganzen langen Tag hin, ohne daß es irgendwie zu einer Entscheidung kam. Wir konnten nicht vorwärts, und unsere Gegner auch nicht, und so knallten wir von beiden Seiten denn lustig auf einander los, und tödteten uns gegenseitig viele Leute. Die geringe tactische Manövrirfähigkeit, sowohl der unionistischen wie der conföderirten Armee, zeigte sich bei diesem Kampfe wieder recht auffällig, denn weder wir, noch unsere Gegner vermochten durch ein kühnes, sicher geleitetes und genau ausgeführtes Manöver die Sache irgendwie zur Entscheidung zu bringen. Als die Dunkelheit endlich einbrach und dem weiteren Kampf ein Ende machte, hatten wir zwar einiges Terrain gewonnen, sonst aber auch nicht viele Erfolge erreicht. Die Nacht, welche wir nun verlebten, war scheußlich. Bei unserem stets sehr ungeregelten Verpflegungswesen mangelte es gänzlich an Proviant, und wer von den Soldaten nicht noch ein Stücklein Speck und Maisbrod im Brodbeutel und einen Schluck Brandy in der Feldflasche hatte, der konnte nur getrost hungern und dursten, so viel er wollte, denn von unserem Proviantcommissariat ward auch nicht das Mindeste an Nahrungsmitteln für Menschen und Pferde ausgetheilt. Dabei fing es in der Nacht zu regnen und zu stürmen

Digitized by Google

an, es war kein Holz zum Feueranmachen mehr vorhanden, und so standen wir hungernd, frierend und vollständig durchnäßt die ganze lange Nacht in einem Haufen zusammen, und konnten aus purer Verzweiflung das mehr schöne als wahre Lied: „Ach welche Lust, Soldat zu sein" in allen möglichen Tonarten singen.

Das Schlimmste war aber noch, daß un die Munition auszugehen anfing, und wegen der gewöhnlich herrschenden Unordnung keine neue zu erlangen war. Als ich in der grauenden Morgendämmerung nachsah, hatte jeder Soldat nur noch durchschnittlich acht Patronen, und damit sollte er auskommen. Das war denn ein böses Ding für uns, wenn, wie dies zu erwarten war, die Feinde wieder von Neuem angriffen. Kaum war der Tag vollständig angebrochen, so ließ der unionistische General Grant, der in der Nacht neue Truppen erhalten hatte, uns mit voller Kraft wieder angreifen. Wir vertheidigten uns eine Zeit lang wie Verzweifelte, und so lange wir noch Munition hatten, schossen meine Leute gar viele Unionisten zusammen. Plötzlich aber machten zwei unionistische Ohio-Regimenter einen herzhaften Angriff auf die neben uns stehenden Mississippi-Regimenter. Diese hielten den Stoß nicht aus und fingen an zu weichen, und auch mein Corps, welches sich jetzt vollständig verschossen hatte, ward anfänglich von diesem unordentlichen Rückzuge mit fortgerissen. Glücklicherweise kam jedoch eine schwere zwölfpfündige Batterie, welche ein sehr tüchtiger früherer belgischer Artillerieofficier befehligte, uns jetzt zur Hülfe, und ihr Feuer wirkte so verheerend auf die Unionisten, daß diese ihr Vordringen aufgeben mußten. Auch zwei sehr muthige conföderirte Cavalerieregimenter unter den Obersten Lewis und Connor machten jetzt einen heftigen Angriff auf die Feinde. Es war ein schöner Anblick, diese Reiter, die größtentheils aus lauter jungen virginischen Freiwilligen bestanden, auf ihren edeln vir-

Digitized by Google

ginischen Rossen gegen den Feind losssprengen zu sehen. So viel ich konnte, brachte ich meine Mannschaft jetzt auch wieder zum Stehen. „Pfui, Ihr Leute, schämt Euch, soll die Cavalerie denn Alles jetzt allein thun und Euch als feige Hunde verachten. Wenn Ihr keine Patronen habt, so ist das Bajonnet ja noch da!“ rief ich laut. Diese Worte halfen; wir sammelten uns bald wieder, und ich zu Fuß, den schweren Säbel in der Hand, meine Soldaten aber mit gefälltem Bajonnet, stürmten wir der Cavalerie nach und auf die Feinde los. Ein furchtbarer Kampf Mann gegen Mann, wie ich solchen niemals wilder und blutiger gesehen habe, begann jetzt. Es waren größtentheils Deutsche von einem Ohio-Regiment, gegen welche wir jetzt fochten, und auf beiden Seiten konnte man deutsche Flüche und Ausrufungen vernehmen. So mordeten sich denn jetzt die Söhne des gleichen Vaterlandes, ja oft vielleicht sogar der gleichen Vaterstadt in schonungsloser Wuth um eine Sache, die eigentlich beiden Theilen vollständig gleichgültig sein konnte. In diesem Augenblick waren wir aber Alle so von Wuth und Mordlust ergriffen, daß kein anderer Gedanke in unserer Brust Platz finden konnte. Gegen mich stürzte ein Officier eines Ohio-Regiments, ein schöner blonder, kräftiger junger Mann, in wildem Eifer vor, und die Worte mit unverkennbar süddeutschem Dialekt ausrufend: „Da, nimm das, verfluchter Sclavenzüchter!“ führte er einen kräftigen Säbelhieb auf meinen Kopf. Zum Glück hatte ich zufällig einen gefüllten Tabaksbeutel in meinen großen, weichen Filzhut gelegt, und hierdurch ward die Kraft des Hiebes gänzlich geschwächt. „Da ist der Lohn dafür, Du Miethsoldat eines Yankee!“ antwortete ich, und hieb nun meinen Angreifer so kräftig über den rechten Arm, daß dieser sogleich machtlos daniedersank und ihm der Säbel aus der Hand fiel. Ich hätte meinen Gegner nun tödten können, und wäre er ein Yankee gewesen, so hätte ich dies auch entschieden gethan;

Digitized by Google

da er aber ein Deutscher war, so widerstrebte es meinem Gefühl, und ich sprang weiter in die Mitte der Feinde hinein. Schon war es den vereinten Anstrengungen unserer Reiterei, die wie lauter wilde Teufel dreinhieben, und den wieder gesammelten Theilen unserer Infanterie gelungen, die Feinde zurückzudrängen, als plötzlich der unionistische General Buell mit mehreren ganz frischen Divisionen auf dem Schlachtfelde erschien. Jetzt gingen die Unionisten, welche sich zuletzt nur noch in der Defensive verhalten hatten, sogleich mit erneuter Kraft zur Offensive über. Einige feindliche Wisconsin- und Indianer-Regimenter, die noch gar nicht im Feuer gewesen waren, brachen so gewaltig gegen uns vor, daß unsere gänzlich erschöpften, munitionslosen Leute diesem abermaligen Angriffe nicht mehr gewachsen waren. Neue Reserven, um solche vorzuführen, besaßen wir nicht mehr, und so mußte die Schlacht denn schon von uns verloren werden. Es kam zwar noch an manchen Stellen, und besonders auch im Centrum zum erbitterten Handgemenge, allein die Schlacht war nicht mehr für uns zu retten. Bei der geringen Disciplin, die wir hatten, waren auch zuletzt alle unsere Leute bunt durcheinander gekommen. So hatte ich endlich kaum noch fünfzig Mann von meinem eigenen Corps, aber an zwei Hundert Soldaten von den Louisiana- und Arkansas-Regimentern um mich gesammelt, und wir brachen uns mit dem Bajonnet gewaltsam eine Bahn durch die uns umringenden Feinde.

Einen feindlichen Stabsofficier schoß ich noch mit dem Revolver vom Pferde, und einen andern Soldaten hieb ich mit meinem Pallasch noch quer über den Kopf. Glücklicherweise begann unsere Artillerie, die noch Munition besaß, jetzt ein so verheerendes Feuer gegen die Feinde, daß diese bald von jeglicher weiteren Verfolgung abstanden. So wurden denn die spärlichen Ueberreste unserer Armee vor dem gänzlichen Untergange gerettet. Furchtbar waren aber die Verluste, welche wir

Digitized by Google

erlitten hatten. Fast an 2800 Todte und über 10,000 Verwundete, von denen über die Hälfte auch noch starben, und an 3000 Gefangene hatte unser Heer verloren. Ich bin gewiß gegen Scenen des menschlichen Elends schon sehr abgehärtet, allein die Nacht nach dieser verlorenen Schlacht werde ich niemals vergessen. Wie es auch gar nicht anders sein konnte, so waren sowohl bei uns wie eben so auch bei den Unionisten die Lazaretheinrichtungen nur höchst mangelhaft, und es fehlte sehr, sowohl in der Qualität wie Quantität, an Aerzten. So mußten denn bei dieser großen Zahl von Verwundeten viele Hunderte, ja selbst Tausende von gräßlich verwundeten Soldaten ganz hülflos auf dem Schlachtfelde liegen bleiben und allmählich verbluten oder verhungern, ohne daß nur eine rettende Hand sich ihrer angenommen hätte. Wollte man aber Orte des Grausens und Schreckens sehen, so mußte man unsere in elenden Holzbaracken improvisirten Lazarethe besuchen, wo Hunderte von röchelnden, stöhnenden und sterbenden Menschen ohne die mindeste Unterlage auf den von ihrem Blute durchweichten Boden lagen. Wahrlich, gegen diese conföderirten Lazarethe nach der Schlacht bei Shilog waren die russischen Lazarethe in Sebastopol wahrhaft comfortable Aufenthaltsorte. Drei armen schwer Verwundeten, die am Wege lagen und vor Schmerz entsetzlich schrien und baten, daß wir sie durch einen Schuß von ihren unerträglichen Leiden befreien möchten, habe ich mit meinem Revolver diesen letzten Kameradschaftsdienst erwiesen. Der eine war ein blutjunger, hübscher Deutscher, der sich erst seit einigen Wochen bei uns hatte anwerben lassen. Er schien von Bildung und guter Herkunft zu sein, vermied aber sorgfältig, über seine früheren Verhältnisse zu sprechen, und hatte sich auch unter einem wahrscheinlich angenommenen Namen in die Listen eintragen lassen. Ein Kartätschenschuß hatte ihm den ganzen Unterleib aufgerissen, so daß die Gedärme weit heraushingen. Ich setzte

Digitized by Google

ihm den Revolver dicht hinter das Ohr, drückte ab, und er war von allen Schmerzen erlöst. Der zweite war ein alter polnischer Unterofficier, der schon seit dreißig Jahren in allen Kriegen der Welt gefochten hatte. Es war ihm durch einen Schuß die ganze Kinnlade weggerissen, so daß er nicht mehr sprechen, sondern nur mit der Hand pantomimisch andeuten konnte, daß ich ihn erschießen möge; der dritte war ein Arkansas-Hinterwäldler, dem beide Füße oberhalb des Knies abgeschossen waren. Es kam übrigens in dieser Nacht nach der verlorenen Schlacht unzählige Mal vor, daß unsere Leute ihre verwundeten Kameraden auf deren inständige Bitten erschossen.

Die Unionisten, welche mindestens eben so viele Leute als wir selbst verloren hatten, waren zu sehr geschwächt, um uns verfolgen zu können, und so konnten wir denn am andern Morgen versuchen wieder einige Ordnung in unsere zerrissenen Haufen hineinzubringen. Mein Corps war am Morgen vor der Schlacht 657 Mann stark; als ich am nächsten Tage nach dem Rückzuge es wieder sammelte, betrug dessen Stärke aber nur 370; alle anderen waren getödtet, verwundet oder gefangen worden. Von den Officieren waren vier getödtet und sieben verwundet, so daß ich augenblicklich nur noch sechs zum Dienst übrig behielt. Von den von uns gemachten Gefangenen ließen sich in den nächsten Wochen noch ungefähr 40 Deutsche, Irländer und Schweizer von mir anwerben, und an 60—70 andere Freiwillige, meist lauter junge Burschen von der Texas'schen Gränze, traten auch noch ein, so daß ich doch wieder an 500 Mann stark war. Zu Officieren wurden zwei junge Pflanzer aus Louisiana und Texas, dann ein Canadier aus Montreal und ein früherer französischer Lieutenant der päpstlichen Armee unter dem General Lamoricière, den ich noch von Rom her oberflächlich kannte, ernannt. Völlig so gut, wie es früher war, ward mein Corps aber nach dieser verlorenen Schlacht niemals wieder,

Digitized by Google

und auch die ganze Beauregard'sche Armee konnte sich nicht wieder von den großen Verlusten, welche sie an diesem zweiten Unglückstag von Shilog erlitten hatte, erholen. Unter den Officieren, welche sich an diesem Tage besonders auszeichneten, war auch ein französischer Legitimist, Prinz Polignac, der als erster Adjutant bei dem General Beauregard diente. Er war überall dort zu finden, wo der Kampf am Heftigsten tobte, führte wiederholt mehrere weichende Bataillone in das Feuer wieder zurück, und zeichnete sich durch große Ruhe und Umsicht sehr vortheilhaft aus. Auch sonst war dieser junge Prinz Polignac ein höchst liebenswürdiger, angenehmer Mann von den ritterlichsten Eigenschaften, der es bald verstanden hatte, sich im conföderirten Heere allgemeine Anerkennung zu verschaffen.

Unter den vier bis fünf Generalen, welche wir an diesem Tage verloren, war der bedeutendste Verlust der des Generals Johnstone, der, als er seine Truppen zum Sturm auf die feindlichen Verschanzungen führte, den Soldatentod fand. Er war ein tüchtiger, sehr energischer Soldat, der auch in dem besten europäischen Heere vollkommen seinen Platz ausgefüllt haben würde, wenn auch freilich seine Manieren vielleicht etwas zu rauh für die geselligen Verhältnisse, in denen sich ein Officier in Europa bewegen muß, gewesen wären. Wie fast alle tüchtigen Oberofficiere der conföderirten Armee hatte Johnstone, der ein geborener Kentuckyer war, seine regelmäßige militärische Ausbildung in der Westpoint-Akademie erhalten, dann aber längere Zeit in der regulären nordamerikanischen Armee gedient. Schon in dem mexicanischen Kriege soll er sich als Oberst eines Freiwilligen-Regiments sehr ausgezeichnet haben, und ein besonderer Liebling des alten General Scott gewesen sein. Er war ein wahrer Repräsentant der Kentuckyer, kühn, in allen ritterlichen Künsten sehr geübt, dabei aber oft wohl etwas laut und renommirend, und leicht zu Streitigkeiten geneigt.

Digitized by Google

Wir blieben nun noch einige Zeit in Korinth stehen, und suchten unsere Truppen wieder so gut als möglich zu organisiren. Da bald neue Regimenter aus Arkansas und Missouri bei uns einrückten, so war der bei Shilog erlittene numerische Verlust dadurch wieder ausgeglichen, allein das Selbstvertrauen, welches für jede im Felde stehende Truppe von unschätzbarem Werthe ist, wollte noch nicht so bald wieder zurückkehren.

Ich selbst suchte mit meinem kleinen Corps so bald als möglich wieder in Thätigkeit zu kommen, denn ich wußte aus Erfahrung, daß für Soldaten, welche eine Schlacht verloren haben, nichts so vortheilhaft ist, als wenn sie Gelegenheit finden, recht bald sich wieder mit den Feinden im freien Felde umhertummeln zu können. So marschirte ich denn einige Wochen nach der Shiloger Schlacht wieder aus Korinth fort, und führte an den Ufern des Teneſſee einen kleinen lebhaften Guerillakrieg mit den Feinden. Kam auch dabei nicht allzu viel heraus, so war es doch ein lustiges Geplänkel hin und her, bei dem wir auch häufig dem Feinde einen kleinen Abbruch thaten. So entsinne ich mich noch mit Vergnügen eines Gefechts, welches wir bei Gelegenheit des Ueberfalls eines feindlichen Transportzuges hatten. Durch unsere Spione, welche wir überall fanden, — denn da wir alle Nachrichten gut bezahlten, so fehlte es uns auch nicht an Leuten, welche uns mit solchen versorgten — war uns verrathen worden, daß ein Zug von dreißig bis vierzig feindlichen Transportwagen in der Entfernung von fünf bis sechs deutschen Meilen an uns vorbei nach dem unionistischen Lager fahren würde. Die Bedeckung davon sollte aus 4—500 Mann eines New-Yorker Milizregimentes, unbedingt die schlechteste Truppe der unionistischen Armee, bestehen. Das wäre denn ein gar fetter Fang gewesen, den wir uns wo möglich nicht entgehen lassen konnten. Es wurden von meinem Corps 300 Mann der tüchtigsten und abgehärtetsten Soldaten und dazu 200 berittene

Digitized by Google

Freischärler, größtentheils Kentuckyer, ausgewählt, um in aller Eile und Stille, denn auch die Unionisten besaßen gar viele Spione, den Marsch auszuführen. Wir brachen gegen Nachmittag in einer anfänglich entgegengesetzten Richtung auf, um etwaige feindliche Kundschafter irre zu leiten, und schlugen erst, als die Dämmerung anbrach, den richtigen Weg ein. Es war ein forcirter Marsch die ganze Nacht hindurch, wie solchen nur ungemein abgehärtete Truppen, welche dabei ganz ohne Gepäck marschiren, ausführen können. Einzelne von meinen Leuten, die nicht mit konnten, blieben nun zwar zurück, doch war dies verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Zahl; die große Mehrheit leistete alles Mögliche, und marschirte die fünf deutschen Meilen in ungefähr acht Stunden, ohne auch nur einmal dabei zu rasten. Es waren abgehärtete, verwetterte Burschen, welche ich in meinem Corps besaß, denn wer dies nicht war, der taugte nicht für uns und unterlag bald den unaufhörlichen Strapazen, denen wir bei Tag und Nacht ausgesetzt waren.

Als wir endlich in einem kleinen Wäldchen, durch welches der feindliche Transport kommen mußte, angelangt waren, hielt ich mit dem Führer der Kentucky-Cavalerie einen kurzen Kriegsrath, auf welche Weise wir unsere Beute am Sichersten gewinnen könnten. Es ward nun bald beschlossen, daß ich mit meinen Scharfschützen mich auf beiden Seiten des Weges im Holze postiren, die Reiterei aber die Unionisten schon im freien Felde angreifen solle. Wir muthmaßten, daß der unionistische Befehlshaber sich bestreben würde, so schnell als möglich das Gehölz zu erreichen, da er hier besser vor den Angriffen der Reiterei geschützt war, und gerade dadurch am Leichtesten in unseren Hinterhalt fallen müsse. So trabten denn die Kentuckyer auf ihren kleinen feurigen Rossen bald wieder von uns fort, um den Feind von beiden Seiten anzugreifen, während ich meine ermüdeten Scharfschützen, denen die kleine Rast sehr wohlthat,

Digitized by Google

auf möglichſt zweckmäßige Weiſe in dem Gehölz aufſtellte. Ungefähr nach einer halben Stunde konnten wir draußen auf dem freien Felde einen Lärm hören, als wenn der Kampf begonnen hätte. Um beſſer recognosciren zu können, ſchlich ich mich zu dem Rande des Gehölzes und kletterte dort auf einen hohen Ahornbaum, von dem ich eine freie Ausſicht auf das Feld vor uns hatte. In meinen Jugendjahren, als Cadet in Berlin, war ich zwar ein ganz gewandter Kletterer geweſen, jetzt aber in einem Alter von achtunddreißig Jahren fiel mir die Erklimmung des hohen Baumes ungemein ſchwer, und ich muß einen komiſchen Anblick dabei gezeigt haben; doch was thut man im Kriege nicht Alles, wenn man gern einen recht glücklichen Ueberfall ausführen will. Hier oben in der Krone meines Ahornbaumes genoß ich eine recht weite Ausſicht, und konnte mit einem trefflichen Berliner Fernglaſe gut recognosciren. Der unioniſtiſche Transport beſtand aus ungefähr ſiebenzig ſchwer beladenen Wagen und einer Heerde von einigen vierzig Ochſen, und ward von mindeſtens 700 Mann Infanterie escortirt. Unſerer Verabredung gemäß griff die Kentuckyſche Reiterei nun dieſe Bedeckung mit lautem Geſchrei von allen Seiten an. Zu einem ernſthaften Kampfe ließen es die gewandten Reiter nicht kommen, ſondern umſchwärmten die Unioniſten überall, ſuchten ſie zu necken und ihren Marſch aufzuhalten, und ſtoben auf ihren ſchnellen Roſſen bald wieder auseinander, ſobald ſie ernſthaften Widerſtand fanden. Da die New-Yorker Milizen ihrer Gewohnheit nach ſehr ſchlecht und aus viel zu weiter Entfernung ſchoſſen, ſo ſchienen die Kentuckyer, ſo weit ich dies überſehen konnte, bisher noch keine Verluſte erlitten zu haben. Erſichtlich war aber, daß der Anführer des feindlichen Transports in möglichſter Eile den Wald zu erreichen ſuchte, um dadurch vor dieſen ihm unbequemen Neckereien der Reiterei geſchützt zu ſein. Ungefähr eine Viertelſtunde hatte ich oben in dem Baume in recht unbequemer Weiſe

Digitized by Google

gehockt, da wußte ich genug, und kletterte in freudiger Eile wieder herunter. Ich versah mich dabei und trat auf einen schwachen Ast, der unter mir zusammenbrach, so daß ich die letzten zwanzig Fuß gewaltig herunterpurzelte. Glücklicherweise fiel ich auf weiches Moos und that mir weiter keinen Schaden, nur daß ich meine weiten grauen Pumphosen, die unten in Reiterstiefeln steckten, der Länge nach zerriß. Nun, da ich in keinen Damensalon, sondern in ein Gefecht gehen wollte, so machte es nicht viel aus, wenn auch das Hemd hinten weit hinausflatterte, so daß meine Leute in ein lautes Gelächter darüber ausbrachen. „Haltet Eure Mäuler, Ihr verfluchten Kerle, das hat man davon, wenn Euer Commandant wie eine Eichkatze in die Bäume klettern muß, um zu recognosciren, damit Ihr einen guten Fang machen könnt!" rief ich ihnen halb lachend, halb erzürnt zu, denn ich hatte mir bei dem Fall doch die Haut etwas geschunden, und ärgerte mich, nun noch deshalb ausgelacht zu werden.

In aller Eile gab ich nun noch die nöthigen Dispositionen, und befahl besonders, nicht zu voreilig zu feuern, sondern meinen Signalpfiff deshalb abzuwarten. Bald kamen auch die ersten unionistischen Truppen in den Wald, und nicht lange darauf folgten ihnen gleichfalls die Wagen. Meine Leute, bei denen nicht mehr die feste Disciplin, wie anfänglich in meinem Corps, herrschte — denn ich hatte in der letzten Zeit zu viele wilde Strolche anwerben müssen — wurden von Ungeduld hingerissen und fingen aus ihren Verstecken theilweise früher zu schießen an, als ich das Signal dazu gegeben hatte. Ich war wüthend vor Zorn darüber, und hieb einen irländischen Lümmel, der seine Büchse dicht an meinem Ohr abschoß, so gewaltig mit der flachen Klinge über seinen dicken Schädel, daß er noch Wochen lang die Spuren davon zeigte. Da nun doch einmal unser Hinterhalt vorschnell verrathen war, so blieb mir nichts Anderes übrig, als meinen Leuten das Signal zum An-

Digitized by Google

griff zu geben und dabei zu rufen: „Jetzt erst eine Salve gegeben, und dann drauf los mit dem Bajonnette, Ihr Burschen!“ Aus allen Büschen krachten nun die Schüsse auf die überraschten Feinde, und bevor sich diese noch von ihrem Schrecken erholen konnten, stürzten wir auf sie ein. Einige der New-Yorker Milizen gaben zwar noch Feuer auf uns, so daß wir sechs bis sieben Mann an Todten und Verwundeten verloren, die meisten jedoch warfen ihre Gewehre weg und suchten sich durch eiligste Flucht in die Gebüsche zu retten. Die Kentuckyer, welche inzwischen unsere Schüsse gehört hatten, griffen nun auch die Nachhut des Feindes an und zerstreuten solche ohne weiteren Widerstand. Ich selbst lief auf den Befehlshaber der ganzen Abtheilung zu, einen langen, hagern Yankee, der auf einem großen dürren Schimmel ritt, hielt ihm meinen Revolver unter die Nase und rief: „Ergeben Sie sich sogleich zum Gefangenen, oder ich schieße Sie durch den Kopf!“

„Mir will gemuthen, daß wir arg überfallen sind. Hier haben Sie meinen Degen; aber nun stecken Sie Ihren Revolver weg, das Ding könnte doch unversehens losgehen,“ antwortete dieser mit unverwüstlicher Seelenruhe, überreichte mir damit sein Heldenschwert, worauf er alsdann eine Prise nahm und mir ganz artig die Dose darbot.

Wir hätten ohne Zweifel die gesammte unionistische Bedeckung gefangen nehmen können, wenn nicht Viele meiner Leute in gieriger Plünderungswuth über die erbeuteten Wagen hergefallen wären. Leider wollte der Zufall, daß der erste Wagen, den die Halunken erbrachen, mit Branntwein beladen war, und nun konnte ich besonders die vielen Irländer und Deutschen nicht mehr davon fortbringen. Was half es, wenn ich fluchte, befahl und mit der flachen Klinge dreinhieb, daß mir zuletzt der Arm davon ermüdete, die Kerle wurden, wie das Eisen von dem Magnet, gewaltsam von dem Brandy angezogen. So

Digitized by Google

machten wir nur ungefähr an 200 Unionisten zu Gefangenen, die Uebrigen retteten sich nach allen Seiten in die Büsche. Die meisten Wagen, welche wir erbeuteten, waren mit Mehl, Zwieback, Fleisch und Schuhzeug, einige auch mit Branntwein in Fässern beladen, und da in unserem Lager schon fühlbarer Mangel an Lebensmitteln eingetreten, so kam uns diese Beute sehr gut zu statten. Leider riß aber an diesem Tage eine so große Völlerei unter meiner Mannschaft ein, und die betrunkenen Kerle machten solchen Unfug, daß ich jegliche Autorität über sie verlor. Zwei Wagen mit Branntwein übergab ich den fortziehenden Kentucky-Reitern, welche nicht betrunken waren, die anderen Branntweinfässer ließ ich aber auslaufen, um somit eine Wiederholung dieses Saufgelages zu verhindern. Einer meiner Soldaten, ein geborener Engländer, ein roher, arger Trunkenbold, wollte sich dem Auslaufen dieser Fässer mit Gewalt widersetzen, und stieß mich dabei vor die Brust. Ich war gerade in der rechten Stimmung, um mir solches gefallen zu lassen, und schoß dem Kerl eine Ladung aus meinem Revolver durch den Kopf, daß das Gehirn sogleich umherspritzte. Der bessere und nüchterne Theil meiner Leute trat nun schnell auf meine Seite, und wir banden und knebelten die Trunkenholde und ließen sie die ganze Nacht in sehr unbequemer Stellung unter den Wagen liegen. Leider waren uns bei all' diesen Unordnungen und Tumulten fast unsere sämmtlichen Gefangenen wieder davongelaufen, so daß wir ohne solche am zweiten Tage wieder in unser Lager zurückkehren mußten. Nun, es waren nur New-Yorker Milizen, und ob die Unionisten von diesem unbrauchbaren Gesindel einige Tausend Mann mehr oder weniger hatten, trug gerade nicht viel zur Vermehrung ihrer Stärke bei.

Ueber den reichen Fang an Transportwagen mit ihrer Bespannung erhielt ich eine große Belobung.

An derartigen kleineren Expeditionen fehlte es überhaupt

Digitized by Google

jetzt nicht, ich kam oft in Wochen nicht aus den Kleidern, und war Tag und Nacht draußen. Mitte Juni marschirten wir nun gegen Richmond zu, wo der General Lee ein großes conföderirtes Heer zusammenzog; dieser General gehörte gleichfalls mit zu den fähigsten Führern der conföderirten Armee, und da ich ihn schon von Sebastopol her, wo er sich längere Zeit im russischen Lager aufhielt, persönlich kannte, so freute ich mich, daß wir jetzt unter seinen Befehl kommen sollten. Er ist ein geborener Virginier, soll ein Nachkomme des berühmten General Washington sein, und sich auch jetzt im Besitz von dessen ursprünglichem Gute befinden. Wie alle wirklich tüchtigen Generale, sowohl der Union, wie der Conföderation, denn was die Advocaten und andere Privatpersonen, denen man Corps übergab, für Unheil anrichteten, hat sich bei den unionistischen Truppen nur zu oft herausgestellt, hat auch Lee seine regelrechte militärische Erziehung in Westpoint erhalten. In dem mexicanischen Kriege zeichnete er sich als höherer Ingenieurofficier sehr aus, und erhielt sogar später die wichtige Stelle als Director der Westpointacademie.

Er ist unbedingt der beste Stratege der conföderirten Armee, wenn ihm auch vielleicht rücksichtslose Kühnheit und die Gabe, persönlich ermuthigend auf die Soldaten einzuwirken, wie solche der alte Jackson in so hohem Grade besitzt, abgehen mögen.

Ein eigenthümlicher Zufall ist es, daß der General Lee und der unionistische General M'Clellan, die jetzt in diesem Kriege in Virginien häufig gegen einander commandiren und sich schon sehr blutige Schlachten geliefert haben, von der damaligen Unionsregierung zusammen nach Sebastopol gesandt worden waren. Beide wohnten damals in der gleichen Stube zusammen, verkehrten immer mit einander, und der ältere Lee war dem jüngeren M'Clellan stets ein wahrhaft väterlich besorgter Freund. Da ich fertig englisch spreche, was bei den meisten russischen Landofficieren gerade nicht der Fall ist, so verkehrte ich damals in

Digitized by Google

Sebastopol ziemlich viel mit diesen beiden nordamerikanischen Officieren. So erinnere ich mich noch lebhaft eines Abends, wo wir nach einem heftigen Bombardement mit noch zwei anderen Officieren zusammen in des damaligen Obersten Lee Stube saßen und uns den heißen Thee mit Rum vortrefflich schmecken ließen. Wie es unter diesen Verhältnissen stets der Fall ist, drehte sich unser Gespräch fast ausschließlich nur um kriegerische Ereignisse, und wir sprachen darüber, ob wir wohl noch Gelegenheit finden würden, die hier in Sebastopol in so großartiger Weise gemachten Erfahrungen dereinst in einem andern Kriege zu benutzen. Die beiden Nordamerikaner äußerten dabei die Hoffnung, daß sie noch zukünftig einmal gegen England kämpfen würden, gegen welches sie, wie man dies überhaupt bei jedem Amerikaner finden wird, einen tiefen und gerechten Haß hegten. Plötzlich wurde Lee einen Augenblick schweigsam und nachdenkend, und sagte dann in halb traurigem, halb scherzendem Tone zu M'Clellan: „Wenn wir nur nicht noch einmal gegen einander fechten müssen, bester Freund."

„Wie wäre dies aber möglich und was könnte mich bewegen, jemals gegen Sie, den ich so ungemein verehre, die Waffen zu ziehen?" frug erstaunt der fast zwanzig Jahre jüngere M'Clellan, dabei Lee's Hand ergreifend und sie herzlich drückend.

„Nun, wir Beide werden hoffentlich stets uns persönlich achten und ehren, wie es auch jemals kommen möge; sonst aber befürchte ich, daß dereinst noch ein böses Verhängniß uns trennen kann. Sie, mein Freund, sind ein eifriger Nordstaatler und Feind der Sclaverei, ich hingegen ein Virginier, der die Sclaverei als ein nothwendiges Uebel für die Südstaaten ansieht, und da ich fürchte, daß über kurz oder lang der Norden und Süden der Union sich trennen, ja, noch mit einander kämpfen werden, so kann die Zukunft uns leicht noch dereinst in feindlichen Reihen sehen."

„Ach, lassen wir das, bester Oberst, es wäre der traurigste

Digitized by Google

Tag meines Lebens, wenn ich gegen Sie fechten müßte. Kommen Sie, lassen Sie uns auf den Untergang dieser verdammten Engländer, die heute glücklicherweise wieder von diesen braven Russen so gehörig geschlagen worden sind, anstoßen," rief der lebhafte M'Clellan, der dieses Gespräch gern abbrechen zu wollen schien. Wir erhoben uns nun und stießen mit unseren Theebechern auf den Untergang der Engländer an, welche wir Alle zusammen gründlich haßten.

Als jetzt die Generale Lee und M'Clellan in dieser blutigen siebentägigen Schlacht bei Richmond gegen einander befehligten, mußte ich oft jenes Abends in Sebastopol gedenken. Wahrlich, gar wunderbar sind oft des Menschen Geschicke, denn auch ich hätte es mir damals nicht träumen lassen, daß ich noch dereinst unter Lee's Befehl ein Scharfschützencorps anführen würde. Unsere Armee wurde am 24. Juni bei Richmond zusammengezogen, und Alles deutete darauf hin, daß wir schon in den nächsten Tagen eine blutige Entscheidungsschlacht gegen das M'Clellan'sche Corps schlagen würden.

Kaum graute am 25. Juni der Tag, so erschien der General Lee bei meinem Corps, das wie gewöhnlich auf dem äußersten Vorposten stand. Ich machte ihm meine militärische Meldung über unsern Bestand und über die sonstigen Vorfälle auf den Vorposten. Er erkundigte sich genau nach Allem, und that auch viele Fragen über die feindliche Stellung, so weit wir solche durch unsere Patrouillen recognoscirt hatten. Meine Antworten schienen ihn zu befriedigen, denn beim Fortreiten reichte er mir freundlich die Hand und sagte: „Nun, mein lieber Russe, so nannte er mich stets, ich hoffe, daß wir in der nächsten Zeit eine Schlacht schlagen werden, welche Sie an Sebastopol erinnern soll. Hätten wir nur so 10,000 Mann russische Grenadiere hier."

Schon am 26. Juni begann früh Morgens der Kampf, in

Digitized by Google

dem unser alter braver Jackson mit seiner Division gegen Hannover-Count-House vorrückte, und die dort aufgestellten Unionisten zurücktrieb. Ich persönlich nahm an diesem Angriff keinen Antheil, sondern plänkerte mit meinen Leuten etwas mit den feindlichen Vorposten herum, wobei im Ganzen aber nicht viel herauskam. Leider wurde mir bei dieser Gelegenheit mein gutes Pferd, nun schon das dritte in diesem Feldzug, erschossen. Ich kaufte mir zwar sogleich ein Beutepferd, einen hochbeinigen, braunen Engländer, der in seinen Jugendjahren wohl einst auf der Rennbahn geglänzt haben mochte, doch war es für mich ein so höchst unangenehmes Schlachtroß, daß ich es schon am Abend gegen einen grauen halbwilden texas'schen Hengst vertauschte. Allerdings war dies Rößlein so klein, daß meine langen Beine fast bis zur Erde reichten, und dabei boshaft und wild wie eine Katze, aber sonst flink und ausdauernd.

Am Morgen des 27. Juni eröffnete nun unsere Artillerie gegen die feindliche Stellung eine so gewaltige Kanonade, daß wir dadurch in der That an Sebastopol erinnert werden konnten. Ich ging einen Augenblick zu einer dicht bei uns aufgefahrenen schweren Batterie, welche ein früherer preußischer Artillerieofficier befehligte. Seine Cigarre ruhig rauchend, stand er mitten zwischen seinen Geschützen, diese selbst mit richtend und seine Artilleristen zum genauen Zielen ermahnend. Ein Schuß mußte einen feindlichen Munitionswagen getroffen haben, denn wir sahen eine Explosion. „Na, sehen Sie, Kamerad, was wir Artilleristen für brave Kerle sind! Ich sage Ihnen, es geht nichts über unsere preußische Artillerieschule in Berlin, wo wir so gutes Distanzabschätzen lernten," lachte der Artilleriehauptmann, indem er mir kameradschaftlich eine Cigarre anbot. — Am Abend war auch er schon eine Leiche.

Jetzt rückten unsere besten conföderirten Regimenter von der früheren Potomacarmee unter dem General Longstreet in das

Digitized by Google

Feuer. Es waren größtentheils Veteranen aus Arkansas, Florida und vom Mississippi, Kerle, groß und stark wie die Bären, und wohlgeübt in vielfachen Kämpfen. Alsbald erscholl das Signal zum Angriff. Ein lautes Hurrah ertönte, und vorwärts ging es gegen die feindlichen Batterien, die uns mit einem tüchtigen Kartätschenhagel begrüßten. Wir verloren zwar sehr viele Leute, drangen aber dennoch muthig vor, und hatten bereits zwei feindliche Batterien erobert, als sich eine irländische Brigade der Unionsarmee mit gefälltem Bajonnet uns entgegenwarf. Es war dies entschieden die beste Truppe, welche die ganze Union nur besaß, denn wenn die Irländer auch rohe und übermüthige, dem Trunke ergebene Burschen sind, so geben sie bei energischer Führung für den eigentlichen Kampf doch vortreffliche Soldaten ab. Wüthend kämpften jetzt vielfach Irländer gegen Irländer für eine ihnen vollständig gleichgültige Sache. Viele Soldaten meines Corps riefen die ihnen gegenüberstehenden Feinde, die sie persönlich kannten, beim Namen an, und dann schossen und fochten sie wieder mit der größten Wuth gegen einander los. Es ist doch ein eigenes Ding um die menschliche Natur, und die Lust am Kampf und am Blutvergießen liegt viel tiefer in uns, als unsere Humanisten und Friedensfreunde dies behaupten.

Noch mehr feindliche Truppen wurden jetzt gegen uns geführt, und es half uns nichts, wir mußten die schon genommenen Positionen wieder räumen und zurückgehen. Wir drangen mit Hülfe von zwei neuen Regimentern zwar abermals vor, hätten unsere Stellung aber schwerlich behauptet, wenn nicht der General Jackson die Feinde jetzt im Rücken umgangen hätte. So zogen die Unionisten denn am Abend in guter Ordnung ab, und ließen uns die blutgetränkte, mit Leichen bedeckte Wahlstätte. Es war wieder schaurig in dieser Nacht, und Tausende von unverbundenen Verwundeten klagten und jammerten in allen Sprachen der Welt rings um uns her. Doch der Mensch gewöhnt sich

Digitized by Google

zuletzt an Alles, und so besonders auch an die Schrecknisse des Krieges. Ich war in den letzten vierundzwanzig Stunden kaum vom Pferde gekommen und todmüde; und nachdem ich die nöthigen Anordnungen in meinem Corps, welches an achtzig bis neunzig Todte und Verwundete verloren hatte, getroffen und mein Abendessen, das in einem in Brandy aufgeweichten alten Schiffszwieback bestand, mit wahrem Heißhunger verzehrt hatte, hüllte ich mich in meinen Mantel, warf mich auf die nackte Erde, schob einen blutbefleckten Tornister als Kopfkissen unter meinen Kopf, und schlief mehrere Stunden so ruhig, als läge ich im weichsten Gastbette des wohlhäbigsten pommer'schen Edelhofes.

Am andern Tage ging der furchtbare Kampf von Neuem an, und besonders die Regimenter des Generals Jackson stürzten sich mit wahrer Mordlust auf die Unionisten. Unsere Division war aber zu hart mitgenommen, als daß sie gefechtstüchtig sein konnte; auch hatten wir gar keine Munition mehr. So blieben wir denn an diesem Tage ruhig in der Reserve stehen, um uns einigermaßen wieder zu erholen, und erhielten auch gegen Mittag aus Richmond so viel schlechtes Fleisch und verdorbenes Mehl, daß unsere Leute sich wenigstens eine warme Suppe kochen konnten. Sonst war in unserem ganzen Verpflegungs- und Lazarethwesen wieder Unordnung über Unordnung. Die schurkischen Lieferanten und Verpflegungsbeamten suchten nur sich auf jegliche Weise zu bereichern, gleichviel, ob Tausende von braven Soldaten dadurch nutzlos zu Grunde gingen. So waren fast alle Medicamente, welche die Verwundeten und Kranken in den Lazarethen erhielten, lauter verfälschte, gänzlich nutzlose Sachen. Statt der so nothwendigen Chinarinde für die vielen Fieberkranken gab es häufig nur gepulverte Eichenlohe, und statt Wundsalbe geschmolzenes Hammeltalg. Auch unsere meisten Militärärzte waren unwissende, zusammengelaufene Barbiergesellen, die man in Europa kaum zum Hühneraugen-

Digitized by Google

ausschneiden benutzt haben würde. So ein amerikanisches Lazareth ist wirklich ein Ort des Grausens und der Unmenschlichkeit, wie dergleichen in der Welt nicht ärger gefunden werden kann. Selbst die schwersten Verbrecher in Sibirien werden ungleich menschlicher behandelt, als wie hier mit den Verwundeten und Kranken umgegangen wird, und besteht hierin — geringe Ausnahmen natürlich abgerechnet, weiter kein Unterschied zwischen den Conföderirten und Unionisten.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es mir am Abend endlich, wieder nothdürftige Munition für mein Corps zu erhalten. Da wir bei der Verfolgung der sich zurückziehenden Feinde mit die Vorhut bilden sollten, so brachen wir denn am Spätabend auf und marschirten einen Theil der Nacht hindurch, um die uns angewiesene Stelle einzunehmen. Wir kamen jetzt auch bei dem vom Feinde geräumten und angezündeten Lager vorbei. Die meisten werthvollen Sachen und besonders auch große Massen von Lebensmitteln aller Art waren vernichtet. Doch fanden wir noch mehrere Ballen grobes blaues Tuch, welches meine Soldaten zu Mänteln und Decken benutzten. Von unserem Aussehen kann sich überhaupt Niemand einen Begriff machen. Da bei den vielen Märschen unser Schuhzeug gänzlich zerrissen und kein neues zu bekommen war, so hatten meine meisten Soldaten sich Pferdehäute zu Sandalen zugeschnitten und solche mit Riemen an die nackten Füße geschnürt. Unsere grünen Jacken waren auch schon längst zerrissen, und viele Soldaten liefen in Hemdsärmel umher, und trugen nur eine alte Wollendecke, durch deren Schlitz der Kopf gesteckt war, als einzige Bekleidung des Oberkörpers. Auch Sansculottes im eigentlichen Sinne des Wortes hatte ich mehrere in meiner Compagnie. So machte ein kleiner, breitmäuliger Irländer, ein Kerl, der wie der Teufel focht und dessen breites Haubajonnet stets im Gefecht vom Blute triefte, diese ganze sechstägige

Digitized by Google

Schlacht bei Richmond in einem rothen Frauenunterrock mit, den er wohl einer virginischen Farmersfrau gestohlen haben mochte. Ein Flügelmann der einen Compagnie, ein baumlanger Texaner, ursprünglich ein geborener Würtemberger, trug ein Paar gelbe Lederhosen und darüber einen kurz abgeschnittenen schwarzen Chorrock eines Geistlichen. Der General M'Clellan beabsichtigte übrigens noch nicht den Kampf gänzlich aufzugeben, sondern hatte bei Fraciers-Farm an der Newmarket-Straße eine neue, sehr befestigte Stellung eingenommen. So begann denn der fünfte Tag dieser blutigen Woche bei Richmond auf's Neue mit einem heftigen Gemetzel. Zwei schwere Batterien, die vortheilhaft auf einer Höhe aufgestellt waren, deckten das feindliche Centrum, und deren Erstürmung war selbst im glücklichsten Fall keine Kleinigkeit. Nun, es half nichts, wir mußten dran, und mit dem wilden, ich möchte fast sagen verzweifelten Muth, den die conföderirten Truppen fast bei jeder Gelegenheit jetzt zeigten, begann der Sturm. Es war den ganzen Tag über, mit geringen Unterbrechungen, ein furchtbares Ringen und Würgen; doch vermochten wir keinen Erfolg zu erzielen. Was half es uns, wenn wir auch vordrangen, da das mörderische Feuer der unionistischen Geschütze unsere Reihen stets wieder zu Boden schmetterte? Zu ganzen Haufen lagen die Todten und Verwundeten übereinander, und unsere Schaaren wurden so klein, daß wir zuletzt auf keinen guten Ausgang mehr hoffen konnten. So standen wir denn am Abend dieses blutigen Tages an demselben Platze, wo wir am Morgen gestanden hatten, waren aber kaum noch den vierten Theil mehr so stark. Von meinem Corps waren abermals an hundert Mann todt oder verwundet, und ich hatte kaum noch 300 gefechtstüchtige Männer im Gliede. Wunderbarer Weise war ich selbst gar nicht verletzt worden, obgleich meine Kleidung verschiedene Löcher, die von Splittern platzender Granaten herrührten, zeigte.

Digitized by Google

Die Nacht war wieder gräßlich, und wir verbrachten sie abermals auf der blutigen Wahlstatt, ohne Lebensmittel und, was noch quälender war, ohne Wasser, welches auf dieser ganzen Hochebene nicht zu finden war. Die unglücklichen Verwundeten schrien und jammerten vor Durst, und doch konnten wir ihnen beim besten Willen nicht helfen. Ich hatte noch eine ganze Flasche voll Rum bei mir, und vertheilte solche unter alle verwundeten Officiere und Soldaten meines Corps, so weit ihr Inhalt reichte; aber es kam nicht viel auf Jeden, und dazu war der scharfe Rum gerade nicht geeignet, den Durst der Verwundeten zu löschen. Total ermüdet, warf ich mich endlich in der Morgendämmerung neben meinem kleinen Pferde, das vor Ermattung und Hunger auch kaum noch auf den Füßen stehen konnte, auf den Boden, und fiel sogleich in einen festen Schlaf. Kaum zwei Stunden mochte ich wohl so geschlafen haben, da weckte mich auf's Neue der Kanonendonner, und der sechste Tag dieser großen Mordschlacht begann. Zuerst geschah nur ein gegenseitiges lebhaftes Kanoniren, denn unsere auf dem Schlachtfelde bivouakirt habende Infanterie war zu schwach, um abermals den Sturm zu erneuern. Der General M'Clellan mußte aber unsere Schwäche bemerkt haben, denn er ließ zwei frische Reservedivisionen, die anscheinend noch gar nicht im Feuer gewesen waren, mit gefälltem Bajonnet gegen uns anstürmen. Diesen Stoß hielten unsere von Hunger und Anstrengung ermatteten und noch dazu ihrer meisten Officiere beraubten Soldaten nicht aus, sondern wandten sich zur Flucht. Das war denn ein entsetzlicher Augenblick für mich, denn ich mochte wollen oder nicht, ich ward mit von dem Strom der Flüchtlinge fortgerissen, und mußte auch Fersengeld geben. Lebhaft drangen die Unionisten hinter uns her, und ihr lautes Freudengebrüll und ihre jubelnden Rufe: „Nach Richmond, vorwärts nach Richmond, laßt uns das verdammte Rebellennest verbrennen!“ drangen gellend in mein Ohr.

Digitized by Google

In diesem verhängnißvollen Augenblick kamen drei unserer besten Cavalerieregimenter auf schaumbedeckten Rossen angerasselt.

„Hoho, Ihr Jungen, bei Euch sieht's schlecht aus, und Ihr sitzt arg in der Patsche. Na wartet, wir wollen Euch schon heraushauen," rief mir lachend mein alter Kamerad, der frühere preußische Husarenofficier, zu, der an der Spitze eines trefflichen Reitertrupps ritt, indem er seinen edlen virginischen Rappenhengst, der jetzt aber vor Schaum weiß wie ein Schimmel aussah, einen Augenblick an meiner Seite anhielt. Wie das Donnerwetter warf sich nun diese treffliche Reiterei mit verhängten Zügeln in den Feind, und hieb schonungslos drauf ein. Wahrhaftig, besser kann der große Seidlitz im siebenjährigen Kriege auch nicht eingehauen haben, als dies jetzt der General Anderson mit seinen texas'schen und virginischen Reitern that. Die bei unserer Verfolgung etwas auseinander gekommene feindliche Infanterie ward von unserer Reiterei sogleich aufgehalten und bald auch zurückgedrängt.

In diesem Augenblick erschien nun der muthige und von seinen Soldaten mit Recht sehr geehrte General Hill an der Spitze eines schon sehr zusammengeschossenen Regiments von Nordcarolina. „Pfui, Ihr Leute, schämt Euch, wer ein braver Soldat ist, folgt seinem General," rief er mit lauter Stimme, dabei die Fahne seines Regiments ergreifend. Auch wir anderen Befehlshaber warfen uns jetzt mit dem Degen unseren fliehenden Truppen entgegen, und so gelang es uns bald, sie zum Stillstehen und dann auch zum Umkehren zu bewegen. So wandten wir uns denn abermals gegen die Feinde, und da die Munition unserer Soldaten schon längst verschossen war, mußten wir nur mit den blanken Waffen fechten. Ein Kämpfen oder richtiger ein Morden, wie ich es in allen Kriegen, denen ich jemals beiwohnte, nicht blutdürstiger und wilder sah, begann jetzt. Als wenn wilde Bestien, von Hunger gepeinigt, sich gegenseitig

Digitized by Google

zerfleischen, so kämpften jetzt die Unionisten und Conföderirten in schonungsloser Wuth gegen einander. Von Pardongeben war gegenseitig gar keine Rede, sondern Jeder suchte seinen Gegner schnell zu tödten, um dann mit erneuter Kraft auf einen andern Feind loszustürzen. Ich selbst hieb mich auch anfänglich mit einem Yankeeofficier herum, daß die Funken von den Klingen sprühten, und es gelang mir endlich, meinen Gegner durch einen mächtigen Quarthieb über das Gesicht zu Boden zu strecken. In demselben Augenblick sprang ein anderer feindlicher Officier mit vor Wuth verzerrtem Gesicht auf mich los, und ausrufend: „Du Hund, da hast Du Deinen Lohn!“ feuerte er blitzschnell zwei Läufe seines Revolvers aus unmittelbarer Nähe auf mich ab. Die eine Kugel drang in meinen linken Fuß und zerschmetterte einen Theil des Schienbeines, die andere streifte meine Seite. Ich fiel sogleich zu Boden, und wäre rettungslos verloren gewesen, wenn nicht alsbald zwei brave irländische Soldaten meines Corps mit gefällten Bajonnetten vorgesprungen und mich mit Gefahr ihres Lebens geschützt hätten. Einige andere Soldaten, unter denen zwei leicht Verwundete waren, hoben mich nun auf und trugen mich aus dem Kampfgewühl hinaus zu dem Platze, wo ich mein Rößlein bei unserer Bagage zurückgelassen hatte. Bei dieser Gelegenheit konnte ich die für einen Officier im Kriege unendlich wohlthuende Erfahrung machen, daß der bessere Theil der Soldaten meines Corps eine wahre Anhänglichkeit für mich zeigte; obgleich ich, wie ich dies für meine Pflicht hielt, im Dienst stets schonungslos streng gegen sie war, und so weit dies überhaupt unsere Zustände erlaubten, möglichst auf eine feste Disciplin zu halten suchte. Wüßte nur jeder Officier, wie leicht er sich bei aller Strenge durch unpartheiische Gerechtigkeit und wahre Sorgfalt für ihr Wohl die Liebe seiner untergebenen Soldaten erwerben kann, und von welchem unendlichen

Digitized by Google

Werthe dies im Felde für ihn ist! Was hilft alle Furcht, wenn die wahre Zuneigung fehlt?!

Ich ward nun in den Sattel meines Pferdes gehoben und mußte, langsam reitend, den weiten Weg nach Richmond zurücklegen, wobei ein Soldat mein Pferd am Zügel führte, ein anderer aber mich stützte, da ich sonst vor Schwäche herabgefallen wäre. Der Ritt bereitete mir so entsetzliche Qualen, daß ich mir oft die Lippen blutig beißen mußte, um nicht vor Schmerz laut aufzuschreien. Zwar hatte ein Soldat, ein früherer Fleischhauer aus Nürnberg, mir eine Art Nothverband angelegt, damit ich mich nicht ganz verbluten sollte, allein aus der tiefen Wunde tropfte das Blut doch noch stark hervor. Endlich zwei Meilen vor Richmond ward ich vor Schmerz und Blutverlust ohnmächtig, und fiel aus dem Sattel auf die Erde. Ein glücklicher Zufall wollte, daß bald darauf ein amerikanischer Arzt, der nach dem Schlachtfelde eilen sollte, angeritten kam. Die mich begleitenden Soldaten hielten ihn an, und er legte mir nun einen besseren und festeren Verband an, worauf ich von meinen treuen Leuten auf ihren Gewehren, auf denen sie ein Lager von Baumzweigen bereitet hatten, nach Richmond getragen wurde. Ich war übrigens stets in einem halb bewußtlosen Zustande. In Richmond ward ich in einer kleinen leer stehenden Kammer eines großen, dem Staate gehörenden Hauses auf einen Maisstrohsack gelegt. Ich freute mich sehr über die Ruhe, die meine Schmerzen verminderte, und bat nur um Wasser, damit ich meinen brennenden Durst löschen konnte. Als ich mich satt getrunken hatte, fiel ich in den festen Schlaf der äußersten Ermattung, aus dem ich durch einen stechenden Schmerz in meinem verwundeten Fuße geweckt wurde. Da ich die Augen aufschlug, sah ich, daß zwei amerikanische Militärärzte an meiner Wunde herumschnitten und mir mit der Lanzette Stücke des zersplitterten Knochens herauszogen, was diesen besonders hef-

Digitized by Google

tigen Schmerz verursachte. Inzwischen hatte mein Diener, ein Negersclave, den ich von seinem Herrn gekauft, und der mir während der Schlacht aus dem Gesicht gekommen war, mich mit vieler Mühe aufgefunden, und sorgte nun mit der größten Aufmerksamkeit für mich. Freudestrahlend theilte er mir auch mit, daß endlich am siebenten Tage dieses entsetzlichen, eine ganze Woche dauernden Kampfes vor Richmond die unionistische Armee des Generals M'Clellan vollständig geworfen und jetzt schon auf dem eiligen Rückzuge begriffen sei. Das war denn doch wenigstens eine gute Nachricht, die mir mein hartes Schmerzenlager versüßte.

Am vierten Tage nach meiner Verwundung erschienen zwei conföderirte Militärärzte, die gerade nicht zu Aeskulap's fähigsten Jüngern zu gehören schienen, und erklärten mir, daß mein linker Fuß nothwendigerweise amputirt werden müsse. Hierin wollte ich unter keinen Umständen willigen, denn als invalider Krüppel sah ich hier in Amerika doch nur einer höchst traurigen Zukunft entgegen, und der Tod war mir daher entschieden lieber, als diese Amputation, die mir dazu noch nicht einmal nothwendig schien. Ich ließ mir also von meinem schwarzen Pompejus meinen Revolver in die Hand geben, und erklärte fest, daß ich jedem Arzt, der mit dem Amputirmesser mir nahen würde, unzweifelhaft eine Kugel durch den Kopf jagte. Mit rohem Gelächter verließen mich nun diese beiden Schufte, und bekümmerten sich gar nicht mehr um mich, so daß ich einige Tage ohne jegliche ärztliche Hülfe war. Ich wäre unzweifelhaft verloren gewesen, und war auch schon mit dem Gedanken des nahen Todes vollständig vertraut, als ein sehr glücklicher Zufall wollte, daß mein treuer Pompejus, dem ich bereits die Freiheit versprochen hatte, dem mir von der Pflanzung am Mississippi her näher bekannten deutschen Arzt in Richmond begegnete. Er theilte diesem meinen Zustand mit, und der brave

Digitized by Google

Doctor eilte nun sogleich an mein Lager. Als er meine Wunde erblickte, sagte er kopfschüttelnd: „Ein Glück, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin; wäre ich vierundzwanzig Stunden später erschienen, so wären Sie rettungslos verloren gewesen. Da Sie aber eine vortreffliche Constitution besitzen, so hoffe ich Sie mit Gottes Hülfe auch ohne eine Amputation noch zu retten.

Der geschickte Doctor hielt Wort, behandelte mich mit eben so viel Sorgfalt wie Geschicklichkeit, und stellte mich in sechs Wochen so weit wieder her, daß ich doch schon von meinem Lager aufgehoben, auf einem alten Lehnstuhle sitzen und in das Freie getragen werden konnte. Da Richmond, welches von Kranken und Verwundeten überfüllt war, einen sehr ungesunden Aufenthaltsort darbot, so ließ ich mich auf den Rath des Arztes Anfangs September nach einer zehn Meilen weit davon entfernten Pflanzung tragen, deren Besitzer mir vom vorigen Winter her näher bekannt war, und mich, so weit es seine jetzigen Umstände erlaubten, sehr gastfreundlich aufnahm. Hier brachte ich nun vier Monate in großer Abgeschiedenheit, aber sonst gar nicht unangenehm zu, mußte zwar anfänglich noch lange an der Krücke gehen, konnte aber allmählich meinen Fuß schon immer mehr gebrauchen lernen. Diese große Muße, die mir hier ward, habe ich nun so viel wie möglich dazu benutzt, meine Tagebücher zu ordnen und die Erinnerungen meines vielbewegten Lebens aufzuzeichnen. Vielleicht daß bei ihrer etwaigen späteren Veröffentlichung hier und da ein junger deutscher Kamerad solche nicht ganz ohne Interesse liest, und einige nützliche Bemerkungen daraus seinem Gedächtniß einprägt. Mit dem Beginn des neuen Jahres 1863 hoffe ich übrigens wieder so weit hergestellt zu sein, um meinen Dienst von Neuem antreten zu können, wonach mich sehr verlangt.

Digitized by Google

Nachschrift des Herausgebers.

Hiermit endigen die uns überlieferten Papiere dieses so überaus tüchtigen Officiers. Er trat im Januar 1863 von Neuem in den Dienst, ward aber nach einigen Wochen schon abermals verwundet, und starb im März oder April desselben Jahres an seinen Wunden in Richmond. Sei ihm die Erde auf dem Boden Amerikas leicht. Schade, daß er seine große militärische Befähigung nicht im Dienste Deutschlands, und besonders Preußens, welches er trotz aller Enttäuschungen mit so treuer Kraft liebte, verwerthen konnte. Noch auf seinem Sterbebette hatte er an einen früheren Kameraden geschrieben: „O, wäre ich doch unter der Fahne Preußens gestorben, wie süß sollte mir der Tod sein, statt daß ich jetzt für eine mir gleichgültige Sache geblieben bin!“

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Digitized by Google

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Kleucke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pest. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien." gr. 8. broch. 16 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern

Digitized by Google

und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. broch. $2^2/_3$ Thlr.

Lippard, George, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung aus dem westlichen Nord-Amerika. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung aus Neu-Mexico und dem angrenzenden Indianer-Gebiet. Im Anschluß an den „Halbindianer". 4 Bde. 8. broch. $5^3/_4$ Thlr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein Prinz von Gottes Gnaden. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Sternberg, A. von, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. $1^1/_4$ Thlr.

Sternberg, A. von, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sternberg, A. von, Kleine Romane und Erzählungen. 8. 3 Bde. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. $10^1/_2$ Thlr.

Digitized by Google

Werthvolle Reise-Erinnerung!

Verlag von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig:

Die Alpen

in

Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt

von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Octav. 1 starker Band. eleg. brosch. 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. $4\frac{1}{3}$ Thlr. Goldschnittband $4\frac{2}{3}$ Thlr.
Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände in Deutschland, wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlagshandlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten unveränderten wohlfeilen Volks-Ausgabe schreiten mußte. Sie giebt nachstehend aus der großen Summe der in deutschen wie englischen Zeitschriften erschienenen Kritiken (die in den englischen Blättern über die von Rev. Stephen Leslie besorgte **vortreffliche englische Uebersetzung bei Longman & Co. in London** erschienenen Urtheile folgen unten) einige Auszüge zu gefälliger Notiz.

Digitized by Google

Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. **Eine französische Uebersetzung im Verlage von H. Georg in Genf wird ebenfalls vorbereitet.**

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen:

Das Werk soll ein Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwenglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat.

Roßmäßler, Aus der Heimath.

„Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet, den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigenthümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie den Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen, zugleich auch für den, welcher sich die eigene Anschauung der gewaltigen Gebirgsscenerie und des Lebens in derselben versagen muß, die anziehendste Lektüre."

Giebel u. Heintz, Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.

Noch ehe wir dies niederschreiben, wird Berlepsch's schönes Werk in manchem Leser die Erinnerung an den Genuß, den ihm einst die Wanderung durch die Alpen gewährte, wohlthuend aufgefrischt, in vielen anderen die Sehnsucht nach eigener Anschauung jener herrlichen, großartigen Gebirgswelt erweckt haben. Mit hingebender Liebe für die Alpennatur, die er mit gründlicher Kenntniß beschreibt, führt der Verfasser eine lange Reihe einzelner Bilder in anziehender poetischer und allgemein verständlicher Sprache vor, u. s. w. — Zog uns schon das Wort, die lebensvolle Schilderung, bisweilen unvermerkt in die Täuschung hinüber, als erlebten und sähen wir all das Liebliche und Schöne, das Schreckensvolle und Erhabene, so wird diese Wirkung noch erhöht durch die wahrhaft künstlerischen Illustrationen, selten haben wir in derartigen Werken so genial gezeichnete und durch Holzschnitt so vorzüglich wiedergegebene Bilder angetroffen.

Petermann's Mittheilungen.

Digitized by Google

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. Zwei starke Bände. 8. broch. 3 Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Perels, Emil, Handbuch zur Anlage und Construction landwirthschaftlicher Maschinen und Geräthe für Maschinenfabrikanten, Constructeure, für Studirende der Technik, polytechnische Schulen zu Vorträgen und für gebildete Landwirthe. In 7 Heften mit circa 80 lith. Tafeln. Lex.-8. Preis pro Heft broch. circa $1^1/_3$ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergoldeten Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr. $7^1/_2$ Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt. 1 Thlr. 5 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Digitized by Google